# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

# Bibliothek
der
# Unterhaltung
und des
# Wissens.

---

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

---

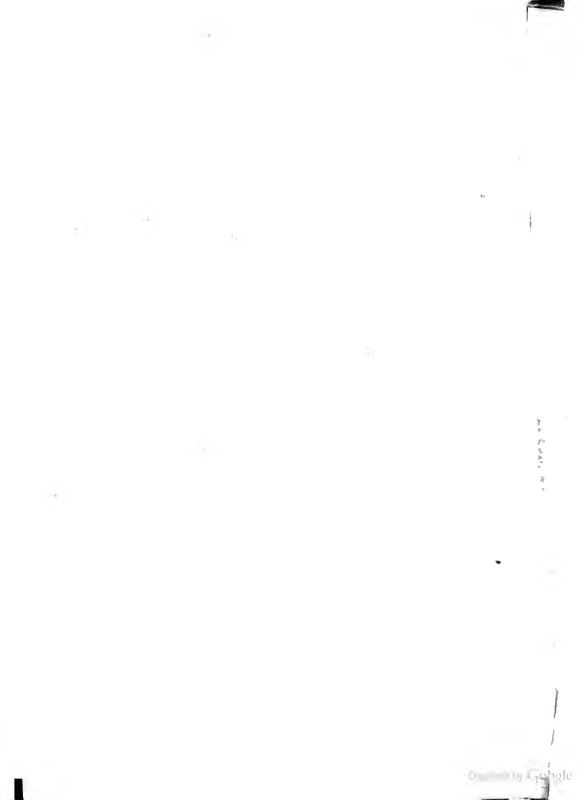
Jahrgang 1889.

**Dritter Band.**



Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönleins Nachfolger.

# Inhalts-Verzeichniß des dritten Bandes.



# Parasiten.

Roman

von

**Johannes Emmer.**

(Fortsetzung.)

---

14. (Nachdruck verboten.)

Man pflegt es einen „merkwürdigen Zufall“ zu nennen, wenn beispielsweise zwei weit von einander entfernten Menschen zu gleicher Zeit irgend ein gleiches Ereigniß widerfährt, obwohl nicht selten die Merkwürdigkeit eigentlich darin besteht, daß man von dieser Gleichzeitigkeit und Gleichheit überhaupt erfuhr. Ein solch' merkwürdiger Zufall begegnete nun auch zwei — Briefen, die am gleichen Tage um fünf Uhr Nachmittags gelesen wurden, welche beide am Schlusse den doppelt unterstrichenen Vermerk trugen: „Nach dem Lesen zu verbrennen“, und die — nicht verbrannt wurden, und welche schließlich jeder den gleichen Eindruck bei dem Lesenden hervorriefen. Der Unterschied war, daß der eine, von einer Frau geschrieben, in Brüssel gelesen wurde, der andere zeigte die Schriftzüge einer Männerhand und befand sich in den Händen der Gräfin Lorrain.

Der Brief, welcher in Brüssel, anstatt an der Flamme zu verkohlen, sorgfältig in einer Falte eines Taschenbuches verborgen wurde, lautete:

„Wenn Sie Maler wären, müßten Sie aus Dankbarkeit mich als Frau Fortuna mit dem Füllhorn malen und mir das Bild widmen. Ja, ein Füllhorn voll guter Nachrichten schütte ich über Sie aus. Seine Excellenz, der Minister, hat es endlich aufgegeben, weitere Ausflüchte zu machen, und sich auf den Widerstand seiner Kollegen zu berufen.

Er muß — und die Anderen müssen auch, wenn sie nicht wollen, daß der Skandal auch auf sie zu zurückfalle.

Steiner, der täppische Junge, hat einen Meisterstreich gemacht, und ich muß ihn wahrhaftig jetzt einige Zeit lang mit freundlichen Blicken belohnen. Der alte Steiner hatte ein Gut, auf welches er Geld geliehen hatte, übernehmen müssen, und konnte es nicht los werden, der junge mußte es nun dem Minister anbieten. In meinem Salon kam der Handel zu Stande, es war ein unbezahlbares Schauspiel. Wie der gute Junge beredt wurde! Er sprach wie ein Poet von den Reizen der Gegend, und wie ein Volksredner von den vortheilhaften Erträgnissen des Gutes, wie ein Roßtäuscher über den niederen Kaufpreis.

Alles war so glänzend, so verlockend, so reizend, daß ich selbst mich vergaß und ganz unwillkürlich ausrief: ‚Ach, könnte ich dies haben!‘ Ich mußte später selbst darüber lachen, aber in jenem Augenblicke war dies wirk-

lich meine Ueberzeugung. Mich wunderte es auch gar nicht, daß Seine Excellenz der Versuchung erlag und das Gut nahm. Leicht genug wurde es ihm ja gemacht, er hatte nichts zu thun, als zwei Wechsel zu unterzeichnen.

Ich mußte an mich halten, um nicht aus Freude in die Hände zu klatschen; Steiner machte dagegen eine Miene, als hätte er das schlechteste Geschäft gemacht — der Schlaukopf! — und doch war ein gutes Drittel des Kaufpreises Gewinn. Das Weitere können Sie leicht errathen.

Der Minister muß am Verfallstage den ersten Wechsel einlösen — das vermag er nicht — oder ihn einlösen lassen — das können nur wir. Wollte er das Gut wieder verkaufen, so bekäme er nicht einmal so viel, als die Summe des ersten Wechsels beträgt, und woher würde er dann das Geld für den zweiten nehmen? Sie sehen also, daß wir bald eine günstige Entscheidung erwarten dürfen. Der Wechsel ist in drei Monaten fällig.

Auch Nicoler hat seine Schuldigkeit gethan, die große Bürgerversammlung hat sich für das Projekt ausgesprochen, und die Zeitungen beginnen für dasselbe zu schwärmen.

Was nun die andere Sache betrifft, so steht es auch hier auf das Beste. Ihre Freundin, die Frau Seiner Excellenz, fragte mich vorgestern, ob ich noch keine Nachricht von Ihnen erhalten hätte. Errathen Sie, was das heißen will? Die Arme hat sicher schlaflose Nächte, seitdem sie die Zeitungsnotiz gelesen, daß ein Amerikaner sich nach dem Preise des bewußten Brillantschmuckes er=

kundigt habe. Nehmen Sie also sofort die Feder zur Hand und schreiben Sie Ihrer trostlosen Freundin, daß das Halsband ihren reizenden Nacken in dem Augenblicke schmücken soll, in welchem ein gewisses Papier unterzeichnet wird.

Doch dies Alles ist nur Nebensache. Ja, wahrhaftig Nebensache, mögen Sie auch noch so sehr erstaunen. Das Wichtigste muß ja den Schluß bilden. Um es kurz heraus zu sagen: ich habe mich des Erben versichert, und die eine Hälfte gehört sicher uns. Wir Frauen haben zuweilen doch etwas mehr Energie, als ihr stolzen Männer, und ich bin entschlossen — zu Allem.

Geht es auf dem einen Wege nicht, so werde ich unbedenklich jenen betreten, der zum Ziele führt, mag er sein, wie er will. — Nun, vorläufig läßt sich die Sache sehr ungefährlich an; ich setze nicht meinen Kopf auf's Spiel, sondern nur ein minder wichtiges Glied, meine Hand. Ich sehe Sie im Geiste schon spöttisch lächeln und sagen: ‚Ah, wie romanhaft!‘ Nun ja, die Geschichte ist romanhaft geworden, und ich spiele eine Rolle, wie sie Dutzenden von Heldinnen schon angedichtet wurde. Ich gestehe ja gerne, daß ich das Lächerliche derselben empfinde, um so mehr habe ich ein Recht, daß man meinen Muth bewundere, denn für eine Frau kann es nichts Schwierigeres geben, als der Gefahr der Lächerlichkeit entgegen zu gehen.

Sie hatten mir den Rath gegeben, den Mann zu ‚kaufen‘; ein recht billiger Rath, denn das Schwere an der Sache ist ja das ‚Wie‘. Und Sie haben wohl recht

gut gewußt, daß dieses häßliche Scheusal mit allen Tugenden gepanzert ist, sonst hätten ja Sie selbst den ‚Kauf' zu Stande gebracht. Mir wäre es wohl auch nicht geglückt; der Mann hat wahrlich nicht seines Gleichen.

Ich hatte eine Scene mit ihm, welche jeden Anderen um den Verstand gebracht hätte — er ging so ruhig von mir, als verließe er sein Bureau. Ich war verzweifelt, fühlte mich bis in den Staub gedemüthigt; ich weinte vor Zorn, Scham, Aerger. Noch jetzt bebt Alles in mir, wenn ich daran denke, was ich zu ihm gesagt hatte. Nie hat ein Mann mich so gesehen, wie er — und wie er von dannen ging! Ungerührt, ungebeugt. Er wird sich aber doch beugen müssen, und dann —! Ich werde mich rächen!

Der Zufall war mir hold; das Glück nimmt wahrlich meine Partei — — Und jetzt kommt das Romanhafte! Bei einem Souper gerieth mein ‚schöner' Freund in Streit mit Lubomir, der, wie es sich gehört, ausgetragen wurde. Sie wissen, welch' ein gefährlicher Gegner der Rittmeister ist, und diesmal stand ihm ein Mann gegenüber, der vielleicht nie eine Pistole in der Hand gehabt hatte. Ich erfuhr die ganze Geschichte erst Morgens, und der sie mir erzählte, meinte, daß zweifellos bereits ein Todter oben auf dem Wesenberge liege. Es ließ mir keine Ruhe, ich hatte nicht die Kraft, eine Nachricht abzuwarten, so entschloß ich mich denn sofort, selbst hin zu fahren. Etwas Seltsames war geschehen; die Kugel Lubomir's hatte getroffen und doch nicht ge-

tödtet, sie hatte den eisernen Schädel — das sieht dem Menschen gleich — nur gestreift und eine langandauernde Bewußtlosigkeit hervorgerufen, welcher ein fieberhafter Zustand folgte: — der Arzt nennt es eine Gehirnerschütterung. Mein Entschluß war im Augenblicke gefaßt. Der Widerspenstige war jetzt wehrlos, wenn ich ihn in meine Hände bekäme, würde ich ihn wohl zähmen können. Die günstige Gelegenheit, mich des Mannes zu versichern, durfte nicht versäumt werden.

Kranke sind empfänglich für Beweise von Liebe und sie danken nicht selten mit gleicher Münze. Auch dieser wird sich zu Dank verpflichtet fühlen, und an mir soll es wahrlich nicht fehlen, um das Dankgefühl in die richtige Bahn zu leiten. Ich kann nur gewinnen, er hat aber etwas zu verlieren, was in meinen Händen ist — sein Leben. Entweder — oder; ich bin entschlossen, Alles zu wagen.

Das Alles schoß mir damals durch den Kopf, als ich darauf bestand, daß man den Mann in meine Wohnung bringe, und nun pflege ich ihn als ‚barmherzige Schwester'.

Liest sich das nicht wie ein Kapitel aus einer Novelle? Nur sitze ich selbst nicht ‚Stunden lang am Bette des Geliebten, mit meiner Hand seine heiße Stirne kühlend', sondern überlasse dies Geschäft einer wirklichen barmherzigen Schwester, bis der Arme wieder zur Vernunft kommt. Die Aerzte meinen, das würde in zwei bis drei Tagen erfolgen. Dann werde ich mich zeigen, und hoffentlich hat diese wahrhafte Geschichte das gleiche

Ende, wie die Romane oder Novellen, mit denen ihr Beginn so viel Aehnlichkeit hatte. — Sie errathen wohl, worauf ich abziele! Bewundern Sie jetzt meinen Heroismus? — Wenn die wahre Geschichte aber doch ein anderes Ende nimmt, als das im Roman übliche, so wird sie zugleich auch ein Ende nehmen, welches Ihnen, mein theurer Freund, statt der Hälfte das Ganze verschaffen wird. — Apropos, wie weit sind Sie denn mit Ihrer ‚geraubten Sabinerin‘ gekommen? Ist sie spröde, diese ältliche Jungfrau?"

— — — — — — — — — — — —

Bei der Gräfin war folgendes Schreiben eingetroffen:

„Vom grauen Himmel rieselt es melancholisch hernieder, im Kanal schlagen schmutzige Wellen mit mißtönigem Geräusch an den Damm, die Menschen schleichen mit verdrießlichen und gelangweilten Mienen einher — ist es da nicht verzeihlich, wenn die Stimmung trübe und düster wird? Zumal die eines Menschen, der sich als einen Verbannten betrachten muß, der kaum noch die Hoffnung hegen darf, jenes Paradies wieder zu betreten, welches die Welt den Salon der Gräfin Lorrain nennt. Ich fühle mich müde, widerwärtig erscheint mir dieses Leben und wahrlich verlockend der Gedanke, ein Spiel aufzugeben, dessen Gewinn allen Reiz verloren hat. Ich spreche da von Gewinn; vielleicht sollte ich richtiger sagen, daß ich den Verlust der Parthie nicht ertragen will. In der That steht die Parthie schlecht für mich; ein unerwarteter Feind ist aufgetaucht, der all' meine Pläne zu vereiteln droht. Wäre es doch nur ein Mann, dann

fände ich vielleicht den Muth, mit einem raschen Schlage mir freie Bahn zu schaffen! Mein Verstand sagt mir zwar, daß es Thorheit wäre, so nahe am Ziele zurückzuweichen, und doch finde ich nicht die Energie, um das letzte Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Ich kann heute mich nicht deutlicher erklären, es würde auch nichts nützen, denn in der Lage, in der ich mich befinde, hilft kein Rath eines Dritten.

Morgen fahre ich über den Kanal; drüben wird es sich entscheiden müssen, ob ich matt gesetzt werde oder nicht. — Fragen Sie mich nicht, was mir alle Thatkraft geraubt hat. Furcht ist es sicher nicht, denn Gefahren haben mich niemals entmuthigt.

Wie ich soeben erfuhr, ist mein Namensvetter dort erschienen, was mir im Grunde willkommen sein kann. Ich habe dafür gesorgt, daß sein Dasein mir statt zum Schaden, zum Vortheil gereichen muß. Er wird — zwar sehr wider Willen — meine Stelle vertreten müssen, wo ich aus guten Gründen meine Person nicht preisgegeben sehen möchte. Wenn etwas das Vertrauen auf meinen Stern wieder beleben kann, so wäre es dieser humoristische Zufall, daß Jemand urplötzlich erscheint, der seinen Kopf in die für mich bereitete Schlinge zu stecken sich anschickt. Will mir das Glück wohl, so wird sie frühzeitig genug so fest angezogen, daß das Opfer nicht mehr in die Lage kommt, das Mißverständniß aufzuklären."

— — — — — — — — — — — —

Mit einer ärgerlichen Geberde hatte die Leserin diesen Brief auf den Tisch geworfen. „Welch' ein erbärmlicher

Feigling; und diese mißtrauische Vorsicht! — Was sind das für Hindernisse, von welchen er so geheimnißvoll spricht? — Pah, was liegt mir daran; ich werde auch ohne ihn zum Ziele kommen."

Das Schreiben wurde wieder aufgenommen und verschwand in einem Schubfache des Schreibtisches.

— — — — — — — — — — — —

Seine Excellenz Graf Beauregard war heimgekommen und hatte mit besonderer Sorgfalt die Thüre seines Zimmers abgeschlossen. Nun saß er vor seinem Schreibtische, auf welchem er verschiedene Papiere ausgebreitet hatte. Ein kleines haarscharfes Messerchen und ein Fläschchen mit einer hellen Flüssigkeit hatte er neben sich, und dann las er aufmerksam einen Brief durch.

„Was man nicht Alles für Freunde thun muß! Welchen Zweck es nur haben mag? Hm, jedenfalls wird er wissen, was er damit will. Verteufelt schlau ist der Mensch, das müßte auch ein Feind ihm bezeugen. Wie genau er Alles vorschreibt, als hätte er die Wische da" — er stieß mit dem kleinen Finger an die Papiere — „selbst in der Hand gehabt. Nun, versuchen wir einmal, wie man so etwas macht."

Diese Bemerkungen hatte Graf Beauregard halblaut vor sich hin gemurmelt — er gehörte zu den Menschen, welche laut zu denken pflegen — und sich dann an eine seltsame Arbeit gemacht. Bald radirte er mit dem Messer einzelne Stellen in den Schriftstücken, bald bepinselte er dieselben mit der hellen Flüssigkeit aus dem Fläschchen, dann malte er, nachdem er sorgfältig auf einem Stück

Papier Proben gemacht hatte, wieder Worte hin; endlich zog er aus einem Briefumschlag ein gepreßtes Siegel hervor, das er auf einen der Bogen klebte. Er mußte dabei lachen. „Wirklich köstlich! Der Mensch muß ein wahres Arsenal von allerlei Siegeln vorräthig haben! — So, nun ist's geschehen. Stümperhaft genug sieht es zwar aus" — er betrachtete kopfschüttelnd sein Werk — „aber so soll es ja sein. Es heißt ja ausdrücklich: recht auffällig und leicht erkennbar. Er wird wohl wissen: warum!"

Der Graf brannte sich eine Cigarette an, schob die Papiere in die Tasche und klingelte seinem Diener. „Hole mir einen Wagen! Rasch! In zehn Minuten muß ich im Grand Hotel sein." Der Diener eilte, den Befehl auszuführen.

Der Graf sah auf die Uhr. „Es wird knapp Zeit sein, um zu dem Zuge zurecht zu kommen, der Herr Vicomte wird also kaum sich die Mühe nehmen, die Geschichte da" — er fuhr mit der Hand nach der Tasche, in der er die Papiere trug — „näher zu besehen."

15.

„Was Sie da zu Protokoll gegeben haben, wäre also Wahrheit?" Diese Frage richtete der Polizeikommissär Wehrmann in Köln am Rhein an einen Mann, dessen ganzes Aeußere einen Leidenden verrieth. Die Haltung war schlaff, die Hautfarbe gelblich, und die Augen lagen tief in den Höhlen; die Kleidung deutete auf Wohlhabenheit, es fehlte jedoch das, was den Begriff „elegant" aus=

macht; der Träger verwendete offenbar keine Sorgfalt auf seine äußere Erscheinung.

„Es ist gewiß so und nicht anders," gab er zur Antwort. Er sprach ein ganz regelrechtes Deutsch, jedoch mit einem etwas fremdartigen Tonfall.

„Es stimmt auch merkwürdig genau mit dem, was Sie bei Ihrem Verhöre vor dem Richter in L. angegeben haben," bemerkte der Kommissär, nachdem er ein Aktenstück flüchtig durchgesehen hatte. „Diese Abschrift des Protokolls stimmt nahezu wörtlich mit Ihren heutigen Angaben überein."

„Ich habe in L. keinen Richter gesehen und Niemand hat mich um die Dinge gefragt, wie ich sie jetzt erzählt habe," warf der Fremde in ziemlich aufgeregtem Tone ein.

„Was wollen Sie mit diesem thörichten Leugnen bezwecken? Hier steht es doch Schwarz auf Weiß!"

„Mag stehen auf dem Papier, was immer; es ist nicht wahr, daß ich in L. verhört worden bin!"

„Das ist denn doch etwas zu stark! Wie erklären Sie dann diese wörtliche Uebereinstimmung der beiden Aussagen, wenn Sie schon behaupten wollen, daß nicht Sie in L. die hier verzeichneten Angaben gemacht haben?"

„Wie soll ich dies erklären? Ich kann nur sagen, daß ich in L. keine Angaben gemacht habe. Ich war nur fünf Tage dort —"

„An welchen Tagen?"

„Vom 15. bis zum 20. Ich war direkt von Rom hingereist."

Der Beamte sah das Aktenstück durch. „Das Verhör hat am 10. stattgefunden.“

„Sehen Sie, an dem Tage war ich noch in Rom!“

„Das behaupten Sie; wo sind aber die Beweise hierfür?“

„Schreiben Sie an das Hotel Quirinal, man wird es bestätigen können.“

Der Kommissär schüttelte mit einer sehr zweifelnden Miene den Kopf. „Sie waren vor drei Jahren hier in Köln?“ fragte er weiter.

„Nie; ich habe die Stadt noch niemals gesehen. Ich war in Kairo, das ich erst vor wenigen Wochen verließ.“

„Damals — vor drei Jahren nämlich — wohnte ein Vicomte de Romano im Hotel du Nord und entfernte sich, ohne seine Schuld, die über zweihundert Mark betrug, bezahlt zu haben.“

„Ich zahle pünktlich, Herr! Ich kann zahlen! Was weiß ich, wer in diesem Hotel, das ich nie gesehen, Schulden machte!“ rief mit wachsender Erregung der Verhörte aus.

„Sie beharren also darauf, daß Sie Köln niemals betreten haben?“

„Ich kann es beschwören! Die Papiere, die man mir abnahm, als man mich auf dem Bahnhofe verhaftete, beweisen doch genau, daß ich damals in Kairo lebte.“

„Nun ja, diese Papiere da“ — der Beamte griff nach einem kleinen Bündel Schriftstücke — „würden allerdings beweisen, daß Sie zu der kritischen Zeit fern von

deutschem Boden lebten, nur ist ein kleiner Umstand dabei, der die Beweiskraft erheblich verringert: sie sind gefälscht, noch dazu ziemlich auffällig und ungeschickt."

„Das ist eine Lüge!"

„Mäßigen Sie sich! Sie dürfen nicht vergessen, mit wem Sie sprechen. Ich dulde eine solche Redeweise nicht."

„Ich kann aber nichts Anderes sagen, als daß es nicht wahr ist," erwiederte der Verhörte mit einer beinahe weinerlichen Stimme.

„Stellen Sie meine Geduld nicht auf eine zu harte Probe! Hier, sehen Sie, diese Ziffer da ist auf radirtem Grunde hingeschrieben. Wollen Sie dies abstreiten? Und dann da" — der Beamte nahm ein anderes Schriftstück zur Hand — „steht die Unterschrift eines Konsuls, der ein Jahr vorher, wie es in allen Zeitungen zu lesen war, bereits gestorben war. Hier dieses Siegel auf dem Dokument, welches angeblich ein indisches Amt vor sechs Jahren ausgestellt haben soll, zeigt die Inschrift ‚Kaiserin', ein Titel, der erst vor zwei Jahren eingeführt wurde. — Was sagen Sie dazu?"

Der Fremde hatte mit allen Zeichen maßlosen Erschreckens die vorgewiesenen Schriftstücke angesehen. „Das Siegel war früher nicht darauf!" murmelte er.

Der Kommissär lächelte. „Warum haben Sie es darauf gedrückt?"

„Ich habe es nicht gethan!"

„Wer sonst?"

„Wenn ich das wüßte! — Es ist eine Schurkerei begangen worden," rief er dann in heftigem Zorn aus, „das sind nicht meine Papiere, die waren nicht gefälscht, nicht radirt; das ist falsches Zeug; ich erkenne es nicht an!"

„Mit solchen Schauspielerkünsten verbessern Sie Ihre Lage nicht. Es glaubt Ihnen doch Niemand. — Mit wem haben Sie in L. verkehrt?"

„Ich war nur fünf Tage dort und hatte keine bekannten Kreise."

„Sie wollen also Niemand dort kennen?"

„Im Hotel traf ich mit einem Herrn zusammen, der liebenswürdiger Weise mir einige Zeit widmete und auch einigen seiner Freunde mich vorstellte. Ein angesehener Mann —"

„Er heißt?"

„Graf Beauregard. Er kann für mich zeugen —"

Der Beamte maß den Angeklagten mit einem fast mitleidigen Blicke. „Sie halten uns hier offenbar für schlecht unterrichtet, sonst würden Sie sich nicht auf diese Persönlichkeit berufen. Zufällig aber wissen wir sehr gut, welchen Ruf dieser Graf genießt, und Sie hätten wahrlich keinen schlimmeren Gewährsmann wählen können, als diesen. Der Verkehr mit diesem müßte allein Sie schon verdächtig machen."

Der Fremde sah den Kommissär an, als könne er den Sinn dieser Worte nicht fassen. „Es ist Graf Beauregard, von dem ich spreche," sagte er langsam.

„Ganz richtig; von diesem spreche auch ich. Sie haben also viel mit ihm verkehrt?"

„Er war sehr liebenswürdig, bot mir seine Begleitung an, er hat mir auch die Unterschrift auf meinen Paß besorgt —"

„Ah! In der That, sehr liebenswürdig!" Es klang unverhüllter Spott aus diesen Worten. „Sie konnten sich keinen besseren Bundesgenossen wählen."

„Ich verstehe von all' dem nichts!" klagte der Fremde und richtete wie ein hilfloses Kind den Blick auf den Beamten.

„Vielleicht werden Sie es später verstehen lernen. Für heute ist es genug."

„Werde ich bald meine Reise fortsetzen können?" fragte hastig der Fremde.

„Es hängt von Ihnen ab, die Untersuchung durch ein Geständniß abzukürzen."

„Ich habe aber nichts zu gestehen."

Der Kommissär zuckte mit den Achseln, und im nächsten Augenblicke wurde der Vicomte de Romano wieder in die Gefangenenzelle abgeführt. „Der Mensch soll ein gefährlicher Hochstapler sein?" murmelte der Beamte vor sich hin. „Solch' plumpe Fälschungen! Und so ungeschickte Ausreden! Bei Gott, ich muß mich meiner Kollegen schämen, welche dieses Subjekt ‚gerieben' nannten und mit demselben nicht fertig werden konnten."

Stolz in dem Bewußtsein, daß er von einem derartig stümperhaften Betrüger sich nicht täuschen lasse, und denselben ebenso gründlich als rasch entlarven werde, verließ der Kommissär das Bureau.

— — — — — — — — — — — —

„Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Sie in Ihrer Wohnung aufsuche. Ich bin jedoch erst vor einer Stunde angekommen, traf Sie nicht mehr im Amte, und da ich Werth darauf legte, Sie von meiner Ankunft sofort zu verständigen, so nahm ich mir die Freiheit, Sie in Ihrem Heim zu stören."

„Bitte, es bedarf keiner Entschuldigungen; es freut mich vielmehr, daß ich Ihnen diesen Abend Gesellschaft leisten darf; wir können bei einer Flasche Wein über Verschiedenes vertraulich plaudern, was uns morgen den amtlichen Verkehr erleichtern mag."

Diese Worte wurden zwischen dem Kommissär und Viktor Blaschke gewechselt, welcher im Auftrage seines Bureau's nach Köln gekommen war, um die Interessen einiger Gläubiger des Vicomte de Romano zu vertreten. Das Bureau, welches durch seine Verbindungen stets gut über alle Dinge unterrichtet war, welche es interessirten, hatte auch von der Verhaftung eines Vicomte de Romano Kenntniß erhalten, als die Kölner Behörde von dem Gerichte in L. Abschriften der Verhörsakten verlangte. Blaschke hatte sich selbst um den Auftrag beworben und war von dem Bureauleiter mit allen nöthigen Vollmachten ausgestattet worden. Dem Agenten erschien es etwas räthselhaft, daß der Vicomte so unvorsichtig gewesen sein sollte, deutsches Gebiet zu betreten, da er ja doch nur zu gut wissen mußte, daß die deutschen Behörden ihn verfolgten. Er fand nur die Erklärung dafür, daß der Mann offenbar darauf gerechnet hatte, man werde ihn bei der Durchfahrt mit dem Kurierzuge nicht leicht ent-

decken. In der That war er ja auf dem Bahnhofe verhaftet worden, als er eben im Begriffe war, den nach Paris abgehenden Zug zu besteigen.

Die beiden Herren hatten sich in eine Weinstube begeben und an einem kleinen Tischchen in einer Fensternische Platz genommen, wo sie ungestört plaudern konnten. Natürlich war zunächst von der Sache gesprochen worden, welche Blaschke hierher geführt hatte. Der Letztere erzählte, was er von dem Leben des Vicomte wußte, und der Kommissär theilte hierauf das Ergebniß der bisherigen Verhöre mit.

„Es ist mir vollständig unbegreiflich, wie dieser Mensch so frech — oder soll man es dumm nennen? — leugnen kann," schloß er seinen Bericht.

Blaschke wiegte bedächtig den Kopf. Die Mittheilungen des Kommissärs brachten ihm einen Umstand in Erinnerung, welchen er — es schien ihm selbst fast unbegreiflich — beinahe ganz vergessen hatte: nämlich, daß ja noch ein zweiter Vicomte de Romano aufgetaucht sei. Jetzt schien es ihm freilich nur allzu wahrscheinlich, daß der in Köln Verhaftete nicht Jener sei, den er und auch die deutschen Behörden im Auge hatten. Er gab seiner Ansicht Ausdruck, bemerkte aber zu seiner Ueberraschung, daß diese unerwartete Enthüllung den Kommissär gründlich zu verstimmen schien.

„Wir werden ja morgen sehen, wie wir daran sind, wenn der Verhaftete mir vorgestellt wird. Ich kann ja immerhin in meiner Annahme mich irren," schloß Blaschke daher einlenkend.

„Ich glaube nicht an den Doppelgänger," erwiederte Wehrmann verdrießlich und gereizt, obwohl sein Verstand die Möglichkeit eines solchen Falles nicht bestreiten konnte, und das Glas heftig aufstoßend, setzte er hinzu: „Es wäre doch ein verwünschtes Pech, wenn ich mir wieder eine Blamage zuziehen würde."

„Es kann ja Sie doch keine Schuld treffen," bemerkte begütigend Blaschke.

„Jeder Mißerfolg wird zur Schuld, wenn man einmal mißliebig geworden ist."

Blaschke füllte die Gläser und hielt das seine dem Kommissär zum Anstoßen hin. „Trösten Sie sich; Jeder von uns hat ein oder das andere Mal ein Mißgeschick zu verzeichnen, und — mißliebig werden wir allezeit, wenigstens in gewissen Kreisen, bleibende Beliebtheit dürfen wir nicht beanspruchen."

Wehrmann mußte doch auch lächeln, als er in das heitere Antlitz des Agenten blickte, dessen ganzes Wesen seine Sympathien gewann.

Blaschke wollte nicht weiter nach dem Mißgeschicke forschen, welches den Kommissär betroffen hatte, dieser jedoch befand sich in der Stimmung, seinen Kummer zu offenbaren. Unaufgefordert erzählte er nun, daß er vor nicht langer Zeit erst von Berlin nach Köln versetzt worden sei, und wenn er auch hier etwas höhere Bezüge habe, so sei diese Versetzung doch eine Art Strafe, die ihn ebenso unverdient wie ungerecht treffe.

„Wenn man zum Unglück geboren ist, wird das, was einem Anderen Ehre und Vortheil bringt, zum Unheil.

Ich sah mich schon auf dem besten Wege, nicht nur mich auszuzeichnen, sondern auch eine ansehnliche Belohnung zu erhalten — sie sollte mir dazu verhelfen, einen etwas lang währenden Brautstand abzukürzen — als mir plötzlich das ganze Konzept verdorben wurde. Allerdings bin ich selbst Schuld daran, ich sprach etwas zu früh von meinen Absichten. — Der Fall dürfte Sie interessiren, und ich möchte gerne auch Ihre Ansicht darüber hören.

Vor nicht ganz einem Jahre starb in Berlin eine Dame, welche ein sehr beträchtliches Vermögen hinterließ, ein Gut im Werthe von einer halben Million Mark, und außerdem ein Depot von nahezu zweihunderttausend Mark bei der Seehandlung. Die Dame war Wittwe, noch nicht allzu alt, sie zählte erst siebenunddreißig Jahre; sie soll auch noch leidlich hübsch gewesen sein, lebte aber sehr zurückgezogen in einem kleinen Hause, das sie allein mit ihrer Dienerschaft, zwei Mädchen und einem Hausmeister, bewohnte. Trotz ihres Reichthums und ihrer verhältnißmäßigen Jugend, welche ihr Anspruch auf eine Stellung in der Gesellschaft verliehen hätten, hielt sie sich von dieser ganz fern; wie es hieß, soll sie etwas leidend gewesen sein, welcher Art jedoch dieses Leiden war, konnte ich nicht bestimmt erfahren. Der Arzt, welcher sie vor ihrem plötzlichen Tode behandelt hatte, gab Nervenleiden an, bekanntlich ein sehr dehnbarer Begriff, und bezeichnete als Ursache des unerwarteten Hinscheidens einen Herzschlag. Die Leichenschau konnte nun allerdings keinen Herzfehler entdecken, vermochte aber auch keine andere Todesursache festzustellen, sondern mußte die Annahme

des Arztes als möglich zugeben. Letzterer theilte mir später mit, daß ihm der Fall etwas räthselhaft vorgekommen sei, da er vorher nie eines jener Anzeichen bemerkt habe, welche sonst in der Regel die Möglichkeit eines Herzschlages voraussehen lassen, im Gegentheil hielt er gerade diesen Theil des Organismus der Dame für völlig gesund. Wie dem nun immer sei, der Befund der Gerichtsärzte hatte einen natürlichen Tod festgestellt, und damit war die Sache nach dieser Richtung hin abgethan

Nach den Doktoren der Medicin kamen nun aber die Doktoren des Rechts an die Reihe, in diesem Falle Räthsel knacken zu müssen. Zum Erstaunen der Gerichtsbehörde und des Justizrathes, welcher die Regelung der Hinterlassenschaft übernahm, stellte sich heraus, daß weder ein Testament noch Erben vorhanden seien. Beides erschien geradezu unglaublich, das Letztere, weil man es nicht begreifen konnte, daß Jemand gänzlich ohne nachweisbare Verwandtschaft sein solle, das Erstere aus einem anderen Grunde. Der Justizrath behauptete nämlich, daß vor mehreren Jahren die Dame bei ihm gewesen sei, um ihn wegen Errichtung eines Testamentes zu Rathe zu ziehen. Er habe ihr alle gewünschten Auskünfte und Rathschläge ertheilt und schließlich eine Art Entwurf verfassen müssen. Nach einiger Zeit sei die Dame wieder gekommen mit einem Schriftstücke und habe verlangt, daß er die Thatsache ihrer eigenhändigen Unterschrift auf demselben beurkunden solle, was er denn auch gethan habe. Wenn er nun auch von dem Inhalte des Schriftstückes selbst keine Kenntniß erhielt, so sei er doch überzeugt, daß das-

selbe ein Testament gewesen sei. Die peinlichste Nachschau führte jedoch zu keinem Ergebnisse: man fand kein Schriftstück und konnte auch gegen Niemand von den Hausgenossen einen Verdacht hegen, daß das Testament entwendet worden sei. Allerdings sagte die Kammerfrau aus, sie hätte einmal ein alterthümliches, anscheinend aus Metall gefertigtes Kästchen bemerkt, welches nicht mehr vorhanden sei, aber die Aussage war doch zu unbestimmt, um weitere Schlüsse darauf zu gründen. Da die Dienerschaft gut beleumundet war, vor Allem aber auch der Umstand in's Gewicht fiel, daß die Dame — was auch ihre Hausgenossen wußten — nie größere Summen Geldes im Hause hielt, sondern ganz nach englischer Art alle Zahlungen durch Anweisungen an die Bank vornahm, so konnte nicht leicht der Verdacht erhoben werden, es sei irgend ein Raub ausgeführt worden. Das Testament zu stehlen oder zu rauben hätte ja doch nur Jemand unternehmen können, der dasselbe zu verwerthen in der Lage gewesen wäre, das heißt aus dem Besitze oder — der Vernichtung desselben einen Vortheil gezogen hätte. Eine solche Persönlichkeit schien aber meinen Vorgesetzten nicht vorhanden zu sein. Das Gut war auf den Namen der Dame selbst geschrieben; und wie aus dem Ehevertrage, der sich vorfand, ersehen werden konnte, war irgend ein Erbrecht von Seite der Verwandten des früher verstorbenen Gemahls gänzlich ausgeschlossen. Derselbe war übrigens ein Norweger gewesen, also Ausländer, und wer weiß, ob überhaupt und wo solche Verwandte zu finden gewesen wären. Ein derartiger Zweifel war um so mehr be-

rechtigt, als auch keinerlei Verwandte der Dame selbst aus den vorhandenen Familienpapieren ermittelt werden konnten. Es war somit zu erwarten, daß die herrenlose Erbschaft dem Staate zufallen müsse.

So stand die Sache, als ich von derselben Kenntniß erhielt. Weiß der Himmel, was mich dabei reizte, kurz der Fall fesselte mich und ging mir im Kopfe herum, bis sich die fixe Idee — ich kann es nicht anders nennen — in mir festsetzte, ich müsse Klarheit in die Sache bringen.

Nach zwei Richtungen hin begann ich nun auf eigene Faust zu arbeiten, erstens wollte ich das verschwundene Testament aufspüren — ich war nämlich überzeugt von dem Dasein eines solchen — und zweitens gedachte ich die Notherben der Dame herauszufinden. — Ich will mich nicht besser machen, als ich bin, und gestehe offen, daß ich darauf rechnete, von dem gefundenen Erben für meine Bemühungen eine Anerkennung zu erhalten.

Unbedachter Weise erwähnte ich nun meinen Vorgesetzten gegenüber — ich bewarb mich nämlich um eine Beförderung — daß ich einen besonderen Beweis für meine Befähigung zu erbringen gedenke, und auf weiteres Befragen mußte ich dann Mittheilungen über die Sachlage machen. Damit hatte ich eine Thorheit begangen, ich übersah eben in meiner Voreingenommenheit ganz den Umstand, daß ja die Entdeckung der berechtigten Erben dem Fiskus nicht angenehm sein könne, dem sonst das herrenlose Vermögen zufiele.

Kurz, die Folge meiner Voreiligkeit war, daß ich

allerdings eine bescheidene Stufe vorrückte, aber auch — versetzt wurde, womit mir die Möglichkeit genommen war, meine Nachforschungen mit Erfolg fortzusetzen. Hier in Köln sind mir weder die Akten zugänglich, deren ich bedürfte, noch stehen mir jene Mittel zu Gebote, wie dort, um die Untersuchung fortzuführen. Es war dies für mich um so ärgerlicher, als ich bereits die richtige Spur gefunden zu haben glaubte, welche mich zum Ziele führen sollte.

Einerseits nämlich hatte ich festgestellt, daß die Verstorbene mit einer Person einen Verkehr gepflogen habe, den sie geheim zu halten bedacht war, und die Ergebnisse meiner Nachforschungen gestatteten es, als zum Mindesten höchst wahrscheinlich anzunehmen, daß jene Person unmittelbar vor dem Tode noch im Hause der Dame zu Besuch war.

Ich glaubte begründete Ursache für die Annahme zu haben, daß diese Person mit dem Vicomte de Romano identisch sei. Zwar fehlten mir noch unwiderlegliche Beweise, aber meine Vermuthungen waren doch auch nicht auf haltlosem Grunde gebaut. Ich hatte meinen Verdacht auch den Behörden in L. bekannt gegeben, die aber dieser Sache offenbar keine Bedeutung beimaßen. Das war das Eine. Andererseits hatte ich durch sehr umständliche und mühevolle Forschungen Anhaltspunkte für Aufstellung eines Stammbaumes der Dame erhalten, so daß auch hier eine Grundlage gewonnen war, auf der sich die Sache weiter verfolgen ließ."

„Können Sie dies nach gar keiner Richtung hin mehr

thun?“ fragte Blaschke, da der Beamte eine Pause machte, um die Gläser auf's Neue zu füllen.

„Leider nicht, wenigstens nicht mit begründeter Aussicht auf Erfolg. Sie wissen ja selbst recht gut, daß man an Ort und Stelle sein muß, wenn es gilt, die Spuren eines Verbrechens aufzufinden —“

„Sie glauben also an ein Verbrechen?“

„Es ist dies meine Ansicht, die sich sozusagen allerdings mehr auf instinktive Empfindung, als auf Beweise gründet. Ich kann mich ja möglicherweise täuschen, aber die empfangenen Eindrücke erweckten in mir dieses — nennen Sie es meinethalben — Vorurtheil. Sie werden mir aber mindestens das zugestehen, daß die Möglichkeit vorhanden sei, jene unbekannte Persönlichkeit habe irgend ein Interesse gehabt, das Testament an sich zu bringen, und dies auch wirklich ausgeführt, womit — vielleicht — auch der räthselhafte Todesfall seine Erklärung fände. Jedenfalls werden Sie es begreiflich finden, daß es mich interessirte, über den geheimnißvollen Hausfreund und seine Beziehungen zu der Verstorbenen Klarheit zu erlangen.“

„Gewiß! Auch mich würde die Sache gereizt haben, näher mit ihr mich zu beschäftigen. Die Nachforschungen nach den Erben ließen sich aber doch fortsetzen?“

„Auch das ist schwierig; in meiner jetzigen Stellung bin ich nicht mehr in der Lage, mir gewisse Auskünfte zu verschaffen, die ich brauche, da zum Theil solche auch aus dem Auslande eingeholt werden müßten.“

Der Beamte hob das Glas in die Höhe und hielt es

gegen das Licht, als wolle er die Reinheit des Getränkes prüfen; dabei warf er rasch einen verstohlenen, prüfenden Blick auf seinen Gast und fragte dann plötzlich: „Ist Ihnen vielleicht eine Familie Raineck bekannt?"

Blaschke zündete sich eben eine frische Cigarre an und wurde durch diese unerwartete Frage so überrascht, daß er beinahe vergessen hätte, das brennende Streichholz wegzulegen, bis es ihn auf die Haut brannte. „Raineck? Gewiß! Ein Herr v. Raineck zählt zu meinen Freunden."

„So!" Der Kölner strich seinen Bart und sah vor sich hin. Man merkte es ihm an, daß er mit einem Entschlusse ringe. Nach einer längeren Pause fing er endlich wieder an: „Wir sehen uns heute zwar zum ersten Male, und es wird Sie vielleicht befremden, wenn ich — doch wozu die vielen Worte: rund heraus gesagt, ich will Ihnen vertrauen, das heißt, will Sie um einen freundschaftlichen Dienst bitten. Wollen Sie ihn mir leisten?"

„Meine Hand darauf!"

„Wollen wir nicht auch gleich die Bedingungen vereinbaren?"

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, für den Fall des Erfolges —"

„Ah, ich verstehe! Nein, mein Herr; freundschaftliche Dienste lasse ich mir nicht bezahlen."

„Ihr in L. seid doch allzeit leichtsinnig!"

„Mag sein, es liegt nun einmal in unserer Art. Ich bin übrigens auch noch nicht wie Sie im Brautstand, und darf daher etwas leichtsinnig sein; kurz, reden wir nicht mehr davon. — Was kann ich also für Sie thun?"

„Ich erwähnte bereits, daß ich eine Art Stammtafel jener verstorbenen Dame zu Stande brachte, deren vollständige Genauigkeit und Richtigkeit ich freilich nicht verbürgen kann. Aus derselben ergibt sich nun, daß die Dame mit einer Familie Kaineck, die nach dem Auslande übersiedelte, verwandt war, und diese Familie wäre nun — immer vorausgesetzt, daß meine Stammtafel nicht eine unvorhergesehene Lücke aufweisen sollte — zunächst erbberechtigt; mindestens könnte sie mit Aussicht auf Erfolg Ansprüche erheben."

„Weshalb wandten Sie sich nicht schon direkt an dieselbe?"

„Ich sagte ja, daß ich meiner Sache noch nicht ganz sicher bin, und ich wollte nicht vorzeitig irgend welche Seite zum Geltendmachen von Ansprüchen verlocken; offen gestanden, ich wollte gleich den oder die richtigen Erben herausfinden und es vermeiden, daß diesen die Bewerbung streitig gemacht würde. Es ist ja klar, daß Jeder, dem ich nach dieser Richtung hin Andeutungen machte, sofort seine Ansprüche anmelden würde; kämen nun Andere auch dazu, so gäbe es wahrscheinlich einen Prozeß, und ich würde wohl dann von keiner Seite Dank zu erwarten haben."

„Schlaukopf!" dachte Blaschke, der den Gedankengang seines Kollegen vollständig begriff. „Womit kann ich nun in dieser Sache Ihnen nützlich sein?" sagte er laut.

„Vor Allem würde es sich darum handeln, die unzweifelhaften Verwandtschaftsverhältnisse der Kainecks festzustellen. Ihnen wird dies um so leichter sein, da Sie

ja mit einem Gliede der Familie befreundet sind, wie Sie sagten. Man wird vielleicht auch dabei erfahren können, ob noch andere Zweige, die allenfalls anspruchsberechtigt wären, vorhanden sind, von denen ich vielleicht keine Kenntniß habe. Es würde also gewissermaßen eine Kontrole meiner Aufstellung stattfinden, und darnach würden sich dann die weiteren Schritte ergeben. Ich müßte Sie jedoch bitten, bei allen Schritten vorsichtig zu sein, keinesfalls aber vorzeitig zu verrathen, was in Frage steht."

„Sie dürfen mir vollkommen vertrauen, daß ich mit aller Vorsicht und Verschwiegenheit vorgehen und einzig und allein nur Ihre Weisungen befolgen werde."

„Nehmen Sie meinen besten Dank für Ihre Liebenswürdigkeit entgegen," erwiederte der Kommissär, „Sie geben mir wieder neuen Muth, das Fehlschlagen meiner Hoffnungen hat mich arg gedrückt. — Morgen erbitte ich mir Ihren Besuch, ich werde Ihnen dann alle nöthigen Daten und — wenn Sie den Ausdruck gestatten — Weisungen geben."

Blaschke nickte zustimmend. „Auf einen glücklichen Erfolg und fröhliche Hochzeit!"

Er hielt dem Kommissär das Glas hin und dieser stieß mit einem wehmüthigen Lächeln an: „Hoffen wir es, daß Ihr Wunsch in Erfüllung gehe! Ich möchte es meiner Elise gönnen, sie wartet nun schon zehn Jahre auf mich und ist achtundzwanzig alt."

Es klang wie ein Seufzer, als der Beamte sein Glas niederstellte.

Blaschke drückte ihm die Hand. „Und jetzt noch eine Flasche Johannisberger!“ rief er dem Wirthe zu.

16.

„Nun, wie ist Ihnen die erste Spazierfahrt bekommen, Verehrtester?“ Diese Frage richtete Doktor Roth, der Hausarzt der Gräfin Lorrain, an den Rath, welcher in seinem Aussehen nicht im Geringsten verrieth, daß er eben erst eine gefährliche Krankheit überstanden habe.

„Sehr gut, ich fühle mich sehr gekräftigt und erfrischt, Herr Doktor!“

„Verspüren Sie keinen Schmerz oder Druck im Kopfe?“

„Nein; nur scheint mir, als ob mein Gedächtniß gelitten habe; wenn ich mich auf Verschiedenes besinnen will, was früher geschehen ist, dann verwirren sich die Gedanken, und dies erregt dann in mir ein peinigendes Gefühl —“

„Keine Sorge, Verehrtester! Es werden keine nachtheiligen Folgen zurückbleiben. Allmählig wird sich auch das Erinnerungsvermögen wieder vollkommen einstellen, und wenn wirklich Dieses oder Jenes Ihnen dann mehr wie ein Traum vorkommen sollte, nun, so schadet das gewiß nichts. Sie wissen ja: Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist.“

Der Doktor trällerte die Walzermelodie, welche Meister Strauß zu diesem Texte erfunden hat, und blinzelte vergnügt lächelnd dem Rathe zu. „Man verliert in der Regel nichts dabei, wenn gewisse Dinge in Vergessenheit gerathen; sie stören dann wenigstens die Gegenwart nicht.“

„Sie mögen Recht haben, Herr Doktor; lassen wir das, was vorbei ist —"

„Und nehmen, was da ist! Recht so!" Der Arzt lachte still vor sich hin. „Also hübsch folgsam sein, verehrtester Herr Rath; grübeln Sie nicht, denken Sie an nichts Unangenehmes, eine angenehme Aufregung schadet Ihnen nichts mehr, und vergessen Sie nur das Eine nicht, daß mehr als meine bescheidene Kunst die aufopfernde Pflege der liebenswürdigen Frau Gräfin zu Ihrer Wiederherstellung beigetragen hat."

„Herr Doktor, was soll das heißen?"

Die Gräfin Lorrain stand auf der Schwelle des Nebenzimmers, das nur durch einen schweren Vorhang von dem Gemache getrennt war, und drohte dem Arzte mit dem Finger.

Dieser war rasch aufgestanden — auch Herr v. Raineck hatte sich erhoben — und beeilte sich, auf die Fingerspitzen der Dame einen galanten Kuß zu drücken. „Unser Patient klagt über geschwächtes Erinnerungsvermögen und da gestattete ich als Arzt ihm, Alles zu vergessen, nur nicht die Pflicht der Dankbarkeit, diese mußte ich ihm in's Gedächtniß zurückrufen."

„Dessen hätte es wahrlich nicht bedurft," betheuerte der Rath, während die Gräfin bemerkte:

„Wissen Sie denn gewiß, lieber Doktor, ob Herr v. Raineck es uns dankt, daß er nicht in ein besseres Jenseits hinüberträumen durfte?"

„Hm, ich meine, er wird ein angenehmes Diesseits ohne Zweifel vorziehen."

Doktor Roth schüttelte lachend dem Rathe die Hand und küßte nochmals jene der Gräfin, dann waren die Beiden allein.

Seit Herr v. Raineck wieder das klare Bewußtsein erlangt hatte, war es jetzt das erste Mal, daß er die Gräfin wieder sah. Die Wärterin hatte ihm erzählt, daß während seiner Bewußtlosigkeit die Dame viele Stunden an seinem Lager zugebracht hätte; später zeigte sie sich nicht mehr und ließ sich nur mehrmals des Tages nach seinem Befinden erkundigen.

„Setzen wir uns doch!“ sagte die Gräfin mit jenem bezaubernden Lächeln, welches noch Jeden berückt hatte. „Sie werden sich noch etwas schwach fühlen.“

„Gewiß nicht, Frau Gräfin; ich finde im Gegentheil, daß ich kräftig genug bin —“

„Um mir zu entfliehen? Nicht wahr, das wollen Sie sagen?“

„Ich darf nicht länger Ihre liebenswürdige Opferwilligkeit in Anspruch nehmen. So lange das Gebot des Arztes mich in das Zimmer bannte, durfte ich in diesem Gebote eine Rechtfertigung meines Verweilens finden, nun aber ist mir jeder Vorwand genommen, ich bin es Ihnen schuldig, diese gastfreundliche Stätte zu verlassen.“

Die Gräfin spielte mit einer Theerosenknospe, deren einzelne Blätter sie umbog; sie sah nicht auf, als sie fragte: „Wie meinen Sie das?“

„Ich weiß die ganze Bedeutung des Schrittes zu würdigen, den Sie mit der Aufnahme des Ihnen fernstehenden Mannes in Ihrem Hause wagten. Es war ein Opfer, dem kein Dank an Maß gleich sein kann.“

„Es heißt, man solle seinen Feinden Gutes thun —"

„Sie betrachten mich als Feind?"

„Sie waren es, und vielleicht denken Sie auch jetzt noch gering von mir, eben weil ich es wagte, ganz nach den Eingebungen meines Gefühles zu handeln, ohne nach dem Urtheile der Welt zu fragen."

„Sie verkennen mich, wenn Sie glauben, ich könnte solchen Undankes fähig sein."

„Sprechen Sie doch nicht immer von Dank und Undank, ich finde, das eine wie das andere ist ein häßliches Wort. Dank erinnert mich immer an eine Art Bezahlung, die für beide Theile etwas Peinliches hat; dem Einen erscheint sie stets zu gering, dem andern, der sich als Schuldner fühlt, meist zu groß. Die Rechnung wird niemals glatt dabei."

„Wie soll ich es denn anders nennen, was ich jetzt fühle!"

„Was habe ich denn Besonderes gethan? Ich erfüllte einfach eine Pflicht, die ein Mensch dem anderen schuldet."

„Wenige denken aber so! Es liegt eben etwas Großes darin, wenn Jemand, insbesondere eine Frau, die Erfüllung einer Menschenpflicht als etwas Selbstverständliches betrachtet."

„Ist dies wirklich Ihre Ansicht?"

„Sicherlich; und ich meine, eine solche Handlungsweise verdiene volle Bewunderung."

„Ich verlange nicht Bewunderung, ich würde mich bescheiden mit Achtung begnügen."

„Wahrlich, sehr bescheiden!"

„Sehen Sie, wie Sie meiner spotten?" Herr v. Kaineck machte erstaunt eine abwehrende Bewegung, und sie fuhr fort: „Es ist freilich viel, sehr viel, was ich damit verlange. Wenn ich sage: Achten Sie mich! so liegt darin auch das Begehren: Halten Sie mich Ihrer Freundschaft würdig. Diese aber wollen Sie mir nicht bieten, nur — Dank; den kalten, demüthigenden Lohn, von dem nur der Mund, nichts aber das Herz weiß."

Herr v. Kaineck schwieg. Die Gräfin hatte ihre Augen auf ihn gerichtet, und ihr Blick verwirrte ihm dem Sinn, daß er ganz vergaß, was ihr Mund gesprochen. In seinen Schläfen begann es zu hämmern, Fiebergluth durchrieselte ihn, und der Athem stockte ihm fast. Er war in einen Zustand gerathen, wie einer jener heiligen Schwärmer, die in ihrer Verzückung die ewige überirdische Schönheit zu sehen vermeinten. Er schaute nur in die Augen des Weibes vor ihm und doch erblickte er das Ganze und jede Einzelheit. Die Gräfin Lorrain hätte in der That nicht reizvoller erscheinen können, als sie es jetzt war. Das gelblichweiße Tuchkleid umspannte den Oberkörper und floß in langen weichen Falten hernieder, der Schein des Abendlichtes lag auf den Zügen, die jugendfrisch und doch vollgereift erschienen — wie ein Blitz durchzuckte es das Gehirn des Mannes: Das ist die Gewaltige des Hörselberges, die ewig junge Göttin, deren Bann Keiner entrinnen kann.

„Gehen Sie, und leben Sie wohl!" Die Gräfin erhob sich und wandte sich halb ab, die Theerose entglitt ihren Fingern.

„Nicht so! Ich kann so nicht scheiden von Ihnen!" Es klang wie ein leidenschaftlicher Weheruf.

„Ich darf Sie nicht zurückhalten," sagte sie langsam, „gehen Sie und gedenken Sie meiner, wenn Sie glücklich sind." Leise und wehmüthig kam es von ihren Lippen und der sanft verklingende Ton machte ihn erbeben.

„Glücklich? Das Glück sind Sie und — Sie zwingen mich, ihm zu entsagen. — Warum?"

„Warum?" Sie wandte ihm ihr Gesicht zu. „Das fragen Sie mich! Sie?"

Er that einen Schritt vor und ergriff ihre Hand, die er an seine Brust zog. „Ich will aber nicht entsagen! Es soll mein sein! — Mein!"

Stoßweise, zischend fast kamen die Worte hervor. Sie fühlte an ihrer Hand, die er festhielt, wie der Mann zitterte, sie spürte in dem heißen Hauch, der ihre Wange streifte, den Sturm wilder Leidenschaft, welcher Alles vor sich niederwarf, alle Erinnerungen, alle Bedenken, alle Zweifel.

Wie ein Jubelruf erklang es: „Ja Dein! Wenn Du mich willst." Ihre Arme umfaßten ihn, ihr Haar beberührte sein Gesicht.

— — — — — — — — — — — —

Sie saßen einander gegenüber. „Du böser Mann; merktest Du denn nie, wie sehr ich Dich liebte?"

„Wie hätte ich das zu hoffen wagen dürfen. Bin ich der Mann, der einem schönen Weibe Gefallen erregen kann?"

„Du bist ein — Mann! Wir Frauen sehen tiefer,

als Ihr, die Ihr nur nach dem Angesichte urtheilt. Wir sehen in das Herz, in die Seele."

„Und was sahst Du bei mir?"

„Daß Du ein Mann seiest. Das sagt Alles. Wie selten ist heute ein solcher! Darum fürchte ich auch —" Sie hielt zaghaft inne.

„Was fürchtest Du, mein Lieb?"

„Daß Du mich Deiner nicht werth finden möchtest!"

„Dich? Daß Du schön seiest, wie ich noch Keine sah, wußte ich längst, daß Du auch gut bist und edel, das sagte mir diese Stunde."

„Wirst Du auch stets daran glauben?"

„Was könnte mir diesen Glauben rauben!"

„Man wird es versuchen. Neid und Bosheit werden unser Glück vergiften wollen."

„Du sagtest ja, ich sei ein Mann; und doch zweifelst Du, ob ich dem Neide und der Bosheit Stand halten könne?"

„Nein, nein! Ich will nicht zweifeln!" rief sie eifrig, und mit einem kindlichen Lächeln ihm in die Augen blickend, fragte sie: „Nicht wahr, Du wirst mich immer lieben?"

„Immer!"

„Und Nichts soll uns trennen; kein Schatten der Vergangenheit —" Er bemerkte den verstohlenen, lauernden Blick nicht, den sie bei diesen Worten auf ihn richtete, die eine wunde Stelle schmerzlich trafen.

„Die Vergangenheit? — Hat man Dir gesagt, daß ein Weib mich —" Er brachte es nicht über die Lippen, das bittere Wort: betrogen.

„Ich weiß Alles, was Dir widerfuhr," erwiederte sie hastig mit leiser Stimme.

„Vielleicht noch mehr, als ich selbst," bemerkte er. „Sage mir nur das Eine: ist es wahr, daß der Vicomte sie zur Flucht verleitete?"

„Wozu regst Du Dich auf, vergiß doch das Geschehene."

„Du willst mir ausweichen! Und doch liegt darin ein ‚Ja' auf meine Frage. — Sie liebte ihn also?"

Die Gräfin nahm die Miene einer Schmollenden an. „Und Du kannst sie nicht vergessen!"

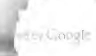
Er fühlte den Vorwurf, der in diesen Worten lag. „Verzeihe! Es soll das letzte Mal sein, daß ich von der — Vergangenheit sprach. Du sollst sehen, daß ich vergessen kann." —

Ein leises Klopfen an der Thüre störte das zärtliche Zwiegespräch. Die Zofe meldete, daß Seine Excellenz im Salon die Frau Gräfin erwarte, um eine wichtige Mittheilung zu machen.

„Wie unangenehm!" schmollte die Dame. „Was mag er nur wieder haben?"

Auch Herr v. Kaineck zeigte eine verdrießliche Miene. „Ich würde es lieber sehen, wenn Du mit diesem und anderen Herren keinerlei geschäftliche Verbindungen mehr hättest," sagte er leise.

„Du weißt nicht, wie froh ich selbst darüber sein werde, wenn ich diesen und andere Herren" — sie lächelte schalkhaft — „nicht mehr zu sehen brauche. Wir werden überhaupt fortgehen von hier und uns in irgend einem heimlichen Winkel ein Nest für unser stilles Glück bauen.



Am Genfersee zum Beispiel! Was meinst Du? — Nun, darüber morgen! Wir machen morgen unsere erste gemeinsame Spazierfahrt — Gräfin Lorrain und Herr v. Kaineck beehren sich, ihre Verlobung anzuzeigen, wird dies heißen; übrigens kommt mir die Excellenz gerade recht, sie soll der Herold sein, welcher der Welt das große Ereigniß verkündet, welches sich so eben in diesem kleinen Raume abgespielt hat. Lebe wohl, Theurer, schlafe süß und träume von mir."

Sie hatte das mit übersprudelnder Lebhaftigkeit herausgeplaudert, daß der Rath nicht Zeit fand, ein Wort zu bemerken, und jetzt war sie, wie ein lustiger Fink, entflattert, lachend, trillernd, anmuthig in jeder Bewegung — in der That, man konnte nicht anders sagen als: „Wie herzig und reizend."

Der Rath ging heim nach seiner Wohnung, die er nach Wochen wieder zum ersten Male betreten sollte. Auf dem Wege erst kam ihm der Gedanke, wie es dort wohl aussehen würde. Offenbar recht öde und einsam; seine Schwester konnte zweifellos noch nicht zurückgekehrt sein, sonst hätte sie wohl schon ihn aufgesucht. — Und die Andere? Pah, wäre es jetzt nicht ein Verbrechen, nur an diese zu denken. Wie hatte doch der Doktor gesagt? Glücklich ist, wer vergißt. Nein, zurück will er nicht mehr denken, es macht ihm Schmerzen im Kopfe. Die Vergangenheit ist todt, es lebe die frohe Gegenwart, die fröhlichere Zukunft!

— — — — — — — — — — — —

Im Salon schritt die Excellenz mit unruhigen Schritten auf und ab.

„Endlich! Sie ließen mich lange warten!"

Mit diesen Worten begrüßte der Minister die Gräfin, als diese mit lächelndem Antlitz das Gemach betrat.

„Welch' außerordentlichem Zufalle verdanke ich zu dieser ungewöhnlichen Stunde die Ehre Ihres Besuches?"

„Ich bringe keine angenehme Nachricht."

„Das kann ich mir denken, Sie sehen furchtbar — nervös aus." Die Gräfin lachte, sie fand Seine Excellenz in diesem Augenblicke geradezu komisch.

„Ich wünsche nur, daß Sie Ihre heitere Laune bewahren," erwiederte er ärgerlich.

„So sprechen Sie doch, welche Hiobspost haben Sie mir mitzutheilen?"

„Kurz heraus gesagt: Seine Majestät hat die Unterschrift für die Konzessionsurkunde verweigert."

„Ist das Alles?"

„Ich denke, das wäre genug!"

„Setzen Sie sich und erzählen Sie ruhig den Hergang. Schämen Sie sich doch, derart außer Fassung zu gerathen. Wie ging also die Sache her?"

Die Excellenz nahm einen Stuhl und fuhr mit dem Tuche über die Stirne. „Es gibt da nicht viel zu erzählen. Sie wissen ja, daß der Ministerrath seine Zustimmung zur Verleihung der Konzession gegeben hatte, und damit die Angelegenheit ganz geordnet schien. Es fehlte also nur noch die Unterschrift Seiner Majestät auf der Urkunde, und heute legte ich diese zur Unterzeichnung vor. — Sie wurde nicht unterzeichnet!"

„Aus welchem Grunde?"

„Mit ziemlich ungnädiger Miene schob Seine Majestät das Schriftstück zurück und sagte: ‚Ich hätte nicht erwartet, daß mir dies vorgelegt würde.‘ — Auf meine erstaunte Frage, aus welchem Grunde Seine Majestät Anstoß nähme, erhielt ich zur Antwort: ‚Ich weiß, daß Graf Beauregard an dieser Sache betheiligt ist, und damit ist sie in meinen Augen gerichtet.‘ — Ich versuchte eine Entgegnung, wollte die Betheiligung jenes fatalen Menschen ableugnen, doch Seine Majestät ließ mich nicht ausreden. ‚Genug davon, und verschonen Sie mich in Zukunft mit ähnlichen Zumuthungen. Ich will annehmen, daß Sie getäuscht wurden und in gutem Glauben handelten, seien Sie deshalb fernerhin vorsichtiger.‘ — Damit war ich entlassen."

„Es ist somit keine Hoffnung mehr —"

„Keine," fiel die Excellenz ein. „Wenn Seine Majestät einmal Nein sagt, dann bleibt es dabei. Ich muß froh sein, wenn mich diese unselige Affaire nicht mein Portefeuille kostet. Seine Majestät war sehr ungnädig."

„Wer mag nur den Namen Beauregard's genannt haben?"

„Ja, wer? Das frage auch ich. Es war der schlimmste Streich, der uns gespielt werden konnte."

„An der Sache ist nun einmal nichts mehr zu ändern, wir müssen uns fügen."

„Sie sagen dies so ruhig, als ob Sie nicht das geringste Interesse daran hätten."

„Allerdings ist mein Interesse an der Angelegenheit etwas geringer geworden; ich werde wahrscheinlich L. in Kürze verlassen."

„Ah!"

„Dem Freunde darf ich wohl die Ursache verrathen — Sie sind der Erste, welcher diese Neuigkeit erfährt — ich habe mich verlobt."

„Ich beglückwünsche Sie dazu; darf man nun auch wissen, mit wem?"

„Mit Herrn v. Kaineck."

„Kaineck? Mit — dem!"

„Ja mit — dem," sie dehnte das Wort ebenso, wie Seine Excellenz; „Sie finden wohl, daß ich einen schlechten Geschmack verrathe?"

Die Excellenz zuckte mit den Schultern. „Die Laune einer schönen Frau ist souverän. — Jedenfalls werden Sie Ihre Gründe haben, aus welchen Sie gerade diese Wahl trafen; und da ich Ihren Geist und Ihre Klugheit kenne, so kann ich nur meinen Glückwunsch wiederholen."

„Ich werde auch glücklich sein!"

„Ich zweifle ja nicht daran! Jedenfalls sind Sie in einer besseren Lage, als ich."

„Sie nehmen diese Affaire zu tragisch, Excellenz."

„Sie sollten doch wissen, welche Folgen sie für mich haben kann."

„Ein kluger Mann muß aus jeder Lage einen Ausweg finden," erwiederte sie kühl, „Ihr Geist wird vielleicht doch noch ein Mittel finden, um die Gespenster der Sorge, selbst wenn sie so greifbar körperlich sind, wie — Herr Steiner, zu bannen."

Die Excellenz kniff die Lippen zusammen und warf einen bösen Blick auf das Weib, welches ihn verhöhnte.

„Sie haben Recht, gnädige Frau; man kann sich immer helfen, wenn man nur — rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel ist. Ich werde mich nach Ihrer Lehre und Ihrem Beispiel richten."

Als die Thüre zwischen Beiden lag, da lachte drinnen das Weib: „Schwachkopf!" und draußen knirschte der Mann: „Kokette!"

Zwei Schlaue hatten ein Spiel mit einander gemacht, Einer hatte verloren, weil er doch zu wenig schlau gewesen war, und nun ärgerte er sich darüber.

— — — — — — — — — — — —

„Rathen Sie, helfen Sie mir, meine Theuerste! Ich bin die unglücklichste aller Frauen." Die kleine Dame, bei aller Behäbigkeit lebhaft und beweglich, welche diese Worte ausstieß, drückte ihr Spitzentuch vor's Gesicht und lehnte sich wie todesmatt in der Ecke des Divans zurück.

Gräfin Lorrain lächelte verstohlen, nahm aber sofort eine Miene innigster Theilnahme an. „Sie erschrecken mich, Frau Baronin; welch' ein Unglück hat Sie betroffen?"

„Denken Sie sich, mein Mann machte mir eine Scene — ich schaudere noch, wenn ich daran denke, was ich anhören mußte! Ach!" Die Frau Baronin Krajosewska seufzte zum Erbarmen und sank wieder in die Ecke zurück.

„Sie Arme, wie bedauere ich Sie! Es ist leider unser Loos, Rücksichtslosigkeiten dulden zu müssen."

„Warum dulden wir es?" fuhr Frau v. Krajosewska auf. „Weil wir dumm sind, ja dumm." Die Baronin

schluchzte, und der Mund der Gräfin zuckte in verhaltenem Spott. Sie fand, daß die gekränkte Dame sich selbst richtig beurtheile.

„Wie soll ich Ihnen nun rathen, Frau Baronin; was hat es eigentlich gegeben?"

„Sie wissen noch nichts?"

„Was sollte ich wissen?"

„Wirklich? Ich sah ja doch Seine Excellenz eben vor Ihrem Hause in seinen Wagen steigen. Er war bei Ihnen."

„Allerdings; wie käme aber Seine Excellenz dazu, mir etwas von einer Scene zu erzählen, welche Sie mit Ihrem Herrn Gemahl hatten?"

„Er mußte aber wissen, was heute meinem Manne widerfuhr," erwiederte mit einem mißtrauischen Seitenblick Frau v. Krajosewska.

„Ich aber weiß nichts; Sie müssen also die Güte haben, mich aufzuklären."

„Denken Sie sich, meine Theure, die Bank kommt nicht zu Stande!"

„Ei! wirklich?"

„Ja, und das Kollier wird jetzt nach Amerika wandern! — Ich habe nichts davon, als Verdruß, und mußte mir eine Scene machen lassen. Daran sind nur Sie schuld!"

„Darf ich Sie bitten, mir etwas deutlicher die Sache zu erklären?"

Frau v. Krajosewska gewann endlich nach verschiedenen Seufzern und Klagen über ihre angegriffenen Nerven so

viel Fassung, um in leidlichem Zusammenhang ihre Geschichte zu erzählen. Sie war fast auf's Haar jener gleich, welche Seine Excellenz kurz vorher berichtet hatte.

Herr v. Krajosewski, der Handelsminister, hatte unglücklicher Weise ebenfalls heute die Konzessionsurkunde für die Bank, an der Frau v. Krajosewska ein so lebhaftes Interesse hatte, dem Monarchen zur Unterschrift vorgelegt und dabei die gleiche Zurückweisung erfahren, wie sein Kollege, vielleicht war sie sogar noch etwas schärfer gewesen. Seine Majestät hatte ziemlich übellaunig bemerkt, er sehe mit großem Mißvergnügen, daß seine Räthe nicht genau genug Vorlagen prüften, die sie ihm zur Unterschrift unterbreiteten, sonst müßten sie wissen, welch' zweideutige Persönlichkeiten bei Projekten betheiligt seien, die er genehmigen solle. Er habe soeben, bemerkte Seine Majestät weiter, einen Akt aus gutem Grunde zurückgewiesen, und nun muthe man ihm zu, eine Konzession zu unterzeichnen, welche ebenfalls Personen zugute kommen solle, von denen er nichts wissen wolle.

Kurz, der Herr Handelsminister wurde so ungnädig entlassen, daß er nicht ganz mit Unrecht gleichfalls schon sein Portefeuille gefährdet sah, und in dieser Stimmung hatte er nun seiner Gemahlin eine „Scene gemacht", welche er beschuldigte, ihn wider seinen Willen in diese Angelegenheit verwickelt zu haben.

Er hatte dazu ein gewisses Recht, denn in der That war es Frau v. Krajosewska, welche die eifrige Vermittlerin in der Sache gespielt hatte, und natürlich jetzt nicht so sehr über die Vorwürfe, die sie erhielt, als vielmehr



über den Mißerfolg selbst gekränkt war, der ihr jede Aussicht auf Erfüllung eines sehnlichen Wunsches raubte.

„Was ist jetzt zu thun?" fragte sie in weinerlichem Tone.

„Nichts! Die Sache ist abgethan!"

Gräfin Lorrain hatte den Bericht mit großer Seelenruhe angehört; er überraschte sie nicht nach dem, was sie vorher von Seiner Excellenz erfahren hatte.

An der ganzen Sache interessirte sie höchstens die Frage, welch' geheimer Feind den Meisterstreich verübt habe, dem Monarchen zu verrathen, daß Graf Beauregard von den Konzessionen einen Gewinn ziehen solle.

Die Wahrheit konnte sie freilich nicht ahnen; daran dachte sie eben nicht, daß — Graf Beauregard selbst es gewesen war, der die Kühnheit besessen hatte, in einem Gesuche an den Monarchen die Genehmigung der Konzessionen zu erbitten, damit er — sich rangiren könne. Dieses Gesuch war ihm von einer Finanzgruppe, welche das Zustandekommen jener Unternehmungen verhindern wollte, mit baaren zwanzigtausend Mark bezahlt worden, und Graf Beauregard hatte einfach nach dem Sprichwort gehandelt: der Sperling in der Hand ist mehr werth, als die Taube auf dem Dache. Jene, welche den edlen Grafen zu diesem Schritte „erkauften", wie auch dieser selbst, waren über den Erfolg im Klaren und ihre Berechnung wurde in der That nicht getäuscht. Wenn nur von irgend einer anderen Seite dem Monarchen von der Betheiligung Beauregard's bei den Konzessionen gesprochen worden wäre, so hätte leicht dies als eine böswillige Verdächtigung hin-

gestellt werden können; das eigenhändige Gesuch des Grafen aber war ein Beweisstück, das nicht entkräftet werden konnte, und mußte den erwarteten Eindruck üben.

„Nichts?“ schrie Frau v. Krajosewska und sah die Freundin mit einem bösen Blicke an. „Sie sagen, es ist da nichts zu thun!“

„Sie müssen sich fügen, meine Theure; der Schmuck wird nach Amerika wandern,“ spottete die Gräfin.

Die kleine Dame sprang zornig auf, ihre Lippen murmelten etwas, das einem Fluche ziemlich ähnlich klang. „Sie sind an Allem schuld!“ stieß sie heftig hervor. „Mir wäre es nie eingefallen, mich in solche Dinge zu mischen.“

„Sie haben Recht, Frau Baronin, wir Frauen sollen uns nicht mit Geschäften befassen, sondern diese Männern überlassen. Auch ich werde in Zukunft mich von solchen Dingen ferne halten und ganz nur meinen häuslichen Pflichten mich widmen. Ich bedaure nur, daß Sie nicht früher kamen, ich hätte dann Gelegenheit gehabt, Ihnen, theure Freundin, meinen Verlobten vorzustellen.“

Frau v. Krajosewska sah die Gräfin mit halboffenem Munde an. Die kleine Dame hatte eben noch gewisse ursprüngliche Manieren und besaß noch nicht die Selbstbeherrschung, welcher eine großstädtische Weltdame bedarf. „Sie verlobt? Mit wem?“

„Mit dem liebenswürdigsten Manne der Welt, Herrn v. Raineck.“

„Meinen Glückwunsch! Dann werden Sie vielleicht auch einmal kennen lernen, was eine ‚Scene‘ ist.“

Mit diesem freundlichen Worte schied Frau v. Krajo-

sewska, wenigstens damit etwas getröstet, daß sie für eine verlorene Hoffnung eine Neuigkeit gefunden hatte.

Die Gräfin Lorrain war vor den Spiegel getreten, um sich zu betrachten. „Ich habe zur rechten Zeit mir ein Asyl gesichert,“ sagte sie halblaut vor sich hin, „sonst stünde es jetzt schlimmer um mich, als um diese Beiden. Die Gräfin Lorrain ist todt, die Frau v. Raineck wird leben.“

## 17.

Eine halbe Stunde südlich von der englischen Seestadt Yarmouth, an der Straße, die nach Lowestoft führt, liegt unfern am Strande ein Landhaus, zierlich eingefriedet, zwischen buschigen Bäumen halb versteckt, welches wohl schon in manchem vorbeiziehenden Wanderer den Wunsch erregt haben mochte, hier friedlich und fröhlich sein Leben zu beschließen. Vorne die Strandlinie und darüber hinaus die weite See mit ihrem nimmermüden Wogen und Rauschen, im Rücken die sanftgeschwungenen Linien grüner Hügel — es war ein Ort, wo man träumen konnte, wenn draußen Lichtglanz auf dem Wasser lag und die feuchte Seeluft leise durch die Blätter der Wipfel strich. Zuweilen verdeckte freilich dichter Nebel Strand und Hügel, dann brauste und dröhnte es unheimlich aus der Ferne her, und rings um das Haus heulte der Sturm ein mißtönendes Wiegenlied dem kleinen Wesen, das in dem Hinterzimmer trotzdem ruhig schlummerte, sorgsam behütet von einer jungen Frau, die neben dem Bettchen saß und sinnend der großartigen Symphonie lauschte, welche draußen Wind und Meer aufführten.

Es war wieder einmal ein solcher Abend gekommen, frühzeitig war's dunkel geworden und die Nebel flogen vom Strande her wie die Gespenster der wilden Jagd. Kräftig mußte der auf seinen Beinen stehen, welcher jetzt die Straße dahinwandeln wollte.

In dem Hinterzimmer brannte die Lampe, sorglich verdeckte ein Schirm das Bettchen, damit der Lichtschein den Schlummer des Kindes nicht störe.

Der Mann, welcher draußen vor dem Fenster stand, konnte das ganze Gemach überschauen; er sah die junge Frau, zierlich und anmuthig in dem einfachen Hauskleide, er sah das Bettchen mit seinen Kissen und Spitzen. Der Sturm blies feucht und kalt ihm in den Nacken, doch er verspürte es nicht. Mit einem wehmüthigen, müden Ausdruck in den Mienen blickte er durch das Fenster und seine Brust hob sich langsam, wie unter einem schweren Drucke. Plötzlich schüttelte er sich, warf den Kopf zurück und kniff die Lippen zusammen. „Es muß sein — es geht nicht anders!"

Die Frau drinnen hatte sich erhoben und über das Bettchen gebeugt, jetzt ging sie leise zu der Thür und verließ das Gemach; auch der Mann wandte sich ab und schritt der Hausthür zu. Auf sein Pochen erschien eine Magd mit einem Lämpchen; als sie den späten Besucher erkannte, wollte sie laut aufschreien, doch ein gebieterischer Wink des Mannes verschloß ihr den Mund. Rasch warf Jener den Ueberrock ab und hing ihn mit dem Hute an einen Nagel in dem Flur, dann ging er geradewegs auf das Hinterzimmer zu. Dort rückte er den Schirm weg,

daß das Licht auf das Bettchen fiel, und im nächsten Augenblicke war er auf das Knie gesunken und lehnte sein bärtiges Haupt auf die gefalteten Hände. Seine Augen ruhten auf dem Kinde, das in den weißen Kissen schlummerte.

Die Thür wird hastig aufgestoßen, die junge Frau tritt ein, mit leuchtenden Blicken und gerötheten Wangen, wie ein Elf gleitet sie geräuschlos hin zu dem Manne, und ehe sich dieser noch erheben kann, haben ihre Arme ihn umschlungen. „Harry!" Ihre Wange ruht an der seinen und er fühlt heiße Tropfen.

„Ellen!" antwortet er und umfaßt sie.

Sie streckt den einen Arm aus, mit zarten Fingern faßt sie das winzige Händchen des Kindes, welches wie ein kleines Bällchen auf dem Kissen ruht, sie will reden und bringt nur leise schluchzend das eine Wort hervor: „Harry!"

Es liegt eine ganze Geschichte, eine lange Erzählung in diesem einen Wort, und der Mann versteht sie. Langsam erhebt er sich und tritt etwas von dem Bettchen zurück. Ihre Arme sind ineinander verschlungen; die Frau rückt sorgsam wieder den Schirm vor und dann gehen sie langsam in die entgegengesetzte Ecke des Gemaches, wo ein Rohrsopha steht. Hier setzen sie sich nieder. Die Frau sagt nichts, aber ihr Blick stellt eine Frage, und auf diese antwortet der Mann: „Welch' süßer Junge!"

Beseligt nickt die Frau und jetzt findet auch sie endlich Worte. „Wie lange Du diesmal ausbliebst!"

„Ja, Ellen, es ist lange her."

„Konntest Du wirklich nicht früher kommen?"



„Du weißt ja, meine Geschäfte zwingen mich zu weiten Reisen."

„Die leidigen Geschäfte! Wäre es nicht möglich, daß Du es anders einrichtetest? Vielleicht fändest Du in Yarmouth eine Stelle."

Der Mann wendet den Blick ab. „Ich wollte, ich könnte es thun," sagt er langsam. „Nächstens will ich es versuchen."

„Dann werde ich Dich doppelt lieb haben!" Sie küßt ihn auf die Augenlider, die er nun wieder aufschlägt. Nach einer Weile beginnt sie wieder: „Nicht wahr, Harry, Du wirst reich werden?"

Erschreckt zuckt er zusammen und sieht die Frau mit einem fast bösen Blick an. „Was meinst Du damit?"

Sie schaut etwas ängstlich auf. „Du weißt ja, ich habe nie gefragt, was für Geschäfte Du hast und ob wir Geld in der Bank haben" — das war ihr nämlich gleichbedeutend mit ‚reich sein' — „aber jetzt denke ich oft an die Zukunft unseres kleinen Harry, und da wünschte ich, daß wir reich sein möchten."

Der Mann neigt den Körper vornüber und faltet die Hände.

„Bist Du mir böse?" fragt sie.

„Warum sollte ich böse sein, Ellen? Du hast Recht, nur zu sehr Recht, unser Harry soll es gut haben auf der Welt, ich muß Geld schaffen." Er beginnt wieder zu sinnen und unwillkürlich seufzt er halblaut vor sich hin: „Ich kann nicht."

„Was sagtest Du?"

Verwundert schaute er auf. „Sagte ich etwas?"

„Ja, es klang so wie: ich kann nicht."

„So! Sagte ich das? Nun, ich dachte eben an ein — Geschäft." Er fährt mit der Hand über die Stirne, ergreift dann beide Hände der Frau und nickt ihr zu: „Ja, ja, Ellen, Du hast Recht, wir müssen viel Geld in die Bank bekommen für unseren Harry. — Es liegt an Dir — wenn Du willst — so soll Harry —" Immer stockender kommen die Worte ihm aus dem Munde, es ist ihm, als würde ihm die Kehle zugeschnürt, er läßt die Hände der Frau fallen und springt auf. Er muß die Lippen zusammen beißen, um nicht laut aufzuschreien: „Ich kann nicht!" während es in seinen Ohren gellt: „Du mußt!"

„Was hast Du nur? Fühlst Du Dich krank, Harry?" Mit erschreckten Blicken hatte die Frau das seltsame Gebahren des Mannes verfolgt.

„Nein, nein!" wehrt er ab. „Es ist die Freude, welche mich ganz verwirrt macht. — Lassen wir die Sorgen um die Zukunft und erfreuen uns lieber an dem Augenblicke."

Mit heiterer Miene und einem zärtlichen Blicke wandte Harry sich wieder der Frau zu, und den Abend über zeigte sich kein düsterer Schatten mehr auf seiner Stirne. In der Nacht aber hörte die Frau mehrmals Harry stöhnen und ächzend kam es über seine Lippen: „Ich kann nicht," und bald darauf wieder: „Es muß ja sein."

„Was mag er nur haben?" fragte sich bangend die Frau, fand aber keine Antwort, und die Sorge verscheuchte ihr den Schlummer.

— — — — — — — — — — — —

Drei Tage weilte Harry Morton in dem traulichen Landhause, seinem Heim, in dem er Herr war, welches zwei Wesen beherbergte, an denen sein Herz hing. Was hatte er noch zu begehren, um glücklich zu sein? Friede herrschte hier und Liebe, was wollte er mehr? Harry Morton schien aber nichts vom Glück, nichts von dem Frieden zu verspüren. Seine Stimmung wechselte wie das Wetter eines Frühlingstages, wenn bald hell und wärmend die Sonne am blaßblauen Himmel leuchtet, bald eine stürmische Brise graue Wolken vor sich herjagt und Regenschauer niedergehen. Jetzt spielte er lächelnd mit den Fingerchen des Kindes oder scherzte mit der Frau, die mit reizvoller Anmuth im Hause waltete; im nächsten Augenblicke aber sah er mit verdrossenem Unmuthe vor sich hin und zuckte zusammen, wenn die Frau ihn ansprach.

Am Abend des dritten Tages sagte er plötzlich: „Ellen, ich muß morgen fort."

Sie schrak zusammen. „Du mußt fort?"

„Ja, Ellen, sei stark und gräme Dich nicht. Die Geschäfte — Du weißt ja — sie zwingen mich, zu reisen."

„Wird es lange währen?"

„Ja, Ellen, es wird diesmal lange währen, dann aber — es soll die letzte Reise sein. Hörst Du, Ellen, die letzte!"

„Wie werde ich mich freuen —" sagte sie leise und nach einer Weile fügte sie hinzu: „Warst Du deshalb so — so seltsam die Tage her?"

„Ja, deshalb!" Es lag etwas Rauhes und Abweisendes in dem Tone der letzten Antwort, welches den Wunsch



verrieth, daß über diesen Punkt nichts mehr gesprochen würde.

— — — — — — — — — — — —

„Herr Morton daheim?"

„Nein, mein Herr, Herr Morton ist verreist," erwiederte die Hausmagd.

„Herr Morton ist nicht verreist und ich werde auf ihn warten."

Ohne weiter um die Magd sich zu kümmern, öffnete der Besucher die Thüre des nächsten Zimmers und trat ein.

Die Magd lief hinüber zu der jungen Frau. „Ein Herr ist da, der glaubt nicht, daß Herr Morton abgereist sei, und will auf ihn warten. Sagen Sie ihm doch selbst, daß Herr Morton wirklich fort ist. Drüben im Salon sitzt der Herr."

Die Frau erhob sich und ging nach dem Zimmer. „Sie wünschen Herrn Morton zu sprechen? Mein Gatte ist vorgestern abgereist, in Geschäften; wie er mir sagte, kann er nach Monaten erst zurückkehren."

Der Fremde hatte mit höflicher Verbeugung die Dame des Hauses begrüßt und, während sie sprach, mit einem gewissen Erstaunen betrachtet. „Er ist also wirklich abgereist," sagte er langsam, und einen Schritt vortretend fügte er dann lebhafter hinzu: „Bei Gott, ich täusche mich nicht, Sie sind es leibhaftig, Ellen!"

Die junge Frau schrak zusammen und ihre großen Augen hefteten sich auf den Mann. Jetzt schien auch sie ihn zu erkennen. „Herr Taylor?"

Der Fremde lachte kurz auf. „Es ist lange her, daß

ich diesen Namen nicht mehr hörte. Es klingt mir fast so seltsam, als wie, daß Fräulein Ellen nun Frau Morton heißen soll."

Der jungen Frau war dieser Besucher offenbar nicht angenehm, mit einer Art Scheu trat sie hinter einen Stuhl und hastig fragte sie: „Wollen Sie eine Botschaft für meinen Mann hinterlassen?"

„Nein! Ich wünschte aber zu wissen, warum Fräulein Ellen, welche einen gewissen Taylor einst so strenge verurtheilte, kein Bedenken trug, den Namen Morton anzunehmen."

„Ich verstehe Sie nicht."

Wieder ließ der Fremde das rauhe Lachen hören, welches die junge Frau so unangenehm berührte. „Es ist zu toll! Bei Gott, zu toll!" Plötzlich änderte er den Ton und mit einem Ausdruck von Bitterkeit fuhr er fort: „Sie haben nicht recht an mir gehandelt, Ellen, damals, als Sie mit harten Worten mich hinwegstießen. Wissen Sie noch, was Sie mir damals sagten? Einen Dieb nannten Sie mich, und ein Dieb sei das fluchwürdigste Geschöpf, das Ihnen Grauen einflöße. Nicht wahr, das waren Ihre Worte? Ja, es ist wahr, daß man mich aus dem Geschäfte entlassen hatte, weil man behauptete, das, was ich gethan, sei ein Diebstahl. Und doch kann ich beschwören, daß ich nicht die Absicht hatte, ein Unrecht zu begehen. Das Stück Seidenstoff, welches ich nahm, um es als Geschenk Ihnen zu bringen — Ihnen, Ellen! — da Sie ein solches Stück gewünscht hatten, wollte ich von meinem nächsten Monatsgehalt bezahlen;

der Clerk aber war mir gehässig und sagte, ich hätte gestohlen; man jagte mich aus dem Geschäfte und — Sie jagten mich auch aus Ihrer Nähe, als ich offenherzig gestand, was mir widerfahren sei. Warum thaten Sie dies?"

„Was soll es nützen, das Vergangene wieder wachzurufen?" erwiederte die Frau.

„Nützen kann es freilich nichts. Damals hätte ein Wort des Trostes mich bewahrt vor dem, was nachgefolgt ist. Nur einen Fehltritt hatte ich begangen, kein Verbrechen; ich war noch ehrlich, wenn auch der Schein gegen mich sprach. Ich hätte gekämpft, gerungen, ich hätte mir eine achtenswerthe Stellung erworben — gewiß, es wäre geschehen — um Ihretwillen. Sie hießen mich gehen, und ich bin nun wirklich Einer, der — fluchwürdig ist."

Wieder vernahm man das mißtönige Lachen. „Aus dem Taylor, der einst gewissenhaft bezahlen wollte, was er genommen, ist nun ein Mensch geworden, der Banknoten und Cheks zu fälschen versteht, vor dem die Bankbeamten zittern, da Panzerplatten und Kunstschlösser ihm keine Hindernisse bieten, den die Eisenbahnverwaltungen und die Postbehörden verwünschen und die Polizei aller Länder mit grimmigem Eifer sucht. Das ist Ihr Werk, Ellen!"

Die junge Frau war bleich geworden; aber wenn sie anfänglich eine Scheu vor diesem Menschen empfunden hatte, so war diese geschwunden. Es lag thatkräftige Entschlossenheit in ihrem Charakter, und deshalb hatten gerade die letzten Worte, anstatt ihr Furcht einzuflößen, nur ihren Muth entfacht.

„Sie legen da ein Bekenntniß ab," sagte sie mit kühler



Ruhe, „welches mich berechtigen würde, Sie festzuhalten und dem Sheriff auszuliefern."

Der Fremde zeigte eine spöttische Miene. „Sie wollten dies thun? Sie? — Es ist zu toll! Was würde wohl Herr Morton dazu sagen?"

„Daß ich meine Pflicht erfülle."

„Warum überlieferten Sie dann nicht schon längst Ihren Gemahl dem Sheriff?"

Mit weit aufgerissenen Augen schaute die Frau auf den Sprecher; ihre Züge verzerrten sich und ein Zittern ging durch ihre Glieder. Mit ungeheucheltem Staunen bemerkte der Fremde den Eindruck von Entsetzen, welchen seine Frage hervorgerufen hatte. Es gab nur eine Deutung dafür, an die er bisher wahrlich nicht gedacht hatte. Sollte Ellen nicht wissen, welche Art Geschäfte ihr Mann betrieb?

Sie war außer Stande, eine Antwort zu geben, nur stammelnde Laute kamen über ihre Lippen, aus denen alles Blut gewichen war. Die Frau, welche soeben noch den Muth besessen hatte, einem gefährlichen Verbrecher zu drohen, und auch Entschlossenheit genug besessen hätte, um selbst mit Gefahr ihres Lebens diesen Menschen festzuhalten, diese Frau bot nun einen Anblick, welcher tiefes Mitleid erregen mußte. Herzbrechender Jammer, entsetzliche Angst sprach aus Blick und Miene, machte ihren Athem keuchend und schüttelte ihre Glieder.

Mitleid erfaßte auch den Mann, und das Zucken in seinem Gesicht war nur der Reflex der inneren Regung, welche längst erstorbene Gefühle wieder aufleben machte.

Doch nur für einen kurzen Augenblick; in dieser Seele war kein Raum mehr für edlere Empfindungen, sein Geist hatte sofort die Vortheile erkannt, welche die seltsame Lage ihm bot, und einen Thoren hätte er sich schelten müssen, wenn er diese Vortheile ungenützt gelassen haben würde. Er konnte sich rächen für den Schmerz der Vergangenheit und — vielleicht für die Zukunft dies Weib gewinnen, das ihm gerade jetzt so recht begehrenswerth erschien. Er hatte dieses Weib einst geliebt und konnte es damals nicht gewinnen; jetzt vermochte er zwar nicht mehr zu lieben, wie damals, aber der Gedanke, es dennoch zu besitzen, bot Reiz genug.

Mit einem satanischen Lächeln wandte er sich jetzt der Unglücklichen zu. „Morton ist ein kluger Mann, welcher weiß, daß man besser thut, die Verschwiegenheit der Frauen nicht auf die Probe zu stellen. Wie ich vermuthe, hat er es vorgezogen, auch daheim die Rolle eines ehrenwerthen Gentleman zu spielen."

Mit berechneter Grausamkeit zog er die Einleitung hinaus, bevor er mit seiner Enthüllung den vernichtenden Schlag führte. „Ich begreife jetzt auch, warum Sie mich nur Taylor nannten; sie konnten den Namen, den ich zur Zeit führe, nicht kennen, da Sie offenbar auch nicht wissen, daß Herr Morton, sobald er die Schwelle seines Hauses verlassen hat, sich in einen Gentleman verwandelt, den man zur Zeit — er liebt, ebenso wie ich, in diesem Punkte die Abwechslung — Vicomte de Romano zu nennen pflegt. Ich denke, der Sheriff von Yarmouth wäre sehr dankbar, wenn ihm die Person und die Geheimnisse Morton's aus=



geliefert würden; dieser hätte vielleicht noch mehr interessante Dinge zu bekennen, als ich. Wir sind Geschäftsfreunde, Manches haben wir in Compagnie gemacht, Manches Jeder für sich, und Morton hat stets Glück gehabt; seine Geschäfte haben ihm nur Gewinn und noch niemals Verlust — der kostbaren Freiheit eingetragen. Wir Anderen sind stolz auf ihn, wir beneiden ihn."

Ellen Morton war ein starkes Weib, es lag in ihrer Natur etwas von dem Wesen jener germanischen Frauen, die thränenlos Gatten und Söhne vor ihren Augen fallen sehen konnten, dann aber selbst Schild und Wehr ergriffen und stritten, bis ein Feindesspeer auch sie auf die Leiber ihrer Lieben hinstreckte. Ellen Morton hatte gezittert, als sie eine schreckliche Gefahr für ihr Lebensglück nahen gefühlt hatte, nun, da der Schlag gefallen war, kam keine Klage, kein Jammerlaut über ihre Lippen. Wenn der Mann da, welcher vor ihr saß, mit spottendem Lächeln und lauernden Blicken die Wahrheit gesprochen hatte, dann war Morton für sie todt, gestorben für alle Ewigkeit; nicht einmal in ihrer Erinnerung durfte er mehr fortleben. Er, der geliebte Mann, war todt, aber auch sie traf dieser erste Schmerz vernichtend. Nichts blieb ihr mehr übrig, als über der Leiche des Gatten selbst zu fallen.

Sie strich sich mit der Hand über die Stirne, und mit einer Ruhe, welche den Besucher verblüffte, so daß er an sich selbst irre wurde, gab sie zur Antwort: „Mag Morton gethan haben, was immer: Sie haben, nicht das Recht, ihn zu verurtheilen. Sie nicht! Niemals!"

Er fand nicht gleich die rechten Worte zur Entgegnung, erst nach einer Weile sagte er mit einem Lächeln, das ihn häßlich machte: „Bei Gott, ich verurtheile ihn nicht! Ich wünsche nur, daß Sie auch mir eine so gnädige Richterin sein mögen, wie meinem Freunde."

„Nennen Sie ihn nicht Ihren Freund!" fuhr sie auf.

„Er ist es! Ich verstehe jetzt Ihr Benehmen; Sie glauben nicht an die Wahrheit meiner Worte, und bei der geringen Meinung, welche Sie von mir zu hegen scheinen, würde auch mein Schwur nichts helfen. Wollen Sie Beweise, untrügliche, unanfechtbare Beweise? Wohlan, ich kann sie Ihnen bieten. Ich weiß, wohin sich mein Freund begeben hat und welches — Geschäft er abzumachen beabsichtigt. Wohl war er nicht so kollegial, mir seine Pläne mitzutheilen, aber ein Zufall führte mich darauf. Ich entdeckte ihn drüben über dem Kanal, und da man sich für alte Freunde stets interessirt, so spionirte ich unter der Hand ein wenig nach seinem Thun und Treiben. Da fand ich nun, daß Morton wieder einmal sein altes Glück bei den Frauen — er hat es immer gehabt, Ellen! — versuchen wolle, und ich denke, ich habe so ziemlich das Richtige herausgebracht, wenn ich vermuthe, daß eine der Damen, welche in einem gewissen Hotel in Brüssel wohnen, dazu ausersehen ist, Frau Morton Nummer zwei zu werden. — Ich hätte bei Leibe nicht daran gedacht, meinen Freund in seinen Geschäften zu stören, aber eine gewisse Sache — wir sind ja, wie ich schon sagte, Geschäftsfreunde — nöthigte mich, ihn aufzusuchen. Als ich in sein Hotel ging, erfuhr ich, daß

Herr Morton, oder eigentlich der Vicomte de Romano, wie es hieß, nach England abgereist wäre. Ich vermuthete, daß er heimgekehrt sei, um vielleicht allerlei zu ordnen, und da jene Sache eine wenig drängt, so folgte ich ihm hierher. Wie ich sehe, kam ich zu spät. Morton ist bereits wieder auf dem Wege, um als Herr de Romano in die Arme der harrenden Braut zu eilen.

Wenn Sie die Mühe nicht scheuen wollen, heute oder morgen nach Brüssel zu reisen, so können Sie eben noch Zeuge sein, wie mein Freund" — er betonte absichtlich das Wort — „vor dem Maire von Brüssel einen Ehebund eingeht. Es ist Bigamie — ein schlimmer Handel; ich wünsche, daß das Glück Herrn Morton nicht verläßt."

„Ist dies Alles, was Sie mir zu sagen hatten?"

„Ich denke, es wäre gerade genug!"

„Warum kamen Sie hierher, mir dies zu sagen?"

Die Frage verwirrte ihn, und unsicher begann er zu stammeln: „Warum ich kam? Es war nicht meine Absicht — ich wußte nicht, daß — rund herausgesagt: Sie haben mich zum zweiten Male zum Schurken gemacht; um Ihrer Augen willen verrieth ich den Freund, weil ich ihm nicht gönne, was ich selbst nicht besitzen durfte."

Sie erhob sich und mit einer gebieterischen Bewegung wies sie ihm die Thüre. „Verlassen Sie mich!"

„Herr Morton gibt Ihnen Ihre Freiheit zurück — vielleicht —"

„Gehen Sie!"

„Ich werde wiederkommen!" Er verneigte sich und

schritt mit einem fast scheuen Blick auf die zürnende Frau hinaus.

„Ob sie nach Brüssel gehen wird?“ fragte er sich, als er draußen auf der Landstraße stand. „Hm! Und dann? Pah, warten wir es ab! — Was aber Morton dazu sagen wird, wenn er erfährt, daß ich geschwatzt habe? Hm! Vielleicht ist er mir noch dankbar dafür. Das Geld, das ich brauche, muß er mir doch geben; er weiß ja, was er einem Bundesbruder schuldig ist. Um das Weitere habe ich mich nicht zu kümmern. Harry wird schon Mittel finden, sich aus dem Handel zu ziehen. Arme Ellen, sie dauert mich fast! — Pah, es schadet ihr nicht; wenn sie mürbe wird, dann kann ich diese Widerspenstige um so leichter — für mich zähmen.“

Pfeifend ging er der Stadt zu.

In dem Landhause lag vor der Wiege eine Frau auf den Knieen und barg das Haupt in den Händen. Keine Thräne entquoll den Augen, kein Laut, kein Seufzer kam über die Lippen, aber auch kein Gebet stieg aus diesem Herzen zum Himmel empor.

Dann erhob sich die Frau und gab mit ruhiger Stimme der Magd Befehle, welche verwundert die Herrin ansah. Ellen Morton hatte sich entschlossen, nach Brüssel zu reisen.

18.

„He, Pierre, bringe diesen Postschein der Dame auf Nummer 79, der blonden, verstehst Du! Sieh' aber zu, ob sie allein ist; wenn die andere Dame zugegen ist, darfst Du beileibe den Schein nicht zeigen! Begreifst Du es?“

Der kleine Junge, der mit ungeheurem Stolze seine Hotellivree seit drei Tagen trug, betheuerte mit lebhaften Geberden, daß er den heiklen Auftrag des gestrengen Herrn Portiers ganz genau verstanden habe und gewissenhaft ausführen werde; dann sprang er mit großen Sätzen die Treppe hinan.

Halb athemlos pochte er an der Thüre Nummer 79 und als er das „Herein" vernahm, stolperte er in das Zimmer. Er riß die Mütze mit der goldgestickten Inschrift „Hotel Royal" vom Kopfe, sah sich zuerst gewissenhaft im Gemache um und begann dann mit seiner hellen Sopranstimme, daß man es drei Zimmer weit hören mußte:

„Ich bin glücklich, daß ich Madame allein treffe, sonst hätte ich Madame diesen Postschein nicht übergeben können, und Madame wartet sicherlich schon darauf. Hier ist der Postschein."

Mit einem Kratzfuß und einer zierlichen Handbewegung — er hatte beides den Kellnern abgelauscht — überreichte er den Schein.

Die Dame zuckte zusammen, warf einen ängstlichen Blick auf die halbgeöffnete Thür des Nebenzimmers und legte den Finger auf den Mund.

„O Madame dürfen unbesorgt sein; ich werde Niemand von dem Briefe etwas sagen. Ich weiß, daß man Geheimnisse von Damen achten muß." Pierre war nicht wenig stolz auf die letzte Phrase, die er, weiß Gott in welchem Romane einmal gelesen hatte; er fühlte sich in diesem Augenblicke — als Mann.

Die Dame schien jedoch nichts weniger als entzückt von der Klugheit und Ritterlichkeit Pierre's zu sein, sie zeigte eine ärgerliche Miene, und indem sie ein Geldstück dem Jungen hinreichte, deutete sie auf die Thür.

„Ich danke, Madame, Sie dürfen vollständig unbesorgt sein," betheuerte Pierre noch auf der Thürschwelle und stieg dann die Treppe hinab, von dem Bewußtsein erfüllt, daß er seine Sache außerordentlich gut gemacht habe.

Kaum hatte er aber die Thüre hinter sich geschlossen gehabt, als aus dem Nebenzimmer die „andere Dame" trat.

„Du hast einen Brief besorgen lassen, Leonie, an wen?"

„Ja, ich habe einen Brief geschrieben, an — eine Freundin."

„Du lügst, Leonie! An eine Freundin — ich wüßte überhaupt nicht, wo Du eine solche hättest — brauchtest Du nicht hinter meinem Rücken zu schreiben. Ich will die Wahrheit wissen; an wen ging der Brief? Zeige den Postschein."

Die blonde Dame wandte sich ab: „Wenn ich nun nicht will —"

Die Andere lachte auf. „Närrin Du! Damit verräthst Du Dich selbst. Du hast an meinen Bruder geschrieben!"

„Ja," lautete die im trotzigen Tone gegebene Antwort.

„Ah! Also doch!" Die Andere schritt ein paarmal durch das Gemach, in ihrem Gesichte zuckte es, ihr Athem

ging keuchend. Dann brach der Sturm los. „Du hast mich also verrathen! Du Undankbare! Ich habe Dich gerettet vor dem Verkommen, ich wollte Dich zu meiner Schwester machen und habe Dir vertraut wie einer Schwester! Ich habe Dich auf den Knieen gebeten, zu schweigen, Du hast es mir zugeschworen, und nun verräthst Du mich. Du bist eine Elende, Leonie!"

„Alexandra!" schrie die blonde Dame und hob beschwörend die Hand auf.

„Eine Elende bist Du, aus verfluchtem Stamme entsprossen, selbst verflucht und jedem zum Fluche, der in Deine Nähe geräth." Von der Aufregung überwältigt, warf sich Alexandra auf einen Stuhl, und drückte ihr Taschentuch auf die fiebernde Stirne.

Leonie war wachsbleich geworden, einen Augenblick wankte sie wie betäubt unter dem vernichtenden Schlage, der ihre Ehre traf, dann aber richtete sie sich hoch auf, und mit ruhiger, wenn auch leicht verschleierter Stimme begann sie ihre Rechtfertigung.

„Du nennst mich undankbar, ich bin es nicht. Alles, was ich gethan habe, geschah, um Dir zu danken für Deine Güte, Deine Liebe. Für Dich, für Dein Glück bin ich bereit, Alles zu opfern, mein eigen Glück, meine Ehre, mich selbst. Als Du mich damals beschworst, mit Dir heimlich abzureisen, habe ich da gezögert? — Nein, ich that, was Du wolltest, weil Du sagtest, es gälte Dein Glück. Und wüßte ich, daß Du Recht hast mit Deinem Glauben an diesen Mann, dem Du Dich opfern willst, ich hätte geschwiegen, wie Du es verlangtest. Ja, ich

habe meinen Schwur gebrochen, indem ich an Deinen Bruder schrieb, aber ich mußte es thun, um Dich zu retten. Schweigen wäre ein Verbrechen, tausendmal schlimmer als zehn Meineide. Dieser Mann bringt Dir nicht Glück, sondern Verderben; er hat Dich bethört, aber ich hielt die Augen offen; ich sage Dir, Alexandra, der Mann spielt ein falsches Spiel. Ich kann Dir die Beweise liefern, wenn Du mich anhören willst."

„Genug!" Alexandra fuhr mit einem zornigen Blicke auf die Anklägerin von ihrem Stuhle empor. „Ich will nichts hören; mein Verlobter steht zu hoch, als daß die Verleumdung ihn begeifern dürfte."

Mit einer leidenschaftlichen Bewegung warf sich Leonie vor der Zürnenden auf die Kniee und hob flehend beide Arme empor: „Alexandra, schilt mich, wie Du willst, zertritt mich, tödte mich, aber die eine Bitte erfülle mir: Warte, bis Dein Bruder kommt. Ist der Mann, dem Du Deine Liebe schenken willst, das, wofür Du ihn hältst, so soll er von Deinem Bruder Deine Hand verlangen. Herr v. Kaineck liebt Dich, wie ich Dich liebe, er wird Dein Glück nicht stören wollen, aber er wird auch nie zugeben, daß Du unglücklich wirst an der Seite eines Unwürdigen. — Alexandra, höre mich, um Deinetwillen!"

Alexandra sah mit verächtlichem Hohne auf die Freundin nieder. „Du scheinst mich für eine Thörin zu halten, welche der Vormundschaft bedarf, wie ein unmündiges Kind. Ich danke für die gute Meinung, die Du von mir hegst. Ich weiß, was ich thue, und werde thun, was mir beliebt."



Sie ging in ihr Zimmer zurück, schloß die Thüre hinter sich und Leonie hörte, wie der Riegel vorgeschoben wurde.

Langsam erhob sich die junge Dame und mit einem schmerzlichen Blicke auf die Thüre murmelte sie: „Die Unglückselige, sie will nicht hören; o Gott, wenn er nur noch zur rechten Zeit käme! Ich hätte früher schreiben sollen, früher! Wenn es zu spät wäre! Durch meine Schuld! Nein, nein, es darf nicht geschehen und müßte ich weiß Gott was thun!"

— — — — — — — — — — — —

Pierre sprang wieder die Treppe hinan. Diesmal hatte er der Dame auf Nummer 78 eine Karte zu überbringen. „Der Herr erwartet Madame im Sprechzimmer," berichtete er, laut genug, daß man es im Nebenzimmer hören mußte.

Alexandra warf einen raschen Blick auf die Karte, eine halbe Minute lang wog sie dieselbe unschlüssig in der Hand, dann sagte sie dem Burschen: „Ich lasse den Herrn bitten, sich bei mir einzufinden."

„Sehr wohl, Madame; im Salon wird man zu oft gestört," setzte der altkluge Pierre hinzu, welche weise Bemerkung ihm einen ziemlich ungnädigen Blick eintrug.

Eine Minute später betrat der Vicomte de Romano das Zimmer Alexandra's. „Endlich sind Sie da, mein Freund; Sie ließen mich lange warten." Sie gab sich keine Mühe, ihre Gefühle zu verbergen, Blick und Stimme verriethen die Leidenschaft, welche ihre Seele ganz erfüllte.

Der Vicomte zog die Hand, die sie ihm entgegenstreckte,

an die Lippen. „Vor zwei Stunden bin ich zurückgekehrt. Ich litt wahrlich nicht weniger unter dem bitteren Zwange der Nothwendigkeit, welche mich fern von Ihnen hielt. Für alle Qual bin ich aber jetzt überreich entschädigt durch die Gunst, Sie hier und — allein sprechen zu dürfen. — Ist Fräulein Leonie abgereist?"

„Nein! Was fragen Sie nach ihr? Ich denke, Sie haben keine Ursache, ihre Abwesenheit zu beklagen," erwiederte sie mit ungewöhnlicher Schärfe.

„Allerdings schien die junge Dame wenig freundschaftliche Neigung für mich zu empfinden, ich vermuthe sogar, daß sie gegen mich Vorurtheile hegte —"

„Sie hat uns einfach verrathen; sie schrieb an meinen Bruder!"

Der Vicomte konnte trotz aller Selbstbeherrschung eine Bewegung des Unmuthes nicht unterdrücken. „Besorgen Sie davon Unangenehmes?"

„Vielleicht eine Scene, weiter nichts. Mein Bruder hat mir keine Befehle zu ertheilen. Besser wäre es jetzt freilich, wenn —" Sie vollendete den Satz nicht, aber der Vicomte wußte genau, was sie sagen wollte.

„Ihre Wünsche begegnen sich mit den meinen. Ich sehne die Stunde herbei, welche das Band knüpfen soll, das uns für immer vereinigen wird. Die eigenthümliche Lage, in der Sie sich befinden, muß peinlich sein, ich fühle es ja selbst auch, und die Gefahr neuer Hindernisse und Schwierigkeiten wird es rechtfertigen, wenn ich die Erfüllung der Förmlichkeiten beschleunige, die mich von dem höchsten Glück noch trennen."

Alexandra's Antlitz hatte sich leicht geröthet, jetzt warf sie dem Manne einen dankbaren Blick zu dafür, daß er so zartfühlend sich selbst als den auf die Entscheidung Drängenden hinstellte. „Sie haben Recht, ich darf durch Zögern nicht neue Schwierigkeiten schaffen."

Er küßte die Fingerspitzen ihrer Hand. „Wie dankbar bin ich Ihnen für dieses Wort! Sie gestatten mir also, sofort alle Schritte einzuleiten, damit unsere Trauung in den nächsten Stunden stattfinden könne."

„Stunden?"

„Nun ja, meine Sehnsucht rechnet nach Stunden, es wird allerdings mindestens noch ein Tag vergehen, doch denke ich, übermorgen könnte die Sache erledigt sein. Ich darf mir wohl die Frage erlauben, ob Ihre Papiere — Sie wissen ja, daß in unserer Zeit bei allen Gelegenheiten nach diesen leidigen Schriftstücken gefragt wird — bereit sind?"

Alexandra erhob sich und nahm aus dem Schreibtische eine Mappe, welche sie dem Vicomte hinreichte. „Ich hatte Ihren Rath, den Sie mir vor meiner Abreise von L. gaben, nicht vergessen. Sehen Sie die Papiere durch, ich hoffe, daß alles Nöthige vorhanden ist."

Der Vicomte prüfte sorgfältig Stück für Stück, legte einige bei Seite, die anderen schob er wieder in die Mappe zurück. „In der That ist Alles da, was wir brauchen, und ich bin froh darob. Sie werden mir erlauben, diese Dokumente" — er wies auf die bei Seite gelegten — „mit mir zu nehmen, um das Weitere zu veranlassen."

„Sie glauben wirklich, in so kurzer Zeit —“

„Gewiß; eine gesetzlich begründete Einwendung kann nicht erhoben werden, und beschleunigen läßt sich Alles mit dem weltbewegenden Motor. — Wenn es Ihnen genehm ist, würde ich mir den Vorschlag erlauben, morgen zu dem Notar zu fahren, um den Ehevertrag aufzusetzen, und übermorgen begeben wir uns dann zu dem Maire. Es soll meine Sorge sein, daß wir zu einer besonderen Stunde getraut werden können, ungestört von der Neugier Unberufener; dann verlassen wir sofort diese Stadt, um unser Glück in stiller Verborgenheit zu genießen. Sind Sie mit diesem Programm einverstanden, meine Theure?“

„Ja, mein Freund; handeln Sie, wie es Ihnen gut dünkt. Ich vertraue Ihnen vollkommen.“

Der Vicomte erhob sich. „So will ich denn sofort die nothwendigen Gänge machen. Nur der Gedanke, daß es unserer Vereinigung gilt, wird mich darüber trösten, daß ich mich des Glückes berauben muß, länger hier zu verweilen. — Auf Wiedersehen, meine Theure! Ich darf ja wohl heute noch einmal vorsprechen?“

„Ich werde Sie erwarten.“

„Tausend Dank!“ Er küßte ihre Hand mit liebenswürdigem Anstand und ging.

Alexandra seufzte ein wenig. Sie fand das Zartgefühl, welches in der kühlen Zurückhaltung des Bräutigams lag, bewundernswürdig, hätte aber doch etwas mehr stürmische Leidenschaftlichkeit gerne verziehen. Er vermied das trauliche „Du“, er begnügte sich, die Hand zu küssen, obwohl ihm sicher der Mund nicht versagt worden wäre,

selbst in seinen Worten legte er sich Zurückhaltung auf; nur in seinen Blicken glaubte Alexandra den Widerschein der Gluth zu finden, welche ihr eigenes Herz verzehrte.

* * *

Das Brautpaar kehrte aus dem Bureau des Notars zurück. Der Ehevertrag war nach allen Regeln des Gesetzes aufgesetzt worden, wie es sich gebührt. Der Notar hatte einen kleinen Wettstreit schlichten müssen: der Vicomte bestand darauf, daß das Vermögen, welches Alexandra zur Zeit besitze, derselben verbleiben solle, während die Dame volle Gütergemeinschaft wünschte. Der Notar entschied für die Ansicht des Vicomte — dem er dabei eine Schmeichelei über so seltene Uneigennützigkeit sagte — dafür wurde die Bestimmung aufgenommen, daß alles Hab und Gut, welches nach geschlossener Ehe dem einen oder anderen Theile zufallen würde, gemeinschaftlich sein, und der überlebende Theil den andern beerben solle. Damit war auch diese Sache abgethan, welche Alexandra ein wenig langweilig gefunden hatte. Auf dem Rückwege hatten die Beiden nur von dem kommenden Morgen gesprochen; der Vicomte konnte berichten, daß der Maire seine und Alexandra's Papiere in Ordnung befunden habe, daß einige andere Förmlichkeiten glattweg erledigt wurden, Dank des Entgegenkommens der Sekretäre der Gesandtschaften, und daß um einer Spende für ein Hospital willen, dessen sich der Adjunkt des Maire besonders annahm, dieser sich bereit erklärt habe, die Trauung außer der Amtszeit, nämlich schon um acht Uhr Morgens, vorzunehmen.

Am Arme des Vicomte stieg Alexandra die Hotel- treppe empor, lächelnd, verschönt von dem Abglanz des Glückes, welches ihre Seele erfüllte. Das Paar bog in den Gang ein, in welchem das Zimmer Alexandra's lag, und der Vicomte neigte sich zu seiner Braut nieder, um in seiner bescheidenen Art zu fragen, ob er bis zum Diner das Glück ihrer Gesellschaft genießen dürfe.

In diesem Augenblicke öffnete sich eine Thür, aus welcher eine Dame auf den Gang heraustreten wollte, sie wich etwas zurück, um die Beiden vorüber zu lassen, auf welche aus der halbgeöffneten Thür ein heller Licht- streifen fiel.

Die fremde Dame streckte ihre Hand aus und berührte leicht den Arm des Vicomte. „Harry Morton!"

Der Mann zuckte zusammen, als ob ein Blitzstrahl vor ihm in den Boden gefahren wäre; mit einem Ruck fuhr er herum und wandte sich der Sprecherin zu. Ein dumpfes Stöhnen kam aus seiner Brust. „Ellen! Du?" Bei seiner heftigen Bewegung hatte er den Arm Alexan- dra's so stark gepreßt, daß diese einen Laut des Schmerzes nicht unterdrücken konnte. Er achtete nicht darauf, hielt vielmehr diesen Arm so fest, als müsse er sich festklammern an irgend etwas, um nicht den Halt zu verlieren.

„Ja, ich bin es," erwiederte Ellen, und indem sie die Thür ihres Zimmers weiter aufstieß, setzte sie hinzu: „Ich denke, es wird Ihnen angenehmer sein, das, was ich Ihnen noch zu sagen habe, nicht auf dem Gange zu hören."

Willenlos folgte er dem Winke und willenlos folgte Alexandra. Erst hier im Gemache, als die Thür wieder

geschlossen war, ließ er den Arm der Braut frei, welche, unfähig, länger sich aufrecht zu erhalten, auf den nächsten Stuhl sank.

Hochaufgerichtet, mit strenger Miene und kaltem Blicke, stand Ellen in der Mitte des Zimmers, vor ihr der Mann, den sie Harry Morton, die Andere Vicomte de Romano nannte. Er hielt den Hut in der einen Hand, mit der anderen stützte er sich auf den Tisch und schaute mit einem traurigen Blick in das Antlitz des Weibes, das die Mutter seines Kindes war.

Ruhig hielt Ellen seinen Blick aus und ruhig klang ihre Stimme, als sie sich an Alexandra mit den Worten wandte: „Ich bedaure, mein Fräulein, daß Sie Zeugin dieser Begegnung werden mußten; es lag nicht in meiner Absicht, der Zufall hat es so gefügt. Ich kam auch nicht hierher, um Ihnen den Besitz dieses Mannes streitig zu machen — ich vermuthe nämlich, daß Sie es sind, von der man mir sagte, daß sie meine Nachfolgerin sein solle. — Es ist so, nicht wahr?"

Alexandra fühlte sich außer Stande, zu antworten, mit verwirrten Blicken, wie ein erschrecktes Kind, sah sie auf Ellen.

„Ich kam, um Herrn Morton die Freiheit zu geben, welche zu fordern er nicht den Muth hatte. Ich will nicht, daß der Vater meines Kindes aus Feigheit noch ein Verbrechen mehr" — sie betonte diese Worte, daß es den Mann kalt überlief — „begehe, auf welches unsere Gesetze harte Strafe setzen. Er soll frei sein, um, ohne Strafe fürchten zu müssen, das thun zu können, was er für gut befunden hat. Unsere Gesetze gestatten die Auf-

lösung der Ehe, sie soll gelöst werden; ich, ich selbst will es."

„Ellen!" stöhnte der Mann. „Was thust Du?"

Sie gab ihm keine Antwort. „Sie lieben ihn, mein Fräulein? — Sie brauchen es mir nicht zu sagen, ich lese es in Ihren Augen. Auch ich habe ihn geliebt" — ihre Stimme wurde etwas leiser und zitterte ein wenig — „so innig, wie es nur ein Herz fähig ist. — Ich gebe ihn frei, er soll der Ihre sein, bereiten Sie ihm das Glück, das ich ihm nicht zu bieten vermochte. Werden Sie selbst glücklich dabei, und Gott möge Ihnen die Prüfung ersparen, welche er über mich verhängt hat."

Der Vicomte that einen Schritt vorwärts und streckte beide Hände aus. „Ellen! Nein — das nicht! — Und mein Kind!" Er schrie es hinaus, und mit einer gewaltsamen Anstrengung, welche seinen ganzen Körper erschütterte.

Alexandra drückte ihr Tuch vor den Mund, dann erhob sie sich und wankte zur Thür. Der Mann achtete nicht darauf, er stand noch immer mit vorgestreckten Händen da und wiederholte nur mit dumpfer, halb erstickter Stimme: „Ellen! Ellen!"

Die Frau wich einen Schritt zurück. „Harry Morton, ich weiß, was Sie sind."

Er wurde fahl und grau im Gesicht und taumelte zurück, bis seine Hände die Tischkante fassen konnten, an die er sich lehnte.

„Nicht mir steht es zu, zu richten über das, was Ihr Gewissen belastet," fuhr Ellen fort; „um meines Kindes willen muß ich wünschen, daß die Thaten, welche Harry

Morton oder der Vicomte de Romano — ich weiß ja nicht, welcher Name der richtige ist — beging, niemals gerichtet würden."

„Ellen, Du weißt —"

„Alles! Das heißt, ich weiß, daß der Mann, den ich liebte, ehrlos und dem Gesetze verfallen ist, und dies ist genug."

„Welcher Elende verrieth Dir's?"

„Ja, ein Elender war es, und bitter genug ist es für mich, daß ich einem Elenden noch danken muß, daß er mir den Abgrund der Schande zeigte, an dem ich stand. — Ich will meine Freiheit, Harry Morton, und dann — mag Gott Ihnen gnädig sein."

Der Mann ließ das Haupt auf die Brust sinken und schwieg. Ellen hörte, wie langsam, wie keuchend sein Athem ging, sie sah, wie gebrochen und in sich zusammengesunken die Gestalt war. Nach einer Weile erhob er den Kopf wieder.

„Ja, Ellen, ich bin verworfen und verdammt! Ein Elender, der mit fluchwürdiger Schuld beladen ist. — Doch auch dem, welcher dem Henker verfallen ist, gewährt die Welt eine letzte Gnade. Willst Du grausamer sein als die Welt, Ellen? Es ist ja nur ein Geringes, was ich von Dir erflehe: Du sollst mich hören. Du weißt, was ich bin, Du sollst auch wissen, warum ich es geworden bin. Willst Du mich anhören?"

(Fortsetzung folgt.)

# Der Fabrikdirektor.

Novelle
von
**Reinhold Ortmann.**

---

1. (Nachdruck verboten.)

Die große Fabrikuhr über dem Eingangsthore der Baumwollspinnerei verkündete mit weithin vernehmlichen Schlägen die vierte Nachmittagsstunde. Den Arbeitern und Arbeiterinnen, deren Zahl sich auf mehrere Hundert belief, war das ein willkommenes Zeichen, denn es bedeutete ja den Beginn einer halbstündigen Ruhepause in ihrer anstrengenden und einförmigen Beschäftigung.

Die Spinnerei war eines der bedeutendsten Etablissements dieser Art und befand sich seit mehreren Jahren im Besitz einer Aktiengesellschaft, die aus ihrem Betriebe sehr bedeutenden Gewinn erzielte. Schon der Umfang des Fabrikgebäudes gestattete einen zutreffenden Schluß auf die Großartigkeit der ganzen Anlage. Es war ein nach allen Seiten freiliegender, solider Backsteinbau, der bis zur stattlichen Höhe von fünf Stockwerken emporstrebte, und aus dessen geöffneten Fenstern ununterbrochen das Rasseln und Stampfen und Schnurren zahlreicher Maschinen tönte.

Im ersten Stock und völlig abgesondert von den Lagerräumen und Arbeitssälen befand sich das Privatbureau des Direktors und das Comptoir der Fabrik. Zu ihnen gelangte man durch einen besonderen Eingang auf einer breiten und bequemen Treppe, und ihre Einrichtung war von besonderer Eleganz. Des Direktors Schreibtisch und der reich geschnitzte Sessel vor demselben konnten fast als Kunstwerke bezeichnet werden, und auch sonst lieferte jeder einzelne Ausstattungsgegenstand in dem behaglichen Zimmer einen Beweis dafür, daß der Herr Direktor Hugo Herwarth ein Freund der Bequemlichkeit und des Lebensgenusses sei. Werthvolle Stiche und Radirungen schmückten die Wände, ein weicher Teppich deckte den Fußboden, und auf einem kleinen Tischchen stand jederzeit neben dem offenen Cigarrenkasten eine fein geschliffene Krystallflasche mit purpurn funkelndem Wein.

Als die hellen Schläge der Uhr die Vesperpause anzeigten, erhob sich auch der Fabrikdirektor aus seinem Sessel. Er war ein mittelgroßer, breitschulteriger Mann von fünfzig und einigen Jahren. Sein Haupthaar war bereits stark gelichtet, und in das dunkle Braun des kurz gehaltenen Vollbarts mischten sich zahlreiche graue Fäden. Das rundliche, leicht geröthete Antlitz zeigte einen Ausdruck von Genußsucht, und die kleinen, etwas verkniffenen Augen blickten etwas unstät durch die scharfen Gläser der goldenen Brille.

Der Direktor nahm einige der auf seinem Schreibtisch liegenden Papiere und öffnete die Thür, welche sein Privatbureau mit dem Fabrikcomptoir verband. Dort

arbeiteten mehrere Buchhalter an breiten Doppelpulten, und in einem kleinen Seitenraum, der durch eine mehr als mannshohe spanische Wand von dem hellen und geräumigen Gemache abgetheilt worden war, hatte der Bureauchef Bertelmann zwischen zwei gewaltigen eisernen Geldschränken seinen Platz. Dorthin richtete Direktor Herwarth seine Schritte, nachdem er die achtungsvollen Grüße der Buchhalter mit einem herablassenden Kopfnicken beantwortet hatte.

„Da sind einige Sachen für Sie, Herr Bertelmann," sagte er mit lauter Stimme. „Sie haben wohl die Freundlichkeit, sie sogleich zu erledigen."

Der Angeredete war seinem Aeußeren nach ein vollständiges Gegenstück zu dem wohlgenährten, von Kraft und Gesundheit strotzenden Fabrikdirektor. Seine lange, krankhaft abgemagerte Gestalt war vornüber geneigt und gleichsam in sich selbst zusammengesunken; das hagere, blutlose Gesicht mit den eingefallenen Wangen und den tiefliegenden, brennenden Augen schien das Gesicht eines Todkranken, und es war zudem in dem ganzen Gebahren des Mannes etwas Scheues und Gedrücktes, das seine Erscheinung nur um so mitleidswürdiger machte.

„Sehr wohl, Herr Direktor, sehr wohl!" erwiederte er eilig mit heiserer, fast tonloser Stimme. „Ich werde mich nach Möglichkeit beeilen." Und seine zitternden Finger strichen dabei nervös über die Papiere, welche Herwarth vor ihn hingelegt hatte.

Dieser aber, der jetzt vollends hinter die spanische Wand getreten war, neigte sich nahe zu seinem Ohr und

flüsterte ihm so leise, daß die Anderen nichts mehr davon vernehmen konnten, zu: „Ist die Sache mit der rohen Baumwolle in Ordnung?"

„Alles in Ordnung!" klang es wie ein Hauch zurück „Ich habe es gemacht wie immer, und da konnte natürlich Keiner etwas bemerken."

„Gut! Schmidt hat sich auch wieder gemeldet. Sie müssen dafür sorgen, daß er die Garne pünktlich erhält."

Ueber die ausgetrocknete Gestalt des Bureauchefs ging es wie ein Erschauern.

„Wenn es nur möglich sein wird, Herr Direktor — wenn es nur möglich sein wird! Der Werkmeister Grunert ist von so großer Aufmerksamkeit. Ich fürchte fast, er hat bereits einen gewissen — einen gewissen Verdacht geschöpft."

Herwarth preßte die Zähne zusammen. Für einen Moment war der behäbige Ausdruck ganz und gar von seinem Gesicht verschwunden.

„Zum Henker, das auch noch! Nun, ich werde mit dem Herrn Werkmeister aufräumen. Thun Sie nur, was ich Ihnen gesagt habe, Bertelmann. Sie wissen ja, daß Sie nichts zu fürchten haben, so lange ich die Verantwortung auf mich nehme."

Der Angeredete antwortete nur mit einem tiefen Seufzer.

Der Direktor aber fuhr mit wieder erhobener Stimme fort: „Ich bin mit Ihren Anordnungen ganz und gar einverstanden. Weiß ich doch ohnedies, daß wir uns auf Ihre Tüchtigkeit und auf Ihren Eifer im Dienste der Gesellschaft immer verlassen dürfen."

Damit trat er hinter der spanischen Wand hervor und winkte den an der Kopirpresse beschäftigten Comptoirdiener zu sich heran.

„Suchen Sie den Werkmeister Grunert auf und theilen Sie ihm mit, daß ich ihn noch während der Vesperpause in meinem Privatbureau zu sprechen wünsche. Sagen Sie, es betreffe wichtige und dringende Angelegenheiten."

Damit verließ er das Comptoir, um sich in seinem Arbeitszimmer ein Glas mit dem dunkelrothen, funkelnden Weine zu füllen, den er hastig hinunterstürzte. Eben hatte er sich eine Cigarre angezündet und die ersten duftigen Rauchwölkchen von sich geblasen, als ein hartes, energisches Klopfen vernehmlich wurde.

„Aha!" sagte Herwarth halblaut, indem er seinen kurzen Vollbart strich, „das ist er! Nun, ich werde es kurz machen." Und indem er sich in seinen geschnitzten Sessel niederließ, rief er ziemlich barsch und herrisch: „Herein!"

Der Eintretende mochte dem Fabrikdirektor an Jahren etwa gleich sein. Derb und kräftig gebaut wie Jener, übertraf er ihn an Größe doch um ein gutes Stück. Sein Gesicht war nicht schön, und die tiefen Linien, von denen es durchfurcht war, hatte unverkennbar der eherne Griffel der Sorge dort eingezeichnet; aber es war in diesen Zügen etwas Gerades und Treuherziges, das trotz eines beinahe mürrischen Ernstes wohlthuender berührte, als das verbindlichste Lächeln des Fabrikdirektors. Der Mann trug einen einfachen, sauberen Arbeitsanzug, und seine Hände waren die groben, schwieligen Hände eines Arbeiters.

„Guten Tag, Herr Direktor!“ sagte er, in der Nähe der Thür stehen bleibend, ohne alle Unterwürfigkeit in Haltung und Stimme. „Sie wünschten mich zu sprechen.“

„Ja, Herr Grunert! Wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Ich danke sehr! Es wird ja am Ende nicht so lange währen, denn es handelt sich doch wohl um etwas Geschäftliches?“

„Nicht so ganz! Aber man kann Ihrer sonst ja nicht habhaft werden. Es ist eine Privatangelegenheit, über welche ich mit Ihnen in's Reine kommen möchte, und wir werden rasch am Ziele sein, wenn Sie sich auch bei dieser Gelegenheit als der verständige und einsichtige Mann erweisen, der Sie der allgemeinen Meinung nach sein sollen.“

Er schien eine Antwort zu erwarten, aber der Werkmeister schwieg. Seine hellen und klaren Augen waren so fest auf das Gesicht des Fabrikdirektors gerichtet, daß dieser hinter den Brillengläsern die seinigen senkte. Er räusperte sich ein paarmal und fuhr dann, seine Verlegenheit hinter einer noch hochmüthigeren Miene verbergend, fort: „Mein Sohn hat mir gestern ein Geständniß gemacht, das mich nothwendig in das höchste Erstaunen versetzen mußte. Ich würde es nicht für möglich gehalten haben, daß Sie von seinem tollen Beginnen unterrichtet seien, wenn er selbst es mir nicht ausdrücklich und wiederholt versichert hätte. Nun bin ich doch begierig, von Ihnen eine Erklärung dafür zu erhalten, wie Sie so ein thörichtes und unsinniges Verhältniß dulden konnten, das sich offenbar unter Ihren Augen angesponnen und weiter entwickelt hat.“

„Mit Verlaub, Herr Herwarth, auf Fragen, die in einem solchen Tone an mich gerichtet werden, pflege ich keine Antwort zu geben. Hätte ich gewußt, daß Sie mich nur deshalb zu sprechen wünschen, so hätte ich Ihnen erwiedern lassen, daß Sie sich gefälligst zu mir bemühen möchten, denn wenn Einer von uns Beiden Erklärungen abzugeben hat, so bin ich es gewiß nicht."

Er hatte ganz gelassen, aber mit sehr entschiedenem Nachdruck gesprochen, und er machte nun wirklich Miene, sich wieder zur Thüre zu wenden. Der Fabrikdirektor aber verhinderte ihn daran, indem er von seinem Sessel aufsprang und mit erhobener Stimme rief: „Nur noch ein wenig Geduld, Herr Grunert, wenn ich bitten darf! Es könnte doch sein, daß ich auch etwas Geschäftliches mit Ihnen zu sprechen hätte, und zwar als Ihr Vorgesetzter, welchem Sie Achtung und bescheidene Unterordnung schuldig sind, was Sie soeben vergessen zu haben scheinen."

„Sie sind mein Vorgesetzter, so lange sich's um meine Arbeit handelt — nicht weiter! Und wie weit ich Ihnen Achtung zollen will, ist meine eigene Sache. Hier stand soeben nur der Vater dem Vater gegenüber, und da ziemte doch wohl demjenigen die größere Bescheidenheit, auf dessen Seite das Unrecht war."

„Wie, Sie wagen es, mir so zu begegnen? Glauben Sie Ihrer Sache schon so gewiß zu sein? Meinen Sie, daß Ihre Biedermannsmiene und die koketten Künste Ihrer Tochter meinen unerfahrenen Jungen schon rettungslos in Ihre Gewalt gebracht hätten?"

„Lassen Sie mir das Mädel aus dem Spiel — ein-

für allemal! Die Sache liegt sehr einfach, und ich habe dabei meines Wissens mit Ihnen ganz und gar nichts zu schaffen. Hätte ich sogleich bemerkt, daß Ihr Sohn meiner Josephine nachstellte, so würde ich vielleicht mit einem Machtwort dazwischen gefahren sein, denn ich hätte ihr schon einen anderen Mann gewünscht als den. Da die Sache aber schon bis zu einer förmlichen Erklärung gediehen war, als ich davon erfuhr, und da mein Mädel dem jungen Mann aufrichtig zugethan ist, so sagte ich in Gottes Namen Ja und Amen. Nach Ihrer Zustimmung zu fragen, hatte ich wahrhaftig keine Veranlassung. Sich deren zu versichern, war die Sache Ihres Sohnes, nicht die meinige. Und zwar hätte er das thun müssen, ehe er dem Mädchen den Kopf verdrehte; denn jetzt halte ich mich an ihn, und ich werde nicht dulden, daß der erste beste Windbeutel aus bloßer Laune mein Kind unglücklich mache. Er wird sie heirathen, mit oder ohne Ihren Segen, oder er wird mich von einer Seite kennen lernen, die ihm gewiß nicht gefällt."

Der Fabrikdirektor hatte seinen Werkmeister ausreden lassen, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen. Vielleicht wollte er nur Zeit gewinnen, um sich über seine weitere Taktik klar zu werden, denn wie gut er auch die knorrige Natur Grunert's kannte, auf eine so trotzige Begegnung war er doch nicht gefaßt gewesen. Er wollte sich zu kalter, vernichtender Ruhe zwingen, aber die letzten Worte Grunert's jagten ihm doch wieder das Blut in die Stirn.

„Sie unterstehen sich, mir zu drohen? Nun, das

schlägt dem Faß den Boden aus!" rief er in heftigstem Zorn. „Ich werde Ihnen zeigen, wie man mit Ihresgleichen verfährt! Es sind in der letzten Zeit von unseren Abnehmern mehrfach Klagen eingelaufen, deren Berechtigung nicht zu verkennen ist und die unserem Etablissement erheblichen Schaden bringen können. Aus besonderer Rücksicht auf Ihre langjährige Thätigkeit in der Spinnerei habe ich bisher geschwiegen; aber ich sehe nun wohl ein, daß diese Rücksicht schlecht angebracht war, und darum kündige ich Ihnen hiermit zum nächsten Quartalsersten Ihren Posten!"

Das mußte dem Werkmeister doch unerwartet gekommen sein, denn er zuckte ein wenig zusammen und wie ein Ausdruck des Schreckens ging es über sein faltenreiches, ehrliches Gesicht.

„Das — das ist nicht Ihr Ernst," stammelte er. „Das können Sie nicht — dazu haben Sie kein Recht!"

Die tiefe Niedergeschlagenheit des Mannes bereitete dem Direktor unverkennbare Genugthuung. Seine Wuth war besänftigt, und das gewöhnliche Lächeln trat wieder auf sein rundliches Gesicht.

„Meinen Sie?" fragte er spöttisch. „Nun, es steht Ihnen natürlich frei, sich beim Verwaltungsrath der Gesellschaft zu beschweren, wenn Sie damit etwas zu erreichen glauben. Vielleicht wird man es vorziehen, mich fallen zu lassen, um Ihre unschätzbare Kraft nicht zu verlieren."

Gerade die höhnischen Worte des Gegners gaben dem Werkmeister seine Fassung und seine männliche Haltung rasch zurück.

„Nein, ich werde mich nicht beschweren,“ sagte er, „denn ich weiß wohl, daß ich dabei doch den Kürzeren ziehen würde. Ich werde gehen, ohne darüber zu klagen, daß ein treuer und rechtschaffener Arbeiter aus feiger Rachsucht von Einem verjagt werden kann, dessen Treue und Rechtschaffenheit vielleicht nicht ganz über jeden Zweifel erhaben ist.“

Ueber Herwarth's Antlitz fluthete purpurne Röthe. „Unverschämter!“ donnerte er. „Auf der Stelle verlassen Sie dies Zimmer, sowie das Haus und das Gebiet der Spinnerei. Ihr Gehalt bis zum Ende des Vierteljahres wird Ihnen ausgezahlt werden — Sie selbst aber sind Ihres Dienstes schon von dieser Stunde an entbunden, und ich rathe Ihnen in Ihrem eigenen Interesse, sich nicht mehr auf dem Fabrikterrain treffen zu lassen.“

Wie um jede Erwiederung des Anderen abzuschneiden, schlug er bei den letzten Worten zweimal auf eine Glocke, deren heller Klang im Nebenzimmer deutlich gehört werden mußte. In der That öffnete sich auch fast im nämlichen Augenblick die zum Comptoir führende Thüre und die hagere, hinfällige Gestalt des Herrn Bertelmann schob sich mit einem scheuen Blick auf den Werkmeister über die Schwelle.

Grunert aber sah mit dem Ausdruck tiefster Verachtung auf den Fabrikdirektor, und indem er den Buchhalter bei Seite schob, sagte er: „Ich bin kein Raufbold, den man mit Gewalt entfernen müßte, und da Ihnen hier die Ausübung des Hausrechts zusteht, so gehe ich ohne Weiteres. Aber wir werden Abrechnung mit einander

halten, Herr Direktor Herwarth, verlassen Sie sich darauf, und wir wollen doch sehen, wer den letzten Trumpf in der Hand behält!"

Da er schon in der offenen Thür gestanden hatte, so mußten die Buchhalter im Comptoir seine Worte ebenso deutlich vernommen haben, wie die beiden Männer im Zimmer des Direktors. Grunert kümmerte sich nicht um ihre verdutzten Gesichter, sondern ging mit schweren Schritten und mit leicht nach vorn gesenktem Haupte die Treppe hinab, um sich zum letzten Mal in die von Menschen erfüllten Arbeitssäle mit den stampfenden, rasselnden, schnurrenden Maschinen zu begeben. —

Bertelmann schloß mit zitternder Hand die Thür. Seine ganze Gestalt wurde geschüttelt wie von einem Fieberfrost.

„Um Gottes willen, Herr Direktor," keuchte er, „was haben Sie da gethan? Ich sagte Ihnen ja, daß der Werkmeister einen Argwohn gegen uns hat; wenn er nun in seinem Zorn hingeht und uns —"

Mit einer ungeduldigen Bewegung fiel ihm Herwarth in die Rede.

„Sie sind ein Narr, Bertelmann, mit Ihren ewigen Befürchtungen! Glauben Sie mir, daß ich sehr wohl weiß, was ich thue, und daß die Entfernung dieses Menschen aus mehr als einem Grunde nothwendig war. Und nun habe ich genug für heute. Ich gehe in meine Wohnung hinüber; wenn man mich braucht, kann man mich ja holen lassen!"

Mit der kaltblütigen Gelassenheit eines Mannes,

welcher mit seinem Tagewerk vollauf zufrieden ist, zündete er sich eine neue Cigarre an, drehte den Schlüssel in seinem Schreibtisch um und ging.

Bertelmann schaute ihm nach mit einem Blicke, in welchem sich Entsetzen und Bewunderung mischten. Beide Hände auf die eingesunkene Brust drückend, flüsterte er: „Wenn ich nur seinen Muth hätte und sein Selbstvertrauen! Aber mir ist so bange — ich glaube, es nimmt kein gutes Ende!"

2.

Da, wo das Gebiet der Spinnerei an den schön gehaltenen, mit prächtigen Lindenbäumen bepflanzten Promenadenweg grenzte, lag das Wohnhaus des Fabrikdirektors. Es war ein zierliches, in elegantem Villenstyl aufgeführtes Bauwerk, das mit seinem schön gepflegten Gärtchen, seiner blumengeschmückten Terrasse, seinen Altanen, Erkern und Thürmchen einen recht vornehmen und zugleich anheimelnden Anblick gewährte. Die innere Einrichtung entsprach durchaus dem Aeußeren, und mancher reich begüterte Mann mochte den Beamten der Spinnereigesellschaft um sein anmuthiges und behagliches Heim beneiden.

In dem nämlichen Augenblick, als drüben in der Fabrik der Werkmeister Grunert eine so heftige Begegnung mit seinem Vorgesetzten hatte, gab es in dem sogenannten Musikzimmer der Villa eine kleine Scene ganz anderer Art. Da saß an dem klangreichen Erard'schen Flügel eine junge Dame von schöner und sympathischer Erscheinung. Das geschmackvolle, duftige Sommerkleid umschloß eine

zierliche und geschmeidige Gestalt, und die kleinen blonden Löckchen, welche widerspenstig auf die weiße Stirne herabfielen, glänzten im Strahl der durch die Fenster lugenden Nachmittagssonne wie lauteres Gold. An ihrer Seite neben dem runden Klaviersessel stand ein schlank und hoch gewachsener, dunkelhaariger Mann von etwa dreißig Jahren. Festigkeit und Energie prägten sich in jedem Zuge seines Antlitzes aus, und ohne daß dasselbe eigentlich schön zu nennen gewesen wäre, gab ihm doch gerade die eigenartige Mischung von männlicher Entschiedenheit und herzlicher Liebenswürdigkeit etwas ungemein Ansprechendes und Gewinnendes. Der junge Mann hatte eben ein aufgeschlagenes Heft auf den Notenständer des Flügels gelegt, und seine schöne Gesellschafterin griff nach einem flüchtigen Blick auf die Komposition mit der Sicherheit einer Meisterin in die Tasten. Nach kurzem Vorspiel setzte sie mit einer nicht sehr großen, aber weichen und glockenhellen Stimme ein, und sang die treffliche Tondichtung, eine schwermüthige und gefühlsinnige Ballade, in vollkommen tadelloser Weise zu Ende.

Auf dem Gesicht des Zuhörers spiegelte sich während ihres Vortrages eine Bewegung, die wohl nicht ausschließlich aus seiner Kunstbegeisterung zu erklären war. Als sie geendet, neigte er sich ein wenig zu ihr herab und sagte im Tone der vollsten Aufrichtigkeit mit großer Wärme: „Wie herrlich Sie den Geist dieser Komposition zu erfassen wußten, Fräulein Herwarth! Wahrhaftig, ich habe niemals eine Sängerin gehört, deren Stimme mir so wunderbar an das Herz gegriffen hätte, wie die Ihrige."

Ein zartrosiger Hauch färbte die Wangen der jungen Dame.

„Sie beurtheilen mich viel zu nachsichtig, Doktor Märker," erwiederte sie leise. „Ich weiß wohl, daß ich vor einem strengeren Richter wahrscheinlich sehr schlecht bestehen würde."

„Nein, nein; Sie sind eine vollendete Künstlerin, und man möchte es im Interesse der Allgemeinheit fast beklagen, daß Sie nicht durch Ihre äußeren Lebensumstände gezwungen worden sind, den Beruf einer Sängerin zu wählen."

Er sprach in merklichem Eifer und er wurde verlegen, als sie mit einem reizenden kleinen Lächeln zu ihm aufsah.

„So wünschen Sie mir also, daß ich hungern und darben müßte, um Anderen zur Unterhaltung zu dienen? Ei, ei, Herr Doktor, ich lebte bisher in dem Glauben, daß Sie es ein wenig gut mit mir meinten."

„Und ob ich es gut mit Ihnen meine, Fräulein Nelly! Wenn ich nicht fürchten müßte, daß sich mir die Thür dieses gastlichen Hauses für immer verschlösse, so —"

Er stockte, als ob ihm der Muth gebräche, weiter zu sprechen; um die fein geschnittenen Lippen der jungen Dame aber zuckte es schelmisch.

„Nun?" fragte sie. „Wenn Sie das nicht fürchteten, was würden Sie dann thun?"

Doktor Märker warf einen raschen Blick rings umher, und da er sah, daß sie wirklich allein und unbelauscht waren, bemächtigte er sich mit einer kühnen Bewegung der kleinen weißen Hand, die auf den Tasten des Flügels lag.

„So würde ich Ihnen freimüthig bekennen, Fräulein Nelly, daß ich Sie zwar nicht zu einer Sängerin für Jedermann, wohl aber zu einer Sängerin für mich, und zwar für mich allein, machen möchte. Wenn Sie sich entschließen könnten, die Gattin eines zur Stunde noch ganz unberühmten Rechtsanwalts zu werden —"

Vielleicht war die Ueberraschung für die junge Dame nicht allzu groß, eine so unumwundene Erklärung aber hatte sie in diesem Augenblick doch nicht erwartet. Sie stand rasch auf und machte einen schwachen Versuch, ihm ihre Hand zu entziehen.

„Herr Doktor — ich bitte Sie —" hauchte sie mit niedergeschlagenen Augen und mit dunkel glühenden Wangen, „wenn man uns hier so allein bei einander fände — es ist doch wohl besser, daß ich meinen Bruder rufe."

Ueber den Rechtsanwalt aber schien plötzlich ein Geist unbeugsamer Entschlossenheit gekommen zu sein.

„Nein, das wäre nicht besser, Fräulein Nelly," erklärte er, „sondern es wäre das Allerschlimmste und Grausamste, was Sie überhaupt thun können. Ich habe vielleicht unklug gehandelt, daß ich so mit der Thür in's Haus gefallen bin, und ich hätte meinen Antrag gewiß mit viel zierlicheren Worten vorbringen können, ehrlich gemeint aber war er dessenungeachtet ganz gewiß, und wenn Sie jetzt keine andere Antwort für mich haben, als die Drohung, daß Sie Ihren Bruder rufen werden, so machen Sie mich damit zu dem unglücklichsten Menschen unter der Sonne."

Das Alles klang so rechtschaffen und treuherzig, daß

es selbst ein Herz hätte gewinnen können, welches viel weniger warm für den Redenden schlug, als dasjenige des Fräulein Nelly Herwarth. Sie machte keinen Versuch mehr, die gefangene Hand zu befreien, und nur ganz scheu und leise kam es von ihren Lippen: „Ja, was — was soll ich Ihnen denn sagen?“

In heller Siegeszuversicht leuchteten seine ehrlichen Augen auf.

„Nichts als ein einziges, kleines, winziges Wörtchen, das mir zur Antwort dienen soll auf die Frage, ob auch Sie mir ein wenig gut sein können und ob Sie Muth genug haben, das Schicksal Ihres Lebens mit dem meinigen zu vereinen — nichts als das geringfügige Wörtchen Ja! Wollen Sie es sprechen?“

Noch tiefer sank das blonde Köpfchen herab und noch dunkler wurde die Gluth auf den Wangen. Wie ein leises Erbeben überlief es den schlanken Leib, und vielleicht würde kein Anderer, der im Zimmer anwesend gewesen wäre, ihre Erwiederung vernommen haben. Das Ohr der Liebe aber ist scharf, und der Rechtsanwalt hatte ihr geflüstertes Ja unzweifelhaft gehört, denn mit einem hellen Jubelruf legte er den Arm um sein schlankes Lieb und zog sie fest und innig an seine Brust. Nelly sträubte sich nicht und sie duldete es auch, daß er einen herzhaften Kuß auf ihre frischen, rothen Lippen drückte; dann aber machte sie sich sanft von ihm los und sagte in holder Verwirrung: „Nun haben Sie mein Geständniß erpreßt, Sie böser Mensch, nun aber müssen Sie mich zu meinem Bruder führen!“

Es war dem Doktor anzusehen, daß er diese ersten Augenblicke des Glückes gern gründlicher ausgekostet hätte; aber er wagte keinen Widerspruch und geleitete die junge Dame in den durch mehrere Gemächer von dem Musikzimmer getrennten Salon, in welchem ihr Bruder Ludwig, ein hübscher und stattlicher junger Mann von unverkennbarer Aehnlichkeit mit dem Vater, über einem Buche saß. Die beiden Herren begrüßten sich herzlich wie gute alte Freunde, und in seinem Rausch des Entzückens, den er nur mit Mühe zu verbergen vermochte, bemerkte der Rechtsanwalt nicht, wie ernst und verstimmt der sonst so gesprächige, von Lebenslust und Heiterkeit übersprudelnde Ludwig war. Erst eine kleine Weile hatten sie mit einander geplaudert, als der Eintritt des Fabrikdirektors ihr Gespräch unterbrach.

Dem selbstbewußten, lächelnden Antlitz des Herrn Hugo Herwarth war nichts mehr anzusehen von der Erregung, in welcher er sich soeben befunden hatte. Er nickte seinem Sohne, der mit finsterer Miene zu Boden schaute, flüchtig zu, küßte sein Lieblingskind Nelly auf die Stirn und reichte dem Rechtsanwalt freundschaftlich seine Hand.

„Seien Sie mir willkommen, lieber Doktor! Hätte ich gewußt, daß wir das Vergnügen haben, Sie unseren Gast zu nennen, so würde ich mich schon früher losgemacht haben. Da drüben gibt es doch nichts als Aerger und Unannehmlichkeiten."

Der Angeredete erwiederte den Händedruck lebhaft und sagte mit tapferer Ueberwindung einer begreiflichen Befangenheit: „Ihre Güte, verehrter Herr Direktor, er-

muthigt mich zu einer Bitte: Wollen Sie mir eine kurze Unterredung unter vier Augen gewähren?"

Etwas verwundert, aber mit unverminderter Freundlichkeit führte Herwarth seinen Besucher in das nach dem Muster altdeutscher Trinkstuben eingerichtete Rauchzimmer, wo Doktor Märker ihm gegenüber in einem der Lederstühle Platz nehmen mußte. Mit einfachen, schmucklosen Worten brachte der Rechtsanwalt seine Werbung um die Tochter des Fabrikdirektors vor, zugleich mit schlichter Offenheit über seine eigenen Verhältnisse Auskunft gebend.

„Die Familie, der ich angehöre, ist Ihnen ja bekannt," sagte er. „Mein Vater erzählte oft mit Stolz, eine wie innige Freundschaft ihn in seiner Jugend mit Ihnen verband, und für wie viele große und wichtige Dienste er Ihnen zu innigstem Dank verpflichtet wurde. Leider hat er selber niemals Gelegenheit gehabt, sich dafür erkenntlich zu zeigen, und die wahrhaft väterliche Freundlichkeit, mit welcher Sie mich in Ihrem Hause empfingen, hat unsere Schuld noch um ein Erhebliches vermehrt. Ihrem Wohlwollen und Ihrer thatkräftigen Unterstützung habe ich es in erster Linie zu verdanken, daß ich innerhalb einer sehr kurzen Zeit eine Praxis gewann, deren Umfang auch meine kühnsten Erwartungen weit übertreffen mußte. Ich bin zwar durchaus kein reicher Mann, aber ich darf wohl sagen, daß meine Gattin von der Noth und den gemeinen Sorgen des Lebens nicht berührt werden wird, Fräulein Nelly erwiedert meine Zuneigung, und ich würde sehr glücklich sein, Herr Direktor, wenn Sie uns Ihre Einwilligung nicht versagten."

Mit der wohlwollendsten Miene, über welche er verfügte, hatte ihm Herwarth zugehört. Es war ihm von vornherein anzusehen, daß seine Antwort keine ablehnende sein würde.

„Ich leugne nicht, mein lieber junger Freund," erwiederte er nach einem kurzen Schweigen, „daß ich auf etwas Aehnliches schon seit geraumer Zeit vorbereitet gewesen bin, und der Umstand, daß ich Ihrem Verkehr in meinem Hause trotzdem keine Schranken gezogen habe, wird Ihnen am besten beweisen, wie ich zu der Sache stehe. Aber auch ich bin Ihnen rückhaltlose Offenheit schuldig, und ich werde es Ihnen nicht verübeln, wenn Sie als ein praktischer Mann von Ihrem Antrage zurücktreten, nachdem Sie mich angehört haben. Wahrscheinlich halten Sie mich für reich, weil meine Lebensführung diejenige eines reichen Mannes ist. Aber das sind Repräsentationspflichten, die mir durch meine Stellung auferlegt werden. In Wahrheit besitze ich leider kein baares Vermögen, das mich in den Stand setzen würde, meiner Tochter eine ansehnliche Mitgift zu geben. Die etwas verschwenderischen Neigungen meiner verstorbenen Frau und mancherlei widrige Umstände haben mich gehindert, Ersparnisse zu machen, und ich vermöchte Ihnen als meinem Schwiegersohne nicht einmal die Aussicht auf eine dereinstige größere Erbschaft zu eröffnen."

Doktor Märker ließ ihn nicht weiterreden.

„Womit habe ich es verdient, daß Sie eine so schlechte Meinung von mir hegen?" sagte er gekränkt. „Nicht einen Augenblick habe ich mir irgendwelche Gedanken darüber



gemacht, ob Nelly die Tochter eines reichen Mannes sei oder nicht. Was Sie mir mit ihrer Person geben, ist ja unendlich werthvoller für mich, als alle Schätze der Erde, und selbst eine fürstliche Mitgift würde nicht mehr im Stande sein, meine Dankbarkeit zu erhöhen."

Der Fabrikdirektor reichte ihm die Hand und schüttelte die seinige herzlich.

„Ich habe es nicht anders erwartet, denn ich weiß längst, daß Sie ein wackerer junger Mann sind. So will ich Ihnen denn mein Kind getrost anvertrauen, und es wird sich auch Rath finden, daß Sie es nicht als eine Bettlerin in Ihr Haus nehmen müssen."

Die beiden Herren kehrten in den Salon zurück, und auch Nelly jubelte jetzt in heller Fröhlichkeit auf, als sie von dem geliebten Manne im Beisein ihres Vaters den Verlobungskuß empfing. Dann aber sehnten sich die beiden jungen, überglücklichen Menschenkinder doch nach einer Stunde ungestörten Alleinseins, und der Fabrikdirektor ließ es lächelnd geschehen, daß sie sich unter einem ziemlich durchsichtigen Vorwande entfernten, um Arm in Arm in den Garten hinabzugehen.

Vater und Sohn blieben allein in dem eleganten Gemache zurück, und Minuten lang wurde kein Wort zwischen ihnen gesprochen. Ludwig stand mit finsterer, fast feindseliger Miene am Fenster und blickte nach dem hohen Dampfschlot der Spinnerei hinüber, der Direktor aber machte sich an einem inmitten des Gemaches stehenden Blumentisch zu schaffen, bis ihm das lange Schweigen doch endlich drückend und unbehaglich zu werden schien.

„Ich kann Dir eine Eröffnung machen, welche Dir angenehm sein wird, Ludwig," sagte er. „Ich werde nicht weiter darauf bestehen, daß Du unverzüglich in die Stadt zurückkehrst, um Dich dort auf Dein Examen vorzubereiten. Es ist mir jetzt sogar lieber, wenn Du in Deinem Vaterhause bleibst, vorausgesetzt natürlich, daß Du Dich entschließest, Dein ungehöriges und unkindliches Benehmen gegen mich zu ändern."

Von dem hübschen Gesicht des jungen Mannes leuchtete es auf wie ein Schimmer der freudigsten Hoffnung. Er wandte sich hastig nach seinem Vater um und schaute mit einem halb zweifelnden, halb bittenden Blick zu ihm auf.

„Darf ich Deinen Worten wirklich eine Deutung geben, welche mich unnennbar glücklich machen würde? Hast Du erkannt, daß Du gestern zu hart gegen mich gewesen, und bist Du anderen Sinnes geworden?"

Der Fabrikdirektor runzelte die Stirn. „In Bezug auf Dein Verhältniß zu der Arbeitertochter — nein!" sagte er mit eisiger Kälte. „Ich lasse mir so wenig etwas abtrotzen, als ich es mir abschmeicheln ließe."

„Josephine ist nicht die Tochter eines Arbeiters, wie Du sie verächtlich nennst, sondern eines tüchtigen und klugen Mannes, der auch eine viel bedeutendere Stellung noch mit Ehren ausfüllen würde.

„Um so besser für ihn, denn er hat ja jetzt vollauf Gelegenheit, es zu beweisen. Vielleicht bist Du ihm behilflich, eine dieser bedeutenden Stellungen ausfindig zu machen."

„Wie soll ich das verstehen, Vater? Grunert wünscht doch nicht etwa, die Spinnerei zu verlassen?"

„Nein, ich glaube nicht, daß er es wünscht, aber die Umstände haben ihn genöthigt, es gegen seinen Wunsch zu thun — ich habe ihn soeben entlassen."

Die heiße Röthe des Zornes färbte das Antlitz des jungen Mannes.

„So also hatte ich Deine gestrige Drohung zu verstehen!" rief er aus. „Und dies ist die Erklärung für die Güte, mit welcher Du mir gestattest, in meinem Vaterhause zu bleiben! Du hast es vorgezogen, diesen wackeren, rechtschaffenen Mann um sein Brod zu bringen, weil Du sicher bist, daß er nicht hier bleiben kann, wenn er einmal seine Stellung in der Spinnerei verloren hat! Aber das ist eine schreiende Ungerechtigkeit, und ich werde nicht dulden, daß ein Unschuldiger um meinetwillen leidet."

„Du wirst es nicht dulden? In der That, eine ausgezeichnete Sprache, welche Du da Deinem Vater gegenüber führst. Und was, wenn ich fragen darf, gedenkst Du zu thun, um es zu hindern?"

„Was ich thun werde, vermag ich in diesem Augenblick noch nicht zu sagen; aber ich bin jedenfalls fest entschlossen, den Vater meiner künftigen Gattin vor unverschuldetem Elend zu schützen."

„Und wenn ich Dir auf das Bestimmteste jede fernere Berührung mit diesen Leuten verbiete?"

„So werde ich Dir zu meinem Bedauern zum ersten Male den Gehorsam verweigern müssen. Hier ist meine Ehre im Spiel, und sie steht mir höher, als selbst Deine väterliche Autorität."

„Hast Du auch bedacht, thörichter Knabe, was Du

mit diesem Trotz über Dich heraufbeschwören kannst? Du willst einen Anderen vor dem Elend beschützen, und bist doch nicht einmal im Stande, Dich selbst zu ernähren! Wenn ich jetzt meine Hand von Dir abziehe, was willst Du dann beginnen?"

„Ich würde auch dann Mittel und Wege finden, mir mein tägliches Brod zu erwerben. Ich kann Unterricht geben, und wenn mich die Wissenschaften im Stich lassen, so wird mir die Musik weiterhelfen oder diese beiden gesunden Arme."

Eine so muthige Entschlossenheit klang aus seinen Worten, daß es dem Fabrikdirektor gerathen scheinen mochte, die Spannung nicht bis zum Aeußersten zu treiben.

„Genug des Geschwätzes!" sagte er. „Du kennst meine Meinung und solltest wissen, daß ich sie trotz all' meiner väterlichen Liebe zur Geltung bringen werde. Thue jetzt, was Du willst. Ich wünsche den Namen des ehemaligen Werkmeisters und seiner Tochter nicht mehr zu hören."

Ludwig blieb noch für die Dauer einiger Minuten zaudernd auf seinem Platze. Er schien mit einem Entschluß zu ringen, ob er sich bescheiden, oder ob er noch einen letzten Sturm auf das Herz des Vaters versuchen solle. Aber nach hartem Kampfe mußte er sich doch wohl für das Erstere entschieden haben, denn er wandte sich plötzlich zur Thür und verließ mit einem kurzen „Guten Abend, Vater!" das Gemach.

Bald nachher brachte das Dienstmädchen dem Fabrikdirektor ein Schreiben, welches wegen seiner Bezeichnung als Privatbrief nicht in der Spinnerei, sondern vorn in



der Villa abgegeben worden war. Sein Inhalt mußte für Herwarth von furchtbarer Bedeutung sein, denn seine Wangen bedeckten sich mit fahler Blässe, während er es las, und seine Lippen wurden blutlos, wie diejenigen eines Kranken. Mit zitternden Händen zerknüllte er das verhängnißvolle Blatt, und nachdem er eine geraume Weile ruhelos auf und nieder gestürmt war, klingelte er ungestüm nach dem Mädchen.

„Wenn Herr Doktor Märker mit meiner Tochter zurückkehrt, so sagen Sie ihm, ich sei in einer wichtigen geschäftlichen Angelegenheit abberufen worden, und werde an diesem Abend schwerlich noch das Vergnügen haben, ihn zu sehen. Entschuldigen Sie mich bei ihm und sorgen Sie dafür, daß mit dem Abendessen nicht auf mich gewartet werde."

Sie mußte ihm Hut und Stock bringen, und er stürzte davon, alle Thüren hinter sich offen lassend. Wenn es auch durchaus nichts Ungewöhnliches war, daß er noch um diese Stunde abgerufen wurde, so hatte ihn das Mädchen doch nie zuvor so aufgeregt und verstört gesehen, und kopfschüttelnd murmelte sie hinter ihm drein: „Na, eine angenehme Neuigkeit kann es auch nicht gewesen sein, die er da erfahren hat!"

3.

Der Fabrikdirektor richtete seine Schritte zunächst nach dem Gebäude der Spinnerei, aber noch ehe er seinen Fuß auf die unterste Treppenstufe gesetzt hatte, blickte er auf die Uhr und hielt zaudernd inne.

„Sechs Uhr ist bereits vorüber," sagte er vor sich hin.



„Ich würde ihn oben im Comptoir nicht mehr treffen. Und es ist vielleicht auch besser so, denn jetzt gilt es vor Allem, jedes Aufsehen zu vermeiden."

Er kehrte um und verließ das Gebiet der Spinnerei, um mit raschen Schritten auf dem Promenadenwege in jener Richtung fortzueilen, wo die Straßen des nahen Städtchens ihren Anfang nahmen. In eines der ersten Häuser trat er ein und stieg, so schnell ihn seine Füße tragen wollten, eine unbequeme, steil anstrebende Treppe empor. Der Schweiß perlte ihm auf der Stirn, und seine Brust hob sich in heftigen Athemzügen, als er oben angekommen war, aber er gönnte sich trotzdem keinen Augenblick des Rastens. An der Thür zu seiner Rechten war neben dem Klingelzuge ein altes, mehrfach zersprungenes Porzellanschild mit der Aufschrift „Bertelmann" befestigt, und dort trat der Fabrikdirektor nach kurzem Anklopfen, ohne erst eine Antwort abzuwarten, ein.

Die hagere Gestalt Bertelmann's erhob sich in jähem Erschrecken aus einem Sopha, das ebenso altmodisch gebrechlich und verblichen aussah, wie die ganze übrige Einrichtung des Zimmers.

„Barmherziger Gott, Herr Direktor," stammelte er, „was ist denn geschehen? Es ist Alles entdeckt, nicht wahr? O, ich habe es geahnt — ich habe es geahnt!"

„Wollen Sie schweigen, Unglücksmensch!" fuhr ihn Herwarth mit gedämpfter Stimme an. „Nichts ist entdeckt, gar nichts; aber Alles wird verloren sein, wenn Sie gerade im entscheidenden Augenblick den Kopf verlieren. Sind wir hier wirklich ganz allein und sicher vor Horchern?"

„Ganz allein, Herr Direktor. Wem sollte es einfallen, uns zu belauschen? Seitdem mir mein armes Weib durch den Tod entrissen wurde —"

Er fuhr sich mit der zitternden Hand nach den Augen, Herwarth aber war sichtlich nicht in der Stimmung, auf die Gefühle eines Anderen Rücksicht zu nehmen.

„Nun ja," meinte er ungeduldig. „Lassen wir doch um's Himmels willen alle Sentimentalitäten! Sie haben einen klaren Kopf niemals so gut gebrauchen können, Bertelmann, als gerade jetzt. Ich habe da soeben einen Brief erhalten von meinem Freunde, dem Kommerzienrath Weigert, welcher, wie Sie wissen, Mitglied des Aufsichtsraths unserer Gesellschaft ist. Er schreibt mir im Vertrauen, daß in den allernächsten Tagen eine außergewöhnliche und sehr eingehende Revision der Spinnerei und des gesammten Geschäftsbetriebes vorgenommen werden soll, nicht etwa aus Mißtrauen gegen mich oder Sie, wie er ausdrücklich hinzufügt, sondern lediglich, weil in einem Konkurrenzetablissement gerade jetzt bedeutende Unregelmäßigkeiten an das Licht gekommen sind, und weil man einer etwaigen Beunruhigung unserer Aktionäre vorbeugen möchte. Ich würde der Sache gar keine Bedeutung beimessen, wenn mir Weigert nicht auch die Namen der Revisoren mitgetheilt hätte. Es ist Einer darunter, der mir von jeher feindlich gesinnt war, und der seinen eigenen Schwiegersohn an meine Stelle zu bringen wünscht. Vor diesem Menschen müssen wir uns in Acht nehmen und unsere Vorkehrungen treffen, so lange es noch Zeit dazu ist. Darum bin ich sogleich zu Ihnen gekommen, Bertel-

mann, Sie werden ja am besten wissen, wie die Dinge liegen, und ob wir ohne Sorge zusehen können, wie diese Herren ihre Nasen in die Bücher und in die Lagerräume stecken."

Der Fabrikdirektor hatte, während er sprach, beharrlich vor sich nieder auf den weiß gescheuerten Fußboden geschaut, und so hatte er nicht bemerkt, welch' ein bejammernswerthes Bild des Schreckens der unglückselige Bertelmann darbot. Sein schmales, bleiches Gesicht schien noch um ein gutes Stück länger geworden zu sein, seine Augen hatten eine unheimliche, geisterhafte Starrheit angenommen und die knochigen Hände zupften in der höchsten nervösen Erregung an seinen Kleidern.

„Ob sie ihre Nase hineinstecken können? — Nein, Herr Direktor, nein, nein und tausendmal nein! Wie konnte ich Ordnung halten in den Büchern, da Sie fast täglich mit neuen Anforderungen an mich herantraten, und da mein ganzes Bestreben darauf gerichtet sein mußte, der sofortigen Entdeckung durch unsere eigenen Leute vorzubeugen? Ich meinte ja, daß dazu noch Zeit wäre bis zum Jahresabschluß, und dann hätte ich es in Tage langer, ununterbrochener Arbeit vielleicht fertig gebracht, die Herren zu täuschen, vorausgesetzt, daß die Revision in der üblichen leichtfertigen Weise vorgenommen wurde. Jetzt aber, jetzt müßte selbst ein Kind auf die Defekte stoßen."

Es war vollständige hoffnungslose Verzweiflung, welche aus seinen Worten sprach. Mit einem Fluch sprang der Fabrikdirektor auf und seine Fäuste ballten sich, wie wenn er den Anderen niederschlagen wollte.

„Sie sind ein Stümper, Bertelmann, ein elender Stümper! Ihnen allein werde ich's zu danken haben, wenn ich in's Elend gerathe. Aber Sie müssen Rath schaffen — hören Sie, Sie müssen!"

Bertelmann erbebte vor dem Zornesausbruch Herwarth's, aber er war so vollständig niedergeschmettert, daß er nicht mehr die Kraft besaß, sich zu irgend einem Entschluß zu erheben.

„Ich kann nicht, Herr Direktor," wimmerte er, „ich kann nicht, und es ist wohl auch am besten, wenn dieser schreckliche Zustand damit ein Ende hat."

„So? Meinen Sie? Und daran, wie es angefangen hat, denken Sie nicht mehr? Es beliebt Ihnen nicht, sich zu erinnern, wie Sie vor drei Jahren jammernd und winselnd zu mir kamen, um mir das Geständniß abzulegen, daß Sie sich an Ihrer Kasse vergriffen hätten und daß Sie ein verlorener Mann seien, wenn ich mich nicht Ihrer erbarmte. Auch ich hätte Ihnen damals einfach erwiedern können: ‚Ich kann nicht, Herr Bertelmann, und es ist wohl am besten, wenn Sie die Folgen Ihrer Handlungsweise tragen.' Ihre Frau lag, wenn ich nicht irre, zu jener Zeit gerade auf dem Krankenbett, und es würde ihre letzten Stunden sicherlich nicht erleichtert haben, wenn Sie wegen Unterschlagung in's Gefängniß gesteckt worden wären. Meinen Sie das nicht auch, Herr Bertelmann?"

Der Unglückliche, an den diese höhnische Frage gerichtet war, wand und krümmte sich wie in entsetzlichen körperlichen Schmerzen.

„Ich werde Ihnen dafür ewig dankbar sein, Herr

Direktor," stöhnte er, „und wenn ich mein Leben für Sie hingeben könnte —"

„Was soll ich mit Ihrem Leben anfangen? Das sind nichts als abgeschmackte Phrasen," lautete die brutale Antwort. „Wenn es Ihnen ernst ist mit Ihrer Dankbarkeit, so thun Sie, was in Ihren Kräften steht, um das Aeußerste von uns abzuwenden. Aus reiner Menschenfreundlichkeit, um Ihnen zu helfen, machte ich damals gemeinsame Sache mit Ihnen, denn ich war nicht in der Lage, Ihnen das Geld, dessen Sie zur Deckung des Defizits bedurften, aus meinen eigenen Mitteln zu gewähren. War es unter solchen Umständen zu viel gefordert, wenn ich später, da ich selbst in Verlegenheiten gerieth, Ihre Dienste auch für mich in Anspruch nahm? Und sind Sie mir nicht um Ihrer Frau willen schuldig, bis zum letzten Athemzuge für mich zu arbeiten?"

Es mußte ein wahrhaft dämonischer Einfluß sein, welchen Herwarth auf den Beamten ausübte, denn Bertelmann richtete sich auf und sagte, den ganzen Rest seiner Energie zusammenraffend: „Ja, Herr Direktor, ich bin es Ihnen schuldig, und wenn ich nur vierundzwanzig Stunden Zeit habe, so wird sich vielleicht dennoch Rath schaffen lassen. Ich würde ja nicht ruhig sterben können, wenn Sie durch mich in's Unglück kämen."

„Nun, das klingt schon vernünftiger. Sie arbeiten ja auch ebenso sehr für sich selbst, als für mich, und wer sich verloren gibt, so lange noch eine schwache Aussicht auf Rettung vorhanden ist, der hat sein Schicksal selbst verschuldet. Nun geben Sie mir einen Bogen Papier und

setzen Sie sich her zu mir. Wir wollen die einzelnen Posten mit einander durchgehen, denn zwei Köpfe finden am Ende mehr, als einer."

Bertelmann gehorchte schweigend, und Stunden lang noch saßen die beiden Männer in eifrigem Flüstern über ihre Zahlen und Berechnungen gebeugt.

## 4.

Die Aktiengesellschaft, welcher die Baumwollenspinnerei gehörte, hatte für die Arbeiter und die Angestellten des Etablissements auf einem ihr gehörigen Terrain eine Anzahl freundlicher kleiner Häuser errichten lassen, in denen die Wohnungen zu verhältnißmäßig billigen Preisen abgegeben wurden. Der Werkmeister Grunert bewohnte mit seiner aus Frau und Tochter bestehenden Familie eines dieser Häuschen allein, und dasselbe zeichnete sich sowohl durch einen sauberen weißen Anstrich, als auch durch einen kleinen, wohlgepflegten Garten vortheilhaft vor den anderen aus.

Als Ludwig Herwarth mit vor Erregung gerötheten Wangen die väterliche Villa verließ, nahm er nach diesem Häuschen hin seinen Weg. Es schien, als habe man sein Kommen dort erwartet, denn an dem Gitterzaun, der das Gärtchen einfriedigte, stand eine jugendlich schlanke, zierliche Gestalt, deren zartes, blasses Gesichtchen unverwandt nach der Richtung gewendet war, in welcher das Wohnhaus des Fabrikdirektors lag. Mit raschen Schritten näherte sich ihr der junge Mann und streckte ihr seine beiden Hände entgegen.

„Josephine, mein Lieb, wie böse werdet Ihr Alle auf mich sein!"

Sie ließ es geschehen, daß er sie sanft an sich zog, und ihr Köpfchen sank müde an seine Schulter. Sein ängstlich forschendes Auge hatte die Thränenspuren auf ihrem Antlitz nur zu bald entdeckt.

„Es ist ein großes Unglück, Ludwig," erwiederte sie leise, „und dies wenigstens hätte uns Dein Vater nicht anthun sollen."

„Es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, und es müssen sich Mittel und Wege finden lassen, die ungerechtfertigte Kündigung wieder rückgängig zu machen. Fasse Muth, meine geliebte Josephine! Was auch geschehen möge, Ihr dürft auf mich zählen, denn ich werde Euch nicht verlassen. Wo ist Dein Vater? Finde ich ihn drinnen im Hause?"

„Ja, er ist daheim. Aber ich habe Dein Kommen hier draußen abgewartet, weil ich Dich bitten wollte, heute nicht mit ihm zu sprechen. Er fühlt sich so tief gekränkt und es wird ihm so schwer, die liebgewordene Arbeitsstätte zu verlassen, daß er sich von seinen herben Empfindungen vielleicht verleiten lassen könnte, auch gegen Dich hart und ungerecht zu sein."

„Er würde ein gutes Recht dazu haben, denn ich bin es ja auch, der im Grunde an Allem die Schuld trägt. Ohne mein gestriges Geständniß würde es meinem Vater gewiß nicht in den Sinn gekommen sein, eine so unedle Handlung zu begehen. Ich werde also auch die Folgen meines Verschuldens tragen müssen, und ich hoffe über=

dies, daß es mir gelingen werde, den Groll, welchen Dein Vater jetzt gegen mich empfinden mag, zu besiegen."

Einem mit solcher Entschiedenheit ausgesprochenen Willen wagte Josephine nicht mehr zu widerstreben, doch folgte sie dem jungen Manne nur mit Zagen in das Innere des Hauses. Auch die Gattin des Werkmeisters, eine stille, schlichte Frau, welche sich allezeit bescheiden den Meinungen und dem Willen ihres Mannes unterzuordnen pflegte, war bei seinem Eintritt sichtlich erschrocken. Sie zögerte, seine dargereichte Hand anzunehmen, und ging dann rasch hinaus, um bei der heftigen Scene, welche sie voraussah, nicht zugegen zu sein.

Der Werkmeister Grunert hatte an dem runden Tische inmitten des freundlich eingerichteten Zimmers gesessen, nachdenklich über eine der Landkarten in einem alten Schulatlas gebeugt. Nun stand er auf und richtete sich zu der ganzen Höhe seiner kraftvollen Gestalt empor. Sein ehrliches Gesicht war tiefernst, aber nicht zornig, und er ließ die Höflichkeit nicht außer Acht, welche er einem Gaste unter allen Umständen schuldig war.

„Ich habe vorausgesehen, daß Sie kommen würden, Herr Herwarth," sagte er, „und ich bitte Sie, Platz zu nehmen. Geh' einstweilen hinaus, Josephine, denn ich möchte zunächst allein hören, was der Herr mir zu sagen hat."

Mit einem bittenden Blick auf Ludwig gehorchte das junge Mädchen, und freimüthig trat der Sohn des Fabrikdirektors vor den Werkmeister hin.

„Mein Vater theilte mir soeben mit, was zwischen

Ihnen und ihm geschehen ist. Ich bitte Sie vor Allem, nicht mir zur Last zu legen, was er Ihnen an Ungemach und Kummer zugefügt hat."

Aus Grunert's Augen leuchtete ein freundlicher Blick, aber seine Stimme klang doch recht wehmüthig, als er erwiederte: „Ich kann mir freilich denken, daß Sie keinen Antheil daran haben, aber es wäre doch vielleicht besser gewesen, wenn Sie mein Mädel von vornherein in Frieden gelassen hätten. Sie würden uns Allen und wohl auch sich selbst damit viel Trübsal erspart haben."

„Ich konnte mein Lebensglück und das Glück Josephinens den Vorurtheilen meines Vaters nicht zum Opfer bringen, Herr Grunert, und ich würde mich selbst verachten, wenn ich es gethan hätte. Aber ich habe noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben, diese Vorurtheile zu besiegen. Jedenfalls darf es nicht bei Ihrer Entlassung sein Bewenden haben. Mein Vater muß bei ruhiger Ueberlegung selbst einsehen, daß er Ihnen Unrecht gethan hat, und er wird eine Maßregel zurücknehmen, zu welcher er sich gewiß nur in einer Aufwallung des Zornes über meinen vermeintlichen Trotz bestimmen ließ."

Der Werkmeister machte eine heftig abwehrende Bewegung.

„Nichts da! Sie mögen sich nach dieser Richtung hin alle nutzlosen Versuche ersparen. Wenn Herr Herwarth mich jetzt selbst bitten wollte, in meiner Stellung zu bleiben, ich würde es abschlagen, so lange er der Direktor der Spinnerei bliebe. Fragen Sie mich nicht nach meinen Gründen, junger Mann, denn ich möchte mich nicht gern

der traurigen Aufgabe unterziehen, den Vater in den Augen seines eigenen Sohnes herabzusetzen. Wenn wir Beide noch etwas mit einander abzumachen haben, so kann es sich dabei nicht um mich und um meine Zukunft handeln. Die Welt ist weit und ich bin trotz meiner Jahre noch rüstig genug, mir ein anderes Plätzchen darin zu suchen. Zur Noth kann ich auch als einfacher Arbeiter noch einmal von vorn beginnen, und wenn ich dabei vor der Zeit zu Grunde gehen sollte, so wird meine Josephine sich und ihre Mutter wohl durch die Welt bringen."

„Ihre Worte thun mir weh, Herr Grunert. Haben Sie denn bei Ihren Zukunftsplänen gar nicht an mich gedacht und daran, daß ich als der Urheber Ihres Unglücks vor Allem die Pflicht habe, Ihnen beizustehen?"

Der Werkmeister schüttelte das Haupt. „Sie sind weder der Urheber meines Unglücks, noch haben Sie irgend welche Verpflichtung, für mich zu sorgen. Gewiß hat Ihre Erklärung dazu beigetragen, den Herrn Fabrikdirektor auf das Höchste gegen mich aufzubringen; aber er hat wohl noch andere Gründe gehabt, mich aus der Spinnerei zu entfernen. Und selbst wenn das nicht der Fall wäre, was wollten und könnten Sie denn für mich thun? Sie sind ja, so viel ich weiß, noch ganz und gar von Ihrem Vater abhängig."

Eine leichte Röthe färbte die Wangen des jungen Mannes.

„Ich bin allerdings erst im Begriff, mich als Philologe auf mein Staatsexamen vorzubereiten, aber ich werde jetzt ohnedies genöthigt sein, die beabsichtigte Laufbahn

aufzugeben, und es wird mir mit Ausdauer und redlichem Willen gelingen, es auch auf anderem Wege zu etwas Rechtem zu bringen."

„Nun, Herr Herwarth, Sie mögen das halten, wie es Ihnen beliebt, obwohl ich Ihnen rathen möchte, so ernsthafte Dinge nicht gar zu leicht zu nehmen. Von der Möglichkeit, für Andere zu sorgen, aber scheinen Sie mir doch in jedem Falle noch recht weit entfernt, und darum weise ich nicht nur Ihr Anerbieten dankend zurück, sondern ich ersuche Sie auch, Ihre Wege vorderhand ganz und gar von den unserigen zu trennen. Sie haben meiner Josephine in Gegenwart ihrer Eltern feierlich gelobt, sie zu heirathen, und wenn Sie ein Ehrenmann sind, werden Sie dies Gelöbniß erfüllen, sobald Sie können. Bis zu diesem Zeitpunkt aber muß aller Verkehr zwischen Ihnen und meiner Tochter ein Ende haben. Wir werden den Ort erst in einigen Wochen verlassen, wenn ich anderswo ein Unterkommen für die Meinigen gefunden habe, und ich verlange Ihr Ehrenwort, daß Sie bis dahin keinen Versuch machen werden, dem Mädel zu begegnen oder ihr auch nur zu schreiben. Meinen Sie's ehrlich, so werden Sie auch einsehen, daß Sie jetzt mehr als jemals die Pflicht haben, zu arbeiten, da sind nutzlose Tändeleien schlecht am Platze."

Und bei dieser Entscheidung verharrte der Werkmeister, ohne sich durch die Vorstellungen und Versicherungen Ludwig's umstimmen zu lassen. Er rief Josephine herein und machte ihr dieselbe Eröffnung, wie zuvor dem jungen Manne. Wenn Ludwig geglaubt hatte, daß sie in dem

Verbot des Vaters gleich ihm eine ungerechte Härte erblicken und ihre Bitten mit den seinigen vereinen würde, so sah er sich jetzt getäuscht. Wohl zuckte es schmerzlich um ihre Lippen und in ihren Augen schimmerten Thränen, aber es mußte etwas von der Stärke und Standhaftigkeit des Vaters in ihrem Charakter sein, denn kein Wort des Widerspruchs oder der Bitte kam von ihrem Munde.

„Es ist am besten so, Ludwig," sagte sie leise. „Laß uns hoffen, daß die Zeit der Trennung nicht allzu lange währe."

Angesichts ihrer Ergebung wäre ein weiterer Widerstand freilich vergeblich gewesen, und so leistete Ludwig mit schwerem Herzen das geforderte Versprechen. Da der Werkmeister nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er auch diesen Abschiedsbesuch bald beendet zu sehen wünsche, so verließ Ludwig bald darauf nach einem bewegten Lebewohl an die Geliebte und nach einem letzten Austausch feuriger Treugelöbnisse das kleine anheimelnde Haus, in welchem er die glücklichsten Stunden seines Lebens zugebracht hatte und das er nun nie mehr betreten sollte. Bis an die Thür des Gärtchens gab ihm Josephine das Geleit. Wie auch der Schmerz der Trennung in ihrem jungen Herzen wühlen mochte, sie hielt sich doch tapfer aufrecht, und ihre sanfte Ergebung in das Unabänderliche hätte Ludwig fast an der Tiefe und Innigkeit ihrer Liebe zweifeln lassen, wenn ihn nicht ein einziger Blick in ihre schönen Augen überzeugt hätte, daß sie viel eher sterben würde, als daß sie ihm die angelobte Treue bräche.

Noch ein letzter, langer Händedruck, ein von Thränen halb ersticktes „Auf Wiedersehen!“ hinüber und herüber, dann fiel die Gitterthür des Gärtchens mit leisem Knarren in's Schloß, und der Schritt des jungen Herwarth verhallte allgemach in der Ferne.

Ludwig fühlte sich nicht fähig, sogleich in das Vaterhaus zurückzukehren. In seinem Innern tobte und stürmte es gar zu ungestüm, und der Schmerz des Abschiednehmens erfaßte ihn erst jetzt, da er sich wirklich allein sah mit seiner ganzen zermalmenden Gewalt. Auch wollte er zu einem festen Entschluß in Bezug auf seine eigene Zukunft gekommen sein, ehe er wieder vor den Vater hintrat. So wanderte er weiter und weiter, an der Spinnerei vorüber in das flache Land hinaus. Der Wind ging scharf, aber der abendliche Himmel war unbewölkt und sternenklar. Ludwig achtete wenig auf seinen Weg. Tausend verschiedene Gedanken und Empfindungen, die ihn bestürmten, nahmen ihn ganz und gar gefangen. Erst als er sich, plötzlich aufschauend, in einer ihm ganz unbekannten Umgebung sah, fiel es ihm ein, auf seine Taschenuhr zu blicken. Es war elf Uhr Nachts, und er brauchte gewiß noch eine Stunde, um heim zu gelangen. So ging er denn rasch auf dem nämlichen Wege zurück, da ihm daran gelegen war, den Vater, wenn möglich, noch in dieser Nacht zu sprechen. Die Fabrikuhr mit ihren hellen Schlägen zeigte gerade die zwölfte Stunde an, als er die Stufen zur Eingangsthür der Villa emporstieg. Aus dem Fenster des Zimmers, in welchem der Fabrikdirektor häufig noch in später Stunde allein zu arbeiten pflegte, schim-

nierte Licht, und das Dienstmädchen, welches eben im Begriff war, sich zur Ruhe zu begeben, antwortete Ludwig auf seine Frage nach dem Vater, der Herr Direktor sei seit neun Uhr zu Haus und habe das Abendessen dringender Geschäfte wegen ganz allein in seinem Arbeitszimmer eingenommen.

Ohne Zögern ging Ludwig hinauf, aber sein wiederholtes Klopfen an die Thür des erleuchteten Gemaches blieb ohne Antwort, und als er endlich die Thür öffnete, sah er zu seiner Ueberraschung, daß das Zimmer leer sei. Auf dem Schreibtisch brannte die Arbeitslampe, und das halb geleerte Weinglas neben einer geöffneten Sherryflasche ließ ebenso wie einige offen daliegende Schriftstücke darauf schließen, daß der Fabrikdirektor mitten in seiner Arbeit aufgestanden sei. Er mußte in jedem Augenblick zurückkehren, und Ludwig beschloß, ihn hier zu erwarten. Aber fast eine halbe Stunde lang harrte er umsonst, und nun überkam ihn der beunruhigende Gedanke, daß dem Vater etwas zugestoßen sein könne. Er erhob sich und ging mit einem Licht durch alle Räume des Hauses. Nirgends war eine Spur von dem Herrn desselben zu entdecken, auch das Bett im Schlafzimmer war ganz unberührt, und Ludwig konnte nicht mehr zweifeln, daß der Gesuchte noch in später Stunde ohne Wissen des Mädchens ausgegangen sein müsse. Daß er nicht vorher die Lampe in seinem Arbeitszimmer ausgelöscht und den sonst mit beinahe ängstlicher Sorgfalt gehüteten Schreibtisch unverschlossen gelassen hatte, mußte Ludwig in hohem Grade befremden; aber es war ja ein müßiges Beginnen, sich darüber den Kopf zu zer-

brechen, und der junge Mann wollte eben sein eigenes Zimmer aufsuchen, als ihn ein Geräusch, das unten im Hause vernehmlich wurde, aufhorchen ließ. Er hörte durch die lautlose Stille der Nacht ganz deutlich, wie ein Schlüssel gedreht, und die Hausthür vorsichtig geöffnet wurde. Dann kam ein schwerer und doch behutsamer Schritt die Stiege herauf, oftmals inne haltend, wie wenn der Aufsteigende nicht Athem genug habe, seinen Weg fortzusetzen. So furchtlos Ludwig sonst auch war, in diesem Augenblick hatte er doch eine leise Empfindung des Unbehagens, denn das war nicht der wohlbekannte Schritt seines Vaters, und doch hatte die Villa keinen anderen männlichen Bewohner. Unwillkürlich spähte er in dem Arbeitszimmer nach einer Waffe zu seiner Vertheidigung umher, aber wenn jetzt irgend ein mordgieriger Bandit über die Schwelle getreten wäre, so hätte Ludwig's Bestürzung unmöglich eine größere sein können, als sie es jetzt beim Anblick seines eigenen Vaters war. Denn der da eintrat, leise und vorsichtig wie ein Dieb, war wirklich der Fabrikdirektor Hugo Herwarth, obschon Mancher Mühe gehabt haben würde, ihn gleich auf den ersten Blick zu erkennen.

Das sonst lebhaft geröthete Antlitz war von einer gelblich fahlen, leichenhaften Färbung. Die Züge schienen erschlafft und gealtert, Haar und Bart sahen unordentlich aus, wie wenn er sie mit eigenen Händen zerzaust hätte. Bei dem unerwarteten Anblick seines Sohnes wich Herwarth zurück, wie vor einem Gespenst, und taumelte rückwärts gegen die Wand, daß Ludwig allen Ernstes fürch-

tete, er könnte zu Boden stürzen. Aber als er besorgt hinzusprang, um hilfreiche Hand zu leisten, streckte Jener abwehrend beide Arme gegen ihn aus und sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse der Wuth.

„Was treibst Du hier?" schrie er ihn mit heiserer Stimme an. „Wer hat Dich gerufen? Wie kannst Du es wagen, mir nachzuspüren, schamloser Bube?"

Ludwig war so betroffen, daß er nicht sogleich eine Antwort fand. Erst jetzt gewahrte er, daß die Kleider seines Vaters mit ganz feinen weißen Flocken bestäubt waren, wie sie bei einer Berührung mit roher Baumwolle abgestreift zu werden pflegen. Dies Alles erschien ihm immer seltsamer und unbegreiflicher.

„Ich habe Dir nicht nachgespürt, Vater," sagte er endlich. „Nur weil ich noch Licht in Deinem Zimmer sah, kam ich hierher, denn ich habe den lebhaften Wunsch, Einiges, was mir am Herzen liegt, mit Dir zu besprechen."

„Nein, nein, laß mich allein! Ich bin jetzt nicht in der Laune, mich mit Deinen Thorheiten zu befassen. Ich will jetzt Niemanden sehen und Niemanden sprechen — hörst Du, Niemanden!"

„Ich werde mich Dir nicht aufdrängen, Vater; aber wenn Du Dich nicht wohl befindest —"

„Wer sagt Dir, daß mir etwas fehlt? Ich bin nur ermüdet und gelangweilt von all' diesem Aerger. Ich wünsche zu schlafen, das ist Alles!"

„So will ich Dir nicht weiter zur Last fallen. Gute Nacht!"

Der Fabrikdirektor murmelte etwas Unverständliches als Erwiederung; als Ludwig aber bereits den Thürgriff in der Hand hatte, rief er ihm noch zu: „Und für die Zukunft verbitte ich mir alle Spionage, unter welcher Maske sie auch immer auftreten mag. Du wirst Niemandem sagen, daß ich in dieser Nacht noch ausgegangen bin, ich verbiete es Dir ausdrücklich, denn ich habe dazu meine besonderen Gründe."

Er machte eine Handbewegung, welche andeuten sollte, daß er keine Erwiederung wünsche, und Ludwig, der durch das befremdliche Benehmen des Vaters auf das Aeußerste verstimmt wurde, hatte keinen Grund mehr zu längerem Verweilen. Er hörte noch, wie hinter ihm der Schlüssel hastig im Schloß umgedreht wurde, dann ging er nachdenklich auf sein Zimmer, und es wurde todtenstill im Hause des Fabrikdirektors.

5.

Die außerordentliche Erregung, in welche die Mittheilung seines Vorgesetzten den Bureauchef versetzt hatte, war durch die gemeinsamen Berechnungen und Besprechungen zwar ein wenig zurückgedrängt worden; aber sie machte sich auf's Neue und in noch verstärktem Maße geltend, sobald ihn der Fabrikdirektor wieder allein gelassen hatte. Ruhelos und von Fieberschauern geschüttelt, wanderte er in seinem bescheidenen Stübchen auf und nieder, sein brennendes Gehirn zermarternd nach einem Plane, mit dessen Hilfe sich die fürchterliche Gefahr abwenden ließe.

„In vierundzwanzig Stunden bringe ich die Aenderungen und Umschreibungen wohl fertig,“ sagte er vor sich hin, „aber wenn sie nun nicht erst übermorgen, sondern schon morgen kommen, dann ist Alles verloren. Und warum soll ich auch warten bis morgen früh? Habe ich nicht eine ganze lange Nacht vor mir, während deren sich so viel bewirken läßt, als an einem Tage? Der Wächter kann mir das Fabrikthor aufschließen, und die Schlüssel zum Comptoir besitze ich selber. Der Mann wird sich nicht viel dabei denken, denn es ist ja nicht das erste Mal, daß ich noch in später Stunde hinüber gehe, um zu arbeiten.“

Und er zauderte nicht lange, seinen Vorsatz zur That zu machen. Den Hut tief in die Stirn drückend, ging er die steile Treppe hinab und weiter in der Richtung nach der Fabrik. Als er an der Villa des Direktors vorüber kam und das erleuchtete Fenster sah, blieb er stehen, und ohne daß er selber bemerkte, wie seine innersten Gedanken laut wurden, bewegte er die blutlosen Lippen.

„Ja, Du hast mich damals gerettet, aber nicht aus Menschenliebe hast Du es gethan, sondern nur, um mich für alle Zukunft zu Deinem Sklaven zu machen und zu Deinem willenlosen Werkzeug! Sei verflucht wegen dieser Rettung — sei verflucht!“ Und er hob seine knochige Faust drohend gegen das Fenster empor. „Nicht um Deinetwillen kämpfe ich noch gegen unser Schicksal, nein, ich thue es allein aus Mitleid für Deine armen, unschuldigen Kinder, die Du mit Dir in das Verderben

reißen würdest. Wenn sie nicht wären, sollte es mir wahrlich eine süße Rache sein, Dich mit mir zugleich der Gerechtigkeit zu überliefern!"

Er hörte den näher kommenden Schritt eines Menschen und setzte eilig den unterbrochenen Weg fort. Wie er richtig vermuthet hatte, war der Nachtwächter der Spinnerei, der alte Stichel, nicht sonderlich erstaunt über die Zumuthung, dem Bureauchef noch gegen zehn Uhr Abends das Eingangsthor der Fabrik aufzuschließen.

„Gibt's denn so dringende Arbeit, Herr Bertelmann?" fragte er nur mit jener Vertraulichkeit, zu welcher ihn seine langjährigen treuen Dienste berechtigten, und als Bertelmann kurz bejaht hatte, fügte er hinzu, der Herr Bureauchef brauche nur an der elektrischen Glocke zu klingeln, wenn er wieder herausgelassen zu werden wünsche.

Die Fenster des Comptoirs waren nach außen mit schweren hölzernen Rollläden verschlossen, so daß kein verrätherischer Lichtstrahl in die Nacht hinausdringen konnte. Dem Beamten war dieser Umstand von großem Werthe, denn wenn man vom Hause des Direktors aus das Licht hätte sehen können, so wäre Herwarth vielleicht ebenfalls herüber gekommen, und Bertelmann wollte ihn nicht sehen, weil er nichts in der Welt so sehr fürchtete, als diesen Mann. Er zündete seine Arbeitslampe an und öffnete mit den in seinem Besitz befindlichen Schlüsseln einen der eisernen Schränke, in welchem die Geschäftsbücher aufbewahrt wurden. Er legte die dickleibigen Folianten um sich her und begann seine unerfreuliche, mühselige Arbeit. Jetzt konnte er sich derselben ja mit

vollem Eifer hingeben, denn in der Einsamkeit und Stille der Nacht hatte er keine Störung zu befürchten. Trotzdem horchte er jedesmal angstvoll auf, wenn er meinte, ein Geräusch vernommen zu haben, und ein paarmal schlug er in jähem Erschrecken seine Bücher zu, weil ihn das Hämmern in seinen Schläfen und das Brausen vor seinen Ohren getäuscht hatte. Allgemach aber vertiefte er sich immer mehr in seine Beschäftigung, und die Schwierigkeit derselben nahm all' sein Sinnen gefangen. Es war nichts Jämmerlicheres und Mitleidswürdigeres zu erdenken, als die ausgemergelte, gebrochene Gestalt dieses unglückseligen Fälschers, der da, vom Fieber geschüttelt, seinen ganzen Scharfsinn und den letzten Rest seiner physischen Kraft daran setzte, um die verrätherischen Spuren von Verbrechen zu tilgen, die er fast durchweg nur im Interesse und zum Nutzen eines Anderen begangen hatte.

Die Viertelstunden gingen dahin, ohne daß er dessen Acht hatte. Mitternacht war vorüber und noch vermochte er das Ende seiner Arbeit nicht abzusehen, denn bei jeder einzelnen Eintragung bedurfte es der genauesten Vergleichungen und Umschreibungen, wenn nicht ein geringfügiges Versehen dem kaufmännisch geübten Auge des Revisors das ganze betrügerische Gewebe offenbaren sollte.

Trotzdem hoffte Bertelmann, bis zum Grauen des Morgens fertig zu sein, und diese Hoffnung verdoppelte seinen fast wahnwitzigen Eifer. Einmal erhob er das Haupt, weil er meinte, ein eigenthümliches Knistern und einen scharfen, brenzlichen Geruch gespürt zu haben; aber da er rings umher nichts Verdächtiges gewahrte, so

wähnte er, auf's Neue einer Täuschung seiner aufgeregten Sinne zum Opfer gefallen zu sein und kehrte ohne Weiteres zu seiner Beschäftigung zurück.

Und doch war er diesmal nicht wie vorhin in einem Irrthum gewesen. Das Knistern dauerte fort, und der brenzliche Geruch wurde immer beizender und schärfer. Nur einem Menschen, der gleich dem Arbeitenden mit der Hingebung eines Verzweifelnden um seine Freiheit und seine bürgerliche Ehre kämpfte, konnten diese warnenden Zeichen entgehen. Ein Theil des weiten Gemaches begann sich allgemach mit einem feinen Rauch zu erfüllen, von dem Niemand hätte sagen können, woher er kam, und der sich in leichten, grauen Wölkchen unter der Decke lagerte. Dann wurden die Rauchmassen plötzlich dichter und dunkler. Es war kein Zweifel mehr, daß sie zwischen den schmalen Fugen des Fußbodens emporstiegen, und die Luft des Gemaches war jetzt so ganz von ihnen geschwängert, daß dem Bureauchef mit einem Mal das Athmen schwer wurde und ihn ein heftiger Husten befiel.

„Ich habe den Docht der Lampe zu hoch geschraubt," meinte er; aber als er sich nun aufrichtete, um die vermeintliche Nachlässigkeit wieder gut zu machen, taumelte er mit einem erstickten Aufschrei zurück, denn ihm war, als ob aus dem halbdunklen Hintergrunde des lang gestreckten Zimmers eine Anzahl riesengroßer, gespenstischer Gestalten mit ausgestreckten Armen auf ihn eindränge. Nur wie durch einen dicken Nebel noch vermochte er selbst die nächstliegenden Gegenstände zu gewahren. Er wollte schreien, aber aus seiner trockenen, schmerzenden Kehle

kamen nur einige heisere Laute, und die Anstrengung zwang ihn auf's Neue zu einem schrecklichen, erstickenden Husten. Mit furchtbarer Anstrengung nur vermochte er noch zu athmen; seine gequälte Brust rang ächzend und keuchend nach Luft. Und dabei rauschte und brauste es vor seinen Ohren, als stürzten rings um ihn her mächtige Wasserfälle hernieder. Seine Gedanken verwirrten sich, und mehr einem instinktiven Trieb der Selbsterhaltung, als ruhiger Ueberlegung folgend, tastete er sich mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft nach der Thür. Aber er wußte sich in dem raucherfüllten Raume, in welchem selbst die Lampe bereits dem Verlöschen nahe war, nicht mehr zurecht zu finden und verfehlte die Richtung. Statt zu der rettenden Thür zu gelangen, näherte er sich der Fensterwand. Seine in wahnwitziger Todesangst umherirrenden Hände fühlten nur die kalte, unbewegliche Mauer.

Und mit einem Mal war es Nacht um ihn her — die Lampe war erloschen.

„Allbarmherziger Gott!" stöhnte der Unglückliche in abgerissenen Lauten. Seine Füße trugen ihn nicht länger, und seine Kniee brachen. Wie eine unerträgliche, zermalmende Last warf es sich über ihn her, wälzte sich auf seine Brust und schnürte ihm die Kehle zusammen. Das Rauschen und Brausen um ihn her wuchs zu einem donnernden Getöse, Feuergarben schossen vor ihm auf, und mit der Empfindung, daß ihm der Schädel zersprengt würde, verlor er das Bewußtsein.

— — — — — — — — — — — —

Draußen blieb es noch immer still. Eine Viertel-

stunde später aber gab es plötzlich an zehn verschiedenen Stellen zugleich ein Klirren und Klingen von zerbrechenden Fensterscheiben, und an zehn Stellen zugleich loderten die hellen, züngelnden Flammen aus dem Innern des mächtigen Fabrikgebäudes hervor.

Das Klirren hatte den alten Stichel aus seinem Schlummer in der windgeschützten Mauerecke aufgeschreckt; schlaftrunken und gelähmt vor Bestürzung starrte er das Ungeheuerliche Sekunden lang an, ohne sich zu rühren. Da erschallte draußen von der Straße her der Ruf „Feuer!“ — und dieser Schreckensruf gab dem Wächter einen Theil seiner Fassung wieder.

„Feuer! Feuer!“ schrie er mit aller Kraft, deren seine Lunge fähig war, und dann eilte er, so schnell ihn seine zitternden Kniee tragen wollten, zu dem Alarmapparat, welcher mit der nächsten Feuerwehrstation in Verbindung stand. An die Löschvorrichtungen, die in der Spinnerei selbst angebracht waren, dachte er nicht, und es wäre auch wohl ihm so wenig als den Neugierigen, welche rasch von allen Seiten herbei eilten, möglich gewesen, in dem rasch um sich greifenden Flammenmeer zu denselben zu gelangen.

Und noch etwas Anderes vergaß der alte Mann in seiner gewaltigen Aufregung. Er vergaß, daß er vor mehreren Stunden den Bureauchef Bertelmann eingelassen hatte, und daß derselbe die Spinnerei noch nicht verlassen haben konnte.

Als die Feuerspritzen herangerasselt, und die müßigen Gaffer von den Polizisten zurückgedrängt waren, wandte

sich der Anführer der Löschmannschaften an den Fabrikdirektor Herwarth, welcher leicht gekleidet, mit wirrem Haar und fahlem Antlitz auf die Brandstätte geeilt war, mit der Frage: „Befinden sich Menschen in dem Gebäude?"

„Nein. Der alte Stichel ist das einzige lebende Wesen, welches Nachts in der Spinnerei zu schaffen hat."

„Nun wohl, das ist ein großes Glück; denn Einem, der da drinnen wäre, vermöchte Niemand mehr zu helfen. Das Gebäude und die Vorräthe werden doch voraussichtlich angemessen versichert sein?"

„Sie sind versichert."

„Mit um so besserem Gewissen können wir uns darauf beschränken, die umliegenden Gebäude zu schützen. Gegen eine Feuersbrunst wie diese würden wir machtlos sein, auch wenn uns hundertmal bessere Mittel zur Verfügung ständen."

Nach einigen ohnmächtigen Versuchen, die Macht der Flammen zu brechen, überließ man in der That die brennende Spinnerei ihrem unabwendbaren Geschick. Machte doch der scharfe Wind die Gefahr für die nächstliegenden Häuser zu einer so drohenden, daß es der angestrengtesten Thätigkeit der Feuerwehr bedurfte, um einen noch weiter greifenden Schaden durch Flugfeuer zu verhüten.

Der Fabrikdirektor wich nicht vom Platze, obwohl seine Anwesenheit nicht den geringsten Nutzen bringen konnte und obwohl ihm von allen Seiten gerathen wurde, sich wenigstens mit wärmerer Kleidung zu versehen.

„Wie sich der Mann die Sache zu Herzen nimmt!" meinten die Leute. „Er ist ja kaum wieder zu erkennen!"

Und Jeder, der in seine Nähe kam, hatte ein Wort des Bedauerns oder der Ermuthigung für den augenscheinlich ganz gebrochenen Mann. Auch der höhere Polizeibeamte, welcher jetzt inmitten des allgemeinen Gewühls auf ihn zutrat, begrüßte ihn mit ausgesuchter Höflichkeit.

„Ein großes Unglück für die bedauernswerthen Arbeiter," sagte er. „Der Betrieb wird lange darnieder liegen müssen."

Hugo Herwarth vermied es, den Sprechenden anzusehen, und seine halblaut gemurmelte Antwort wurde verschlungen von dem tosenden Lärmen rings umher.

„Wie es scheint, hat der Wächter seine Schuldigkeit nicht in vollem Maße gethan," fuhr der Beamte fort, „denn die Ausdehnung, welche das Feuer bei seiner Entdeckung hatte, läßt darauf schließen, daß es schon seit geraumer Zeit im Verborgenen um sich gegriffen hatte. Hegen Sie in Bezug auf die Entstehungsursache des Brandes irgend welche Vermuthungen, Herr Direktor?"

Herwarth schüttelte energisch das Haupt.

„Nein, ich habe durchaus keine! Bei wenig anderen Betrieben ist die Gefahr einer Feuersbrunst so groß, als bei demjenigen einer Spinnerei. Ist doch sogar die Möglichkeit einer Selbstentzündung in den Lagerräumen der rohen Baumwolle keineswegs ausgeschlossen."

„Nun, das wird sich hoffentlich noch feststellen lassen. Könnte man nicht auch an eine vorsätzliche Brandstiftung denken?"

Diesmal war die Verneinung Herwarth's noch entschiedener als vorhin.

„Während der Arbeitsstunden hätte sich ein solches Verbrechen nicht ausführen lassen, und bei Nacht kann Niemand in das Gebäude, ohne von dem Wächter bemerkt zu werden."

In diesem Augenblick erfuhr ihr Gespräch eine Unterbrechung, welche wohl geeignet war, sie in die höchste Bestürzung zu versetzen. Durch das wirre, unheimliche Gedränge arbeitete sich ein alter Mann, den man seinem Aussehen nach fast hätte für einen Wahnsinnigen halten können. Es war der Nachtwächter Stichel, und vor dem Fabrikdirektor, seinem höchsten Vorgesetzten, brach er jammernd in die Kniee.

„Gnade — Erbarmen!" stammelte er. „Um meiner Kinder willen werft mich nicht in's Gefängniß! Ich habe einen Menschen verbrennen lassen."

Mit einem dumpfen Aufschrei packte Herwarth den Unglückseligen an den Schultern.

„Mensch — Sie sind nicht bei Sinnen!"

„Doch, doch, ich weiß es ganz genau, und Gott verzeih' mir, daß ich's vorhin vergessen konnte. Ich habe ihn gegen zehn Uhr ja selber hinein gelassen."

Es war gut, daß der Polizeibeamte nur auf den Wächter und nicht auch auf Herwarth achtete, denn das verzerrte Gesicht des Letzteren hätte ihm sonst doch vielleicht zu denken gegeben.

„Reden Sie verständlich!" wandte er sich in strengem Tone an den Wächter. „Wen haben Sie in die Spinnerei eingelassen, und wer ist Ihrer Meinung nach verbrannt?"

„Der Bureauchef Bertelmann. Er wollte noch Nachts

arbeiten, weil es so viel zu thun gibt — ach Gott, dem Herrn Direktor ist nicht gut!"

Der letzte Ausruf galt Herwarth, welcher mit einem schweren Stöhnen rückwärts getaumelt war. Als der Beamte hinzusprang, um ihn zu stützen, hatte der Fabrikdirektor bereits das Bewußtsein verloren. Einige Feuerwehrmänner trugen den Regungslosen nach seinem Hause hinüber. Der Beamte hatte nicht viel Zeit, sich um ihn zu kümmern. Er beschränkte sich auf eine kurze Anordnung und suchte dann, ohne den alten Stichel von seiner Seite zu lassen, den Kommandirenden der Feuerwehr auf.

„Ich erfahre soeben, daß sich dennoch Jemand in dem brennenden Gebäude befunden hat — ein Angestellter der Spinnerei, welcher angeblich noch Nachts im Comptoir arbeiten wollte. Gibt es eine Möglichkeit, ihn zu retten?"

Gleichsam eine höhnende Antwort auf die letzte Frage war es, daß in diesem Augenblick mit betäubendem Geprassel ein großer Theil des Daches zusammenstürzte. Die eben noch haushoch auflodernden Flammen, welche den Schauplatz in weitem Umkreise mit blutiger Helle übergossen, wurden Sekunden lang von einem dicken schwarzen Qualm fast völlig verdunkelt.

„Da sahen Sie selbst, was ich Ihnen erwiedern könnte," sagte der Anführer der Feuerwehr. „Es ist nicht mehr daran zu denken, in die unmittelbare Nähe der Fabrik, geschweige denn in das Innere derselben zu gelangen. Und wenn wirklich Jemand im Comptoir gewesen ist, so war er schon bei unserer Ankunft nicht mehr zu retten. Ich gab zwar das Gebäude von vornherein verloren, aber

ich richtete doch mein Bestreben darauf, wenn möglich, den Inhalt des Comptoirs in Sicherheit zu bringen. Keiner meiner tüchtigsten und unerschrockensten Leute aber gelangte bis dahin. Der eigentliche Herd des Feuers scheint sich unmittelbar darunter befunden zu haben."

Der Polizeibeamte antwortete nicht, aber er gab Stichel einen Wink und unterwarf den vor Schreck und Angst noch immer ganz verwirrten Alten einem eingehenden Verhör. Im Verlaufe desselben mußte wohl etwas zu Tage gekommen sein, das dem Polizisten von ganz besonderer Wichtigkeit zu sein schien, denn er ließ nach Beendigung der Unterhaltung den alten Nachtwächter nicht seines Weges gehen, sondern bedeutete ihn, daß er bis auf Weiteres in polizeilichen Gewahrsam genommen werde. Ein Gendarm führte den ganz gebrochenen Alten durch die neugierig zusammendrängende Menge fort; der höhere Beamte aber schlug mit ernstem Gesicht den Weg ein, welcher zu den Arbeiterwohnungen führte.

## 6.

Die Spinnerei brannte in der verhängnißvollen Nacht vollständig nieder. Kahl und schwarz starrten die Umfassungsmauern zum Himmel empor, und auch diese mußten hier und da gestützt werden, weil sie mit dem Einsturz drohten. Im Innern war eine große Schaar von Arbeitern und Feuerwehrmannschaften mit dem Aufräumen der Trümmer beschäftigt, höher und immer höher thürmten sich auf dem großen Fabrikhofe die Schutthaufen auf, aus geschwärztem Mauerwerk, verkohltem Holz und ehe=

maligen Maschinentheilen bestehend, die in abenteuerlich geformte Klumpen verbogen und zusammengeschmolzen waren. Am Nachmittag stieß man auf zwei große eiserne Geldschränke, die trotz der ungeheuren Gluth nur verhältnißmäßig geringe Beschädigungen erlitten hatten. Der eigentliche Kassenschrank war noch fest geschlossen und wurde in diesem Zustande auf den Hofraum herausgeschafft; der andere Behälter aber, welcher zur Aufbewahrung der Geschäftsbücher gedient hatte, war der Thür beraubt und leer. Von den Geschäftsbüchern selbst war natürlich keine Spur mehr vorhanden.

Und in der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Schränke machte man noch einen anderen, unheimlichen Fund. Durch einige über sie her gestürzte schwere Balken vor der Vernichtung bewahrt, kauerte da eine verschrumpfte und halb verkohlte menschliche Gestalt. Die Gesichtszüge waren nicht mehr zu erkennen, da sich aber das Bekenntniß des alten Stichel noch in der Nacht mit Blitzesschnelle von Mund zu Mund weiter verbreitet hatte, so war man von vornherein nicht im Zweifel, daß es die sterblichen Ueberreste des Bureauchefs Bertelmann seien, welche man hier vor sich hatte.

Der Beamte, welcher die Aufräumungsarbeiten leitete, schickte einen Boten in die Wohnung des Spinnereidirektors mit der Anfrage, ob man die Gebeine des Verunglückten zunächst dorthin schaffen dürfe, und das Dienstmädchen führte den Mann ohne Weiteres in Herwarth's Zimmer.

Der Direktor lag bleich und schwerathmend auf einem

Ruhebett. Seit dem lang andauernden Ohnmachtsanfall der letzten Nacht befand er sich in einem Zustande hochgradiger Abspannung, und der Kopf schmerzte ihn zum Zerspringen. Trotzdem hatte er sowohl die Hinzuziehung eines Arztes mit Bestimmtheit verboten, als auch die von seinen besorgten Kindern angebotene Pflege entschieden abgelehnt. Jedes laute Wort, das in seiner Nähe gesprochen wurde, verursachte ihm unerträgliche Pein, und er hatte kein anderes Verlangen, als das nach Alleinsein und Stille.

Bestürzt richtete er das schmerzende Haupt empor, als das Mädchen den fremden Mann eintreten ließ, und es mußte eine geraume Zeit vergehen, ehe er den Sinn seiner Botschaft überhaupt begriffen hatte.

„In mein Haus?" fragte er mit einem Blick des Entsetzens, der den Arbeiter bis in's Herz hinein erschauern machte. „Nein, das ist unmöglich, ich will ihn nicht sehen, ich will ihn nicht in meiner Nähe haben."

„Der Herr Direktor brauchten ihn ja auch gar nicht zu sehen," meinte der Mann, welcher nicht gern unverrichteter Sache umkehren wollte. „Wenn wir die Tragbahre nur so lange in den Keller oder in irgend eine Kammer setzen dürften, bis der Wagen vom Leichenhause angekommen ist, so wäre das ja schon genug. Wir können die Leiche doch nicht auf dem Hofe zwischen all' den rauchenden Schutthaufen stehen lassen!"

Dem Fabrikdirektor schien ein Gedanke durch den Kopf gefahren zu sein, welcher ihn plötzlich anderen Sinnes machte. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und

sagte mit einem kläglichen Versuch zu lächeln: „Entschuldigen Sie, guter Freund, ich bin von den schrecklichen Vorgängen der letzten Nacht noch sehr angegriffen, und ich wußte nicht, was ich sprach. Wohin sonst sollten Sie die irdischen Reste meines unglücklichen Mitarbeiters bringen, als in mein Haus, das Haus seines besten Freundes! Ich bin leider zu schwach, um in eigener Person die erforderlichen Anordnungen zu treffen; aber mein Sohn wird es an meiner Stelle thun. Sagen Sie ihm, er möge das beste Zimmer im Erdgeschoß hergeben — hören Sie, das beste Zimmer!"

Mit einem leisen Aufstöhnen sank er zurück, und der Arbeiter entfernte sich mit einer Empfindung des innigsten Mitleids für den bedauernswerthen Mann, der sich das Mißgeschick der Aktiengesellschaft und der brodlos gewordenen Arbeiter augenscheinlich so sehr zu Herzen nahm.

Man hatte die Leiche eben im Direktorhause untergebracht, als die Klingel der Eingangsthür von Neuem ertönte. Ludwig Herwarth war es, welcher den Einlaß Begehrenden öffnete. Er erkannte sie sogleich als den Amtsrichter Wellhof und den Referendar Pölchau, denen er in Gesellschaften bereits wiederholt begegnet war.

„Ich muß Ihr Haus heute uneingeladen betreten," sagte der Amtsrichter, „denn ich komme in meiner Eigenschaft als Untersuchungsrichter und habe von Ihrem Herrn Vater einige wichtige Auskünfte zu erbitten. Wir werden ihn doch sprechen können?"

„Mein Vater fühlt sich zwar nicht ganz wohl, aber wenn es sich um wichtige und unaufschiebare Angelegen-

heiten handelt, steht er den Herren gewiß zur Verfügung. Als eine besondere Vergünstigung möchte ich mir nur die Erlaubniß erbitten, bei der Unterredung zugegen zu sein. Es veranlaßt mich dazu selbstverständlich nicht die Neugierde, sondern der Umstand, daß mein Vater in der letzten Nacht von einer schweren Ohnmacht befallen wurde, und daß ich die Wiederkehr eines solchen Vorkommnisses fürchte."

„Und ich habe keinen Grund, Ihnen die gewünschte Erlaubniß zu versagen. Es handelt sich bei der Untersuchung der Brandangelegenheit schon längst nicht mehr um dunkle und ängstlich zu bewahrende Geheimnisse."

Der Fabrikherr schien sehr geneigt, die Herren vom Gericht unter dem Hinweis auf sein Unwohlsein abzuweisen; aber auch diesmal besann er sich noch zur rechten Zeit eines Anderen. Sich in eine sitzende Stellung erhebend, empfing er den Besuch, und es war ihm anzusehen, daß er seine ganze Selbstbeherrschung aufbot, um wenigstens äußerlich ruhig zu erscheinen. Davon, daß auch Ludwig still im Hintergrunde des Zimmers blieb, bemerkte er nichts.

Die Erkundigungen, welche der Untersuchungsrichter einzuziehen wünschte, wurden in die feierliche Form einer ordnungsmäßigen Vernehmung gekleidet, und der Referendar hatte seinen Vorgesetzten begleitet, um ihm als Protokollführer zu dienen. Nach rascher Erledigung der vorauszuschickenden Formalitäten sagte der Untersuchungsrichter: „Die Erhebungen, welche bisher über die Entstehung des Feuers in der Spinnerei stattgefunden haben,

führen mit ziemlicher Sicherheit zu der Vermuthung, daß nicht eine Fahrlässigkeit oder ein unglücklicher Zufall, sondern daß ein Verbrechen, eine vorsätzliche Brandstiftung vorliegt. Der Nachtwächter Stichel, den man allerdings als eine für seinen verantwortlichen Posten recht ungeeignete Persönlichkeit bezeichnen muß, war im Stande, Angaben zu machen, welche über die Person des Thäters kaum noch einen Zweifel lassen, und welche mir bereits Veranlassung zu entsprechenden Maßnahmen gegeben haben. Von Ihnen, Herr Direktor, hoffe ich die entscheidende Bestätigung unseres Verdachts zu erhalten."

Er machte eine kleine Pause und blickte über seine Brille hinweg zu Hugo Herwarth hinüber. Es war schwer zu erkennen, welchen Eindruck die einleitenden Worte auf den Fabrikdirektor gemacht hatten. In sein Gesicht war die Farbe noch nicht zurückgekehrt, und seine Lippen hatten sich zu einem kleinen, erkünstelten, grinsenden Lächeln verzogen, das ganz und gar nicht zu der immerhin tief ernsten Situation passen wollte.

„Eine Bestätigung Ihres Verdachts?" wiederholte er mit eigenthümlich gepreßter Stimme. „Daß ich nicht wüßte! Ich hege überhaupt keinen Verdacht, durchaus keinen!"

„Das macht Ihrem Herzen Ehre, Herr Direktor; aber die unerbittliche Sprache der Thatsachen mußte uns leider eine andere Ueberzeugung beibringen. Der Nachtwächter Stichel ist etwa eine Stunde vor der Entdeckung des Feuers in der unmittelbaren Umgebung der Spinnerei einem ihm wohl bekannten Angestellten derselben begegnet,



einem Manne, welcher um die angegebene Zeit dort ganz und gar nichts zu schaffen hatte, und welcher sich schon dadurch verdächtig macht, daß er diese Begegnung mit dem Wächter einfach wegzuleugnen versucht. Der Polizeikommissär Weber, welchem Stichel schon in der Nacht die betreffende Mittheilung machte, und welcher darauf hin sogleich zur Verhaftung des Verdächtigen schritt, fand denselben in seiner Behausung unter Umständen vor, welche nur als eine Bekräftigung seines Argwohns angesehen werden konnten. Und zu dem gleichen Ergebniß führten auch alle weiteren Nachforschungen, so daß der Mann trotz seines beharrlichen und nicht ungeschickten Leugnens auf dem Wege des Indizienbeweises bereits so gut wie überführt ist. Ich darf wohl vermuthen, daß auch Sie, Herr Direktor, nach diesen Andeutungen die Persönlichkeit des Verdächtigen bereits errathen haben werden."

Herwarth zog die seidene Decke, mit welcher er sich umhüllt hatte, fester an sich. Ein Frostschauer schüttelte sichtbar seine Gestalt.

„Nein!" sagte er rauh. „Ich errathe ihn nicht, denn ich habe keinen Verdacht."

„Hm!" machte der Untersuchungsrichter etwas befremdet. „Wenn dem so ist, möchte ich Sie allerdings noch ein wenig im Ungewissen lassen. Vielleicht haben Sie die Güte, mir zuvor einige Fragen zu beantworten. Der Buchhalter Bertelmann, welcher bei dem Brande um's Leben kam, stand schon seit längerer Zeit im Dienste der Aktiengesellschaft?"

„Er bekleidete seine Stellung bereits, als die Spinnerei noch im Besitz ihres Begründers war, und wurde nach dem Verkauf von der Gesellschaft mit übernommen."

„Sie werden als der unmittelbare Vorgesetzte des Verunglückten über seinen Charakter und seine Thätigkeit das beste Urtheil haben; welches ist Ihre Meinung über ihn?"

„Ich hielt Bertelmann jederzeit für einen durchaus tüchtigen und pflichttreuen Menschen."

„Die Annahme, daß er selbst etwa irgend ein Interesse an der Zerstörung der Spinnerei gehabt haben könnte, erscheint Ihnen somit als ausgeschlossen?"

„Als ganz ausgeschlossen, Herr Amtsrichter!"

„Es muß immerhin befremdlich wirken, daß der Mann nächtlicher Weile in das Comptoir zurückkehrte, um zu arbeiten. Pflegte er das denn öfter zu thun?"

„Allerdings; es kam zuweilen vor, wenn dringende Geschäfte ihrer Erledigung harrten."

„Waren auch diesmal solche Geschäfte vorhanden?"

„Das nicht gerade. Ich vermuthe vielmehr, daß ihm sein übergroßer Pflichteifer verhängnißvoll geworden ist. Ich hatte ihm gestern Nachmittag Einiges überwiesen mit dem Bemerken, daß mir eine rasche Bearbeitung — wobei ich natürlich nicht an nächtliche Thätigkeit dachte — erwünscht wäre. Sämmtliche Buchhalter werden mir bezeugen können, daß ich die Wahrheit spreche."

„Es bedarf dazu eines solchen Zeugnisses keineswegs, denn wir setzen ja nicht den geringsten Zweifel in Ihre Worte. Nun könnte man vielleicht annehmen, daß Bertel=

mann bei seiner nächtlichen Arbeit in schlaftrunkenem Zustande oder aus Unachtsamkeit wider seinen Willen selbst zum Urheber der Katastrophe geworden ist. Auch darüber möchte ich gern Ihre Meinung hören."

Der Fabrikdirektor zögerte mit der Antwort, während seine Erwiederungen bisher meist rasch und beinahe hastig erfolgt waren. Erst nach einer längeren Pause sagte er: „Nein, ich glaube das nicht. Bertelmann war in allen Stücken von einer geradezu pedantischen Vorsicht."

„Gut. Wenn der Buchhalter also nicht der Brandstifter war, käme allenfalls noch der Nachtwächter selbst in Betracht. Ich glaube indessen nicht, daß wir diese Möglichkeit überhaupt in Erwägung zu ziehen brauchen. Der Mann macht nicht den Eindruck eines Verbrechers, und überdies könnte er nur in einem Wahnsinnsanfalle gehandelt haben, da er ja durch den Verlust seines Amtes zu den am meisten Geschädigten gehört. So ist vermuthlich auch Ihre Ansicht?"

Herwarth nickte, und der Untersuchungsrichter fuhr, nachdem er dem Referendar einige Worte zugeflüstert hatte, mit fast feierlicher Langsamkeit und nachdrücklicher Betonung fort: „Der Werkmeister Grunert wurde gestern von Ihnen aus seiner Stellung entlassen?"

In dem Hintergrunde des Zimmers, wo sich Ludwig Herwarth befand, wurde ein Ausruf der Ueberraschung und der Entrüstung laut, Keiner der drei Anderen aber schien ihn vernommen zu haben. Von den Lippen des Fabrikdirektors kam ein schwaches und unsicheres Ja.

„Wollen Sie die Freundlichkeit haben, mir die Ur-

sache dieser Maßregel zu nennen und mir zugleich etwas Näheres über die Person des Mannes und über seinen Charakter mitzutheilen?"

Hugo Herwarth's Augen suchten den Boden. Seine Unsicherheit und Verlegenheit waren sichtlich im Wachsen.

„Es waren mehrfach Klagen eingelaufen," sagte er endlich, „über schlechte Arbeiten unseres Etablissements, für die ich naturgemäß nur den Werkmeister verantwortlich machen konnte."

„Waren diese Nachlässigkeiten so schlimmer Art, daß Sie dadurch zu der Entlassung Grunert's gezwungen wurden, oder spielten vielleicht noch andere Gründe persönlicher Natur dabei eine Rolle?"

„Persönliche Gründe? — Nein, daß ich nicht wüßte!"

„Hm! Sie sahen sich doch genöthigt, den Werkmeister bei der letzten Unterredung, welche Sie gestern mit ihm hatten, sehr laut und nachdrücklich zum Verlassen Ihres Zimmers aufzufordern?"

„Allerdings. Ich durfte um der Autorität meiner Stellung willen sein unpassendes Verhalten nicht dulden."

„Er entfernte sich alsdann unter Drohungen gegen Ihre Person?"

„Davon ist mir nichts bekannt, ich glaube nicht, daß es sich so verhält."

„Ihr Gedächtniß wird Sie im Stich lassen, Herr Direktor, denn die Beamten, welche bereits im Laufe des Tages einzeln vernommen wurden, bekunden übereinstimmend, daß Grunert beim Fortgehen mit erhobener Stimme und in drohendem Tone etwas von einer späteren



Abrechnung und von einem letzten Trumpf, den er in der Hand behalten werde, gesprochen hat. Ist Ihnen davon nichts erinnerlich?"

„Nein! Wenn ich diese Worte wirklich gehört habe, so habe ich ihnen doch jedenfalls keine Bedeutung beigelegt."

„Es hat indessen leider ganz den Anschein, als seien sie sehr ernsthaft gemeint gewesen. Eben dieser Werkmeister Grunert war es, welchem der Nachtwächter Stichel in der letzten Nacht begegnete, als er allem Anschein nach soeben das Gebäude der Spinnerei verließ. Der alte Mann glaubte in der Dunkelheit erst einen Fremden vor sich zu haben und rief den Verdächtigen an. Als ihm Grunert darauf hin seinen Namen nannte und ihn zugleich ziemlich grob anfuhr, gab er sich zufrieden, denn von der im Laufe des Tages erfolgten Entlassung des Werkmeisters war ihm noch nichts bekannt, und er zerbrach sich nicht weiter den Kopf, was Jener zu einer so späten Stunde dort zu schaffen gehabt habe. Grunert entfernte sich in der Richtung nach seiner Wohnung, und eine Stunde später wurde das Feuer entdeckt, das um diese Zeit bereits eine so verheerende Ausdehnung gewonnen hatte. Der Kriminalkommissär Weber, welcher noch in der Nacht zur Verhaftung Grunert's schritt, fand denselben völlig angekleidet und höchst aufgeregt in seiner Kammer, während Frau und Tochter behauptet hatten, er sei spät Abends ausgegangen und noch nicht nach Hause zurückgekehrt. Grunert konnte zwar den belastenden Aussagen seiner eigenen, offenbar ahnungslosen Angehörigen gegen-

über den verdächtigen nächtlichen Spaziergang nicht leugnen, aber er hat für denselben natürlich eine ganz andere Erklärung und leugnet die Begegnung mit dem Nachtwächter auf das Beharrlichste. Wie die Dinge liegen, dürfte er sich davon wenig Erfolg zu versprechen haben."

Der Direktor kam nicht dazu, auf diese ausführliche Auseinandersetzung zu antworten, denn zu seiner Ueberraschung und Bestürzung trat Ludwig mit hochgeröthetem Antlitz an den Tisch der beiden Justizbeamten.

„Gestatten Sie mir zu bemerken, Herr Amtsrichter," sagte er mit bebender Stimme, „daß Sie sich trotz all' Ihrer Scheinargumente auf einer falschen Fährte befinden, und daß mit dieser unumwundenen Aeußerung des schmählichsten Verdachts einem Unschuldigen schweres Unrecht zugefügt wird. Der Werkmeister Grunert ist so wenig der verbrecherische Urheber der Feuersbrunst, als ich selbst oder mein Vater!"

Der Untersuchungsrichter hatte höchlichst befremdet und mit einem unwilligen Stirnrunzeln zu dem jungen Manne aufgesehen.

„Haben Sie etwas Thatsächliches zu der vorliegenden Angelegenheit mitzutheilen, Herr Herwarth?" fragte er kühl.

„Etwas Thatsächliches — nein! Wenigstens nicht in dem Sinne, welchen Sie diesem Worte geben. Aber ich kenne Herrn Grunert ganz genau; ich weiß, daß er nicht der geringsten Unredlichkeit, um wie viel weniger eines so fürchterlichen Verbrechens fähig ist; ich kann mich mit meiner eigenen Ehre für seine Unschuld verbürgen. Und

auch Du, lieber Vater" — er wandte sich in herzlichem, beschwörendem Tone an den Fabrikdirektor — „auch Du darfst es nicht geschehen lassen, daß Grunert zu allem vorhergegangenen Mißgeschick auch noch das Opfer eines so fürchterlichen Irrthums werde, und wäre es auch nur für einen einzigen Tag! Du wirst den Herren sagen, daß Du für des Werkmeisters Rechtschaffenheit einstehst, Du wirst ihm seine Freiheit wieder verschaffen! Es ist ja Deine Pflicht!"

Mit einer Miene rathlosen Entsetzens war Hugo Herwarth anfänglich dem Gebahren seines Sohnes gefolgt; zu seinem Glück aber hatte ihm Ludwig's feurige Rede Zeit genug für einen Entschluß gelassen. Seine Züge waren zu trotziger Härte erstarrt, und auch seine physische Kraft schien ihm zurückzukehren wie Einem, der sich einer plötzlichen, unerwarteten Gefahr gegenüber sieht und alle Muskeln und Sehnen anspannt für den Kampf um das Leben.

„Meine Pflicht?" wiederholte er streng und scharf. „Ich meine, Deiner Mahnungen nicht zu bedürfen, um meine Pflicht zu thun. Und gerade Dein vordringliches Eintreten für den Mann zwingt mich, im Interesse der Wahrheit jede schwachherzige Schonung bei Seite zu lassen. Ich erkläre zu Protokoll, Herr Amtsrichter, daß auch meiner innersten Ueberzeugung nach kein Anderer das Verbrechen begangen hat, als der ehemalige Werkmeister Grunert. Er haßte mich nicht nur, weil ich ihn aus seiner Stellung entlassen, sondern noch mehr, weil ich einem Liebesverhältniß zwischen meinem Sohne und seiner

Tochter die Zustimmung versagte. Vielleicht, meine Herren, finden Sie darin auch die Erklärung für die befremdliche Wärme, mit welcher mein Sohn soeben die Vertheidigung des Mannes geführt hat."

Der junge Philologe stand wie gelähmt, und der Blick, welchen er auf den Fabrikdirektor richtete, bekundete mehr ein Gefühl des Grauens, als des Zornes. Als Herwarth geendet hatte, gab es ein kleines Schweigen; denn selbst der durch mancherlei Einblicke in die Nachtseiten des Lebens abgehärtete Untersuchungsrichter wurde peinlich berührt durch die Art, in welcher sich Vater und Sohn hier gegenüber traten. Um die Sache schnell abzuthun, wollte er dem Protokollführer etwas diktiren, aber der Klang seiner Stimme schreckte Ludwig aus seiner Betäubung auf.

„Das möge Dir Gott verzeihen, Vater!" rief er ohne Rücksicht auf die Anwesenden aus. „Ich aber werde zu verhindern wissen, daß ein Unglücklicher das Opfer Deines blinden Hasses werde."

Ohne Gruß und Abschied stürmte er hinaus, und der Untersuchungsrichter, welcher dem Fenster am nächsten saß, sah ihn wenige Minuten später auf dem Wege nach den Arbeiterwohnungen verschwinden.

## 7.

Der Rechtsanwalt Doktor Ernst Märker war, und= von einer kleinen Reise, die er schon in früheraberzeugt, stunde hatte antreten müssen, nach Hause reine baldige als ihm der Besuch Ludwig Herwarth's g.ie Verhaftung

Der Jurist hieß den Freund und künftigen Schwager herzlich willkommen.

„Ich war eben im Begriff, mich zu Euch zu begeben,“ sagte er, „und ich habe während des heutigen Tages Unruhe genug um Euretwillen ausgestanden. Was für ein Unglück ist das mit der Spinnerei! Ich hoffe doch, daß Nelly von dem Schrecken nicht gar zu sehr angegriffen worden ist.“

„Nelly befindet sich ganz wohl,“ sagte Ludwig, und erst durch den gepreßten Klang seiner Stimme wurde der glückliche Bräutigam auf das verstörte und niedergedrückte Aussehen des Freundes aufmerksam.

„Mein Gott, Du sagst das in einem so traurigen Ton! Ist denn sonst etwas Unangenehmes vorgefallen, das Dich verstimmt?“

„Ich bin gekommen, um einen großen Freundschaftsdienst von Dir zu erbitten, Ernst. Willst Du mir die nächste Stunde ganz zur Verfügung stellen?“

„Darf ich nicht wenigstens zuvor mein liebes Bräutchen begrüßen? Ist es denn gar so dringend?“

„Es handelt sich um den ehrlichen Namen und um die ganze Zukunft eines wackeren und tief beklagenswerthen Mannes. Und ich wünsche gerade, daß Du mich anhörst, ehe Du wieder in unser Haus kommst und meinen Vater sprichst. Das Bewußtsein, einem hart Bedrängten beizustehen, mag Dich für das Opfer entschädigen, welches ich von Dir verlange.“

Der Ausdruck seiner Worte war so ernst, daß der Doktor nicht zögerte, seinem Verlangen zu willfahren.

„Ich bin ganz zu Deinen Diensten," erwiederte er. „Wenn es sich um eine Berufsangelegenheit handelt, so muß alles Andere zurückstehen."

Sich mühsam zu einer klaren und ruhigen Darstellung zwingend, weihte Ludwig den Verlobten seiner Schwester in die Ereignisse der beiden letzten Tage und in ihre Vorgeschichte ein. Er machte ihn zum Vertrauten seiner verschwiegenen Liebe und theilte ihm den Inhalt der Unterredungen, welche er gestern mit seinem Vater und mit dem Vater Josephinens gehabt, bis in die kleinsten Einzelheiten mit. Nur des nächtlichen Zusammentreffens mit dem Fabrikdirektor that er nicht Erwähnung, weil er dasselbe nicht nur für belanglos hielt, sondern weil es ihm auch gerade in diesem Augenblick nicht einmal in den Sinn kam. Seine Wangen färbten sich höher, und eine tiefe Erregung bebte in seiner Stimme, als er dann von den erschütternden Enthüllungen sprach, welche ihm die Vernehmung seines Vaters gebracht.

„Ich wäre eher auf den Einsturz des Himmels gefaßt gewesen, als auf diese Möglichkeit," sagte er, „denn niemals ist einem rechtschaffenen Manne schwerere Unbill widerfahren. Selbstverständlich galt mein erster Weg Josephinen und ihrer Mutter. Ich hatte nach unserem gestrigen Abschied nicht hoffen dürfen, sie schon so bald wieder zu sehen; aber es war ein Wiedersehen von der traurigsten Art. Zwar sind die beiden Frauen selbstverständlich von der Unschuld des Werkmeisters ebenso fest überzeugt, als ich selbst, und sie rechnen bestimmt auf seine baldige Freilassung; aber die Thatsache, daß seine Verhaftung



überhaupt geschehen konnte, drückt sie doch mit furchtbarer Schwere nieder. Sie haben in ihrer Verlassenheit jetzt keinen anderen Schutz und Beistand als mich, und ich würde mich für den elendesten Menschen halten, wenn ich nicht bis zu meinem letzten Athemzuge für die Rechtfertigung Grunert's kämpfte. Aber ich kann nichts ausrichten ohne Dich, und mit der Hoffnung auf Dich habe ich denn auch die weinenden Frauen vertröstet. Ich weiß, daß Du kein anderes Streben hast als das, der Gerechtigkeit überall zum Siege zu verhelfen, und daß Du Dich nicht durch engherzige Rücksichten und Vorurtheile bestimmen lassen wirst. Du mußt die Vertheidigung Grunert's übernehmen, und Du mußt sie führen, wie wenn es sich um Deine und meine Ehre handelte. Die meinige ist ja auch thatsächlich im Spiel; denn fester als jemals bin ich entschlossen, Josephine schon in naher Zeit zu meinem Weibe zu machen."

Der Rechtsanwalt hatte der langen Erzählung schweigend zugehört, hier und da flüchtige Aufzeichnungen auf einen Papierbogen werfend. Nur antwortete er nicht sogleich, und sein nachdenkliches Schweigen beunruhigte Ludwig Herwarth in hohem Grade.

„Oder sollte ich mich dennoch in Dir getäuscht haben?" fuhr er in fast vorwurfsvollem Tone fort. „Sollte der Umstand, daß mein Vater den unglücklichen Mann mit seinem Haß verfolgt, Dir Grund genug sein, mir Deinen Beistand zu versagen? Wahrhaftig, es wäre die bitterste Enttäuschung, welche mir nach all' dem Vorgefallenen noch bereitet werden könnte."

Doktor Märker sah dem aufgeregten Freunde ernst in's Gesicht, und schon der Ausdruck seiner klaren, ehrlichen Augen ließ den Anderen voll Beschämung verstummen.

„Unsere Freundschaft kommt hier nicht einmal in Betracht," sagte er ruhig. „In Angelegenheiten meines Berufes lasse ich mich weder von Rücksichten der Zuneigung noch der Feindschaft leiten. Ich werde — die Zustimmung Grunert's vorausgesetzt — bis auf Weiteres seine Vertheidigung übernehmen, und wenn ich wirklich die Ueberzeugung von seiner Unschuld gewinne, sollst Du Dich über meinen Eifer nicht zu beklagen haben."

Mit überströmender Wärme drückte Ludwig seine Hand.

„Verzeih' mir mein Mißtrauen, Ernst! Dein Zögern war es, das mich beirrte, denn ich hatte ja all' meine Zuversicht auf Dich gesetzt! — Und was willst Du nun beginnen?"

Der Rechtsanwalt sah auf seine Uhr.

„Es ist zu spät, um heute noch in das Untersuchungsgefängniß zu fahren," sagte er. „Ich werde also meiner lieben Braut einen guten Abend wünschen und werde dann unter der Hand noch einige Erkundigungen einzuziehen suchen; habe ich etwas Bedeutsames in Erfahrung gebracht, so werde ich nicht verfehlen, Dich davon zu unterrichten."

Das war ein trotz seiner Zartheit leicht verständlicher Wink, weitere Fragen vor der Hand zu unterlassen, und Ludwig fügte sich dem Willen des Freundes, obwohl seine

brennende Ungeduld nach irgend einer Versicherung des Trostes lechzte. In wortkargem Gespräch legten Beide den Weg bis zur Villa des Fabrikdirektors zurück, und Ludwig zog sich zurück, während Doktor Märker seine liebreizende Braut begrüßte, die mit einem jubelnden Freudenruf in seine Arme flog. Alle ausgestandenen Schrecken und Aufregungen waren vergessen bei dem Anblick des geliebten Mannes, dessen ruhig ernste, fest in sich selbst ruhende Persönlichkeit von unwiderstehlichem Zauber war für Jeden, der sich die Mühe gab, sie näher kennen zu lernen. Rasch war eine halbe Stunde süßen, traulichen Liebesgeplauders dahin geflogen, und Nelly schaute verwundert, ja fast betroffen zu ihrem Verlobten auf, als dieser sich plötzlich erhob und nach seinem Hute griff.

„Es thut mir herzlich leid, mein Lieb, daß Deines Vaters Unwohlsein ihm verbietet, mich zu empfangen, und noch mehr bedaure ich, Dich schon jetzt verlassen zu müssen. Aber eine wichtige Angelegenheit ruft mich von hinnen. Ein Rechtsanwalt ist nun einmal gleich dem Arzt zu jeder Stunde ein Opfer seiner Pflicht."

Nelly hatte einen kleinen Versuch gemacht, zu schmollen, denn es war ja der erste Tag ihres jungen Brautstandes, an welchem er seine Berufsgeschäfte ihrer Gesellschaft vorzog; aber in der liebenswürdig ernsten Art des Doktors war etwas so Bestimmtes und zugleich freundlich Ueberzeugendes, daß sie ihm nur in's Gesicht zu sehen brauchte, um sogleich vollständig versöhnt zu sein und in alter Zärtlichkeit ihre Arme um seinen Hals zu schlingen.

„Ich füge mich in Alles, was Du thust," sagte sie leise, „denn was Du thust, ist ja sicherlich das Rechte."

Er zog sie mit innigem Druck an seine Brust, und während seine Hand liebkosend über ihr glänzendes Haar dahinglitt, erwiederte er mit inniger Wärme, die gar wonnig ihr liebedurstendes Herz durchströmte: „Wie glücklich werden wir sein, meine theure Nelly, wenn Du diesen Glauben an mich allezeit behältst!"

— — — — — — — — — — — —

Lange verfolgte sie mit den Blicken seine kraftvolle, elastische Gestalt, wie er nach dem Verlassen des Hauses über die wüste, mit ihren zum Theil noch rauchenden Schutthaufen wahrhaft schaurige Brandstätte schritt. Er verweilte hier und da in kurzem Gespräch mit einem der Männer, die dort noch immer beschäftigt waren, und obwohl er dabei mancherlei Fragen that, kam es doch keinem der Angeredeten in den Sinn, daß seine scheinbar ganz harmlosen und unverfänglichen Erkundigungen einen bestimmten Zweck oder eine tiefere Bedeutung haben könnten. Auch die Wohnung des Nachtwächters Stichel erfragte er, und sie war das Ziel seines nächsten Weges.

Die schreckliche Thatsache, daß er eine ganze Nacht im Polizeigewahrsam zugebracht, im Verein mit den ernsthaften Verhören, denen man ihn unterworfen hatte, und mit den Vorwürfen seines eigenen Gewissens in Bezug auf den unglücklichen Bertelmann, hatten den bedauernswerthen Alten beinahe dahin gebracht, sich selber für einen todeswürdigen Verbrecher zu halten. Er saß

seit seiner Heimkehr auf dem nämlichen Fleck, verschmähte Speise und Trank und stierte unverwandt vor sich hin, zum Entsetzen seiner betagten Ehehälfte allerlei zusammenhanglose und unverständliche Worte murmelnd.

Der Eintritt des fein gekleideten Herrn, der ihn zu sprechen wünschte, erfüllte den aufgeregten Alten mit neuem Entsetzen, und Doktor Märker würde schwerlich etwas Ordentliches aus ihm heraus bekommen haben, wenn er nicht in ganz ungewöhnlichem Maße über die Fähigkeit verfügt hätte, sich nicht nur die Achtung niedriger stehender Personen, sondern auch ihr Vertrauen zu gewinnen. Er brauchte dem alten Manne nicht einmal zu sagen, in welcher Eigenschaft er hier vor ihm stehe; die Wirkung seiner ersten, freundlichen Worte, und der Eindruck, den seine Persönlichkeit hervorbrachte, genügten vollkommen, um Stichel's ängstliche Scheu zu überwinden und ihn gesprächig zu machen. Was der Rechtsanwalt zunächst vernahm, war freilich nur eine Wiederholung der ihm bereits bekannten Dinge, aber er hütete sich wohl, dabei irgend welche Ungeduld an den Tag zu legen.

„Sie sind also ganz sicher, daß es der Werkmeister Grunert und kein Anderer war, dem Sie eine Stunde vor der Entdeckung des Feuers in der Nähe der Fabrik begegneten?“ fragte er, als Stichel seine Erzählung geendet.

Der Nachtwächter stierte wieder vor sich hin und rieb mit dem Rücken der Hand seine Stirn.

„Ja, das ist es ja eben,“ meinte er. „Er war es und er war es auch wieder nicht; in meinem Alter kann man sich auf seine Augen nicht mehr so recht verlassen.“

Der Doktor horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf. „Wie trug sich denn die Begegnung zu?" forschte er weiter. „Und welche Worte wurden zwischen Ihnen und ihm gewechselt?"

„Ich machte meinen gewöhnlichen Rundgang, den ich jede Stunde zu wiederholen hatte, und da stand er auf einmal wie aus der Erde gewachsen vor mir, als ich um eine Mauerecke bog. Es war gerade da ziemlich dunkel und ich konnte nicht gleich erkennen, ob ich einen Strolch vor mir habe oder einen anständigen Menschen, und weil ich doch schon alt und gebrechlich bin, fuhr mir ein höllischer Schrecken durch die Glieder.

„Wer da?" schrie ich, so laut ich konnte und wich zugleich ein wenig zur Seite, denn man kann bei einem solchen Zusammentreffen doch am Ende nicht wissen, ob man nicht unversehens einen Schlag auf den Kopf kriegt. Der Andere aber fürchtete vielleicht dasselbe von mir, denn er drückte sich ebenfalls an die Mauer und fuhr mich barsch an: „Was ist das für eine Unverschämtheit! Sie werden mich doch wohl kennen?"

„Mit Verlaub," sagte ich, „grob sein kann Jeder, und ich kenne Sie wirklich nicht."

„Ich bin der Werkmeister Grunert — und nun machen Sie, daß Sie weiter kommen!"

Das war Alles, was ich noch von ihm zu hören bekam, denn er schob mich mit einem Puff bei Seite, daß ich um ein Haar zu Boden gestolpert wäre, und ging ohne einen Gruß oder sonst etwas davon. Das war die ganze Geschichte."

„Hatten Sie ihn denn inzwischen erkannt?"

„Erkannt? Ja — das eigentlich nicht, denn es war, wie ich Ihnen schon sagte, ziemlich dunkel. Aber wenn Einem Jemand sagt: Ich bin der und der, und es ist noch dazu ein Vorgesetzter, der Einen um's Brod bringen kann, wenn man ihm lästig wird, dann läßt man ihn doch lieber laufen, auch wenn man seiner Sache nicht so ganz gewiß ist. Und schließlich wird er's wohl auch gewesen sein. Es war seine rauhe Stimme und seine vierschrötige Gestalt. Allerdings ein bischen kleiner, eher so wie — wie zum Beispiel —"

„Nun, wie wer, Herr Stichel?"

„Eher wie der Herr Direktor Herwarth! Der Himmel mag wissen, wie ich auf den dummen Gedanken gekommen bin, aber seitdem mich der Herr Amtsrichter verhört hat, brummt mir immer wieder etwas im Ohr: Wenn es nicht der Werkmeister gewesen ist, so war es der Direktor — und das ist doch heller Unsinn, nicht wahr?"

Mit einem ungewissen, ängstlich fragenden Blick sah er dabei zu dem jungen Rechtsanwalt auf, aber auf dem ruhig ernsten Gesicht desselben war weder eine Zustimmung noch eine Verneinung zu lesen. Er vermied es auch, eine direkte Antwort auf die letzte Frage zu geben.

„Sind Sie bei einer Ihrer heutigen Vernehmungen dem Werkmeister gegenüber gestellt worden?"

„Nein!"

„Nun, das wird voraussichtlich morgen geschehen, und ich rathe Ihnen, alsdann Ihr ganzes Erinnerungsvermögen aufzubieten, ehe Sie eine bestimmte Antwort geben. In

Ihrer Hand liegt vielleicht das Schicksal eines Menschen, und Sie dürfen in keinem Fall dem Untersuchungsrichter verschweigen, welche Zweifel Ihnen nachträglich aufgestiegen sind. Beantworten Sie mir jetzt nur noch eine Frage: Ist Ihnen gar kein Merkmal in der äußeren Erscheinung des Mannes im Gedächtniß geblieben — in seinem Gang — seinen Bewegungen — seiner Kleidung —"

Der ehrliche Nachtwächter, welcher sein Gehirn sichtlich auf das Aeußerste anstrengte, fiel ihm mit einem Mal lebhaft in die Rede: „Ja, ja, in seiner Kleidung, aber ich weiß nicht, ob das wirklich ein Merkmal ist."

„Lassen Sie immerhin hören! Was war es, das Ihnen auffiel?"

„Der Werkmeister hatte einen dunklen Rock mit ziemlich langen Schößen an, gerade so einen, wie ihn der Direktor immer zu tragen pflegt, und als ihm das Mondlicht ein wenig über die rechte Schulter hinstreifte, sah ich, daß der Arm ganz mit Baumwollenflocken bedeckt war."

Damit war die Wissenschaft des Alten nun aber völlig erschöpft, und Märker entfernte sich, nachdem er ihm noch einmal eingeschärft hatte, auch vor dem Untersuchungsrichter die äußerste Vorsicht in seinen Aussagen zu beobachten.

In der Frühe des nächsten Tages betrat er das Gefängniß und ließ sich nach kurzer Unterredung mit dem Direktor in die Zelle des Inhaftirten führen. In des Werkmeisters biederes Gesicht hatten die Ereignisse der letzten Tage vielleicht noch eine neue Furche eingegraben, und es war begreiflich, wenn er den Eintretenden mit

einem finsteren, mißtrauischen Blick begrüßte; aber der Rechtsanwalt hatte in seiner Praxis doch schon Erfahrung genug gewonnen, um zu dem Schluß zu gelangen, daß dieser Mann keineswegs das Aussehen eines Verbrechers habe. Und wenn er wirklich unschuldig war, so verdiente er um seines beklagenswerthen Schicksals willen wahrlich die allerwärmste Theilnahme. Der junge Anwalt fühlte, daß sein Interesse an dem verwickelten Rechtsfall in raschem Wachsen sei.

Trotz der Verschiedenheit ihrer Lebensstellung und ihres Bildungsgrades hatten die beiden Männer genugsam verwandte Naturen, um alsbald Vertrauen zu einander zu fassen. Der Werkmeister lächelte trübe, als ihm Märker mittheilte, daß die Dinge augenblicklich recht ungünstig für ihn ständen, und daß die Voruntersuchung wahrscheinlich schon an diesem oder am nächsten Tage abgeschlossen werden würde, und er schüttelte verneinend den Kopf auf die Frage, ob er selber denn gar nichts zur Bestätigung seiner Unschuldsversicherungen beizutragen vermöge.

„Nichts!“ sagte er. „Wenn mich ein langes makelloses Leben und ein unbescholtener Name nicht vor einem so schmählichen Verdacht zu schützen vermochten, was kann ich dann noch thun, um die Herren von der Polizei und vom Gericht zu überzeugen, daß sie diesmal irren? Wer mich für einen Mordbrenner hält, der kann mir natürlich keinen Glauben schenken.“

„Ich aber halte Sie nicht dafür, Herr Grunert,“ sagte der Doktor, „und gegen mich sollten Sie sich darum mit rückhaltloser Offenheit aussprechen. Der Nachtwächter

bleibt dabei, Sie in jener Unglücksnacht in der unmittelbaren Umgebung der Spinnerei angetroffen zu haben, wenn er seiner Sache auch keineswegs so sicher ist, als der Herr Untersuchungsrichter annahm. Der ganze Verdacht, welcher gegen Sie vorliegt, würde wahrscheinlich in Nichts zusammenfallen, sobald uns der Nachweis gelänge, daß Sie jener Mann nicht gewesen sind. Um welche Zeit verließen Sie denn an dem Abend vor dem Brande Ihre Behausung?"

„Das vermag ich nicht anzugeben. Ich hatte den Kopf voll schwerer Sorgen, und es beschäftigten mich allerlei ernste Pläne für meine nächste Zukunft. Darum sehnte ich mich nach Alleinsein und nach ein paar Athemzügen frischer Luft. Und wie es zu gehen pflegt, wenn man auf den Weg nicht achtet, kam ich dabei von meinem Hause weiter ab, als ich beabsichtigt hatte."

„Sie berührten das Gebiet der Spinnerei auf Ihrem Spaziergange nicht?"

„Nein, denn ich hatte gerade die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, den Weg, welcher nach dem Steinbruch hinaus führt."

„Ist Ihnen unterwegs Niemand begegnet, auf dessen Zeugniß Sie sich berufen könnten?"

„Ich erinnere mich dessen nicht. Es mag sein, daß hier und da Einer an mir vorüberging, aber ich hatte so viel mit mir selber zu thun, daß ich darauf natürlich nicht achtete."

Der Rechtsanwalt dachte eine kleine Weile nach.

„Und wie sah der Rock aus, welchen Sie trugen?"

fragte er dann weiter. „Waren Sie in Ihrem Arbeitsanzuge?“

„Nein. Ich befand mich vielmehr in denselben Kleidern, die ich noch jetzt anhabe. Bald nach meiner Heimkehr wurde ich ja verhaftet.“

Doktor Märker sah den Anzug des Werkmeisters aufmerksam an. Der Rock war von schwarzem Tuch und so sauber gebürstet, daß nirgends auch nur das kleinste Stäubchen zu entdecken war.

„Haben Sie Ihre Kleider nach Ihrer Heimkehr oder nach Ihrer Einlieferung in das Gefängniß gereinigt?“ fragte er, um sich vollends zu vergewissern, dies verneinte jedoch, wie er es nicht anders erwartet hatte, der Werkmeister mit etwas verwunderter Miene auf das Bestimmteste.

„Um so besser,“ sagte der Anwalt. „Wer weiß, ob uns nicht gerade dieser geringfügige Umstand von Bedeutung werden kann. Sie haben mir also für jetzt nichts weiter mitzutheilen, auch keinen Verdacht gegen irgend eine andere Person?“

Grunert schwieg und schaute mit düster gefurchter Stirne vor sich nieder. Erst als Doktor Märker seine Frage noch dringender wiederholt hatte, antwortete er mit einem festen und bestimmten „Nein!“

„Es scheint mir aber doch, als seien Sie diesmal nicht ganz offen gegen mich,“ mahnte der Rechtsanwalt, „und Sie sollten wissen, daß Sie damit gar sehr gegen Ihr eigenes Interesse handeln. Wenn Sie wirklich einen Argwohn hegen, warum wollten Sie ihn mir verschweigen? Ich begreife, daß es einem ehrlichen Manne wider-

strebt, den Angeber zu machen, wenn er seiner Sache nicht ganz gewiß ist, jetzt aber dürfen Sie nicht vergessen, daß Ihre eigene Zukunft auf dem Spiel steht, und daß Sie auch gegen Frau und Kind heilige Pflichten zu erfüllen haben."

Aber des Doktors warme Beredtsamkeit war umsonst verschwendet. Der Werkmeister nannte den Namen, nach welchem er begehrte, nicht.

„Gerade weil ich an mein armes Kind denke und an die schrecklichen Qualen, die es um meines Schicksals willen jetzt erduldet, gerade darum muß ich schweigen. Ja, ich habe einen Verdacht, und ich glaube, den Schuldigen zu kennen, aber nicht ich werde es sein, welcher ihn seinem irdischen Richter überliefert. Die Herren von der Polizei und vom Gericht sind ja so klug, sie mögen ihn suchen! Und wenn sie ihn nicht finden, weil er viel höher steht, als sie meinen, so wird der Himmel meine Schuldlosigkeit wohl auf eine andere Weise an den Tag bringen. Man kann doch am Ende auf einen bloßen Verdacht hin keinen Menschen verurtheilen."

Dabei blieb er, und Doktor Märker stand für jetzt davon ab, etwas Anderes aus ihm herauszubringen. Er war sehr nachdenklich geworden, und als er eine Viertelstunde später seinem Bureau wieder zuschritt, lag ein ungewöhnlicher Ernst auf seinem Gesicht. Mit einem Händedruck begrüßte er Ludwig Herwarth, der dort auf ihn gewartet hatte; aber die Auskunft, welche er dem Freunde über den Stand der Grunert'schen Angelegenheit gab, schien denselben wenig zu befriedigen.



„Noch immer also steht er unter diesem schändlichen Verdacht!“ rief der junge Philologe in halber Verzweiflung aus. „Und auch Du bist nicht im Stande gewesen, ihn zu befreien. Ist es denn möglich, daß sich so viele tückische Zufälligkeiten gegen einen Menschen verschwören können?“

Der Rechtsanwalt legte seine Hand auf die Schulter seines künftigen Schwagers und nöthigte ihn mit sanfter Gewalt auf einen Sessel nieder.

„Vielleicht kannst Du mich in meinen Nachforschungen unterstützen,“ sagte er. „Es kommt darauf an, zu beweisen, daß der Mann, welcher dem Nachtwächter Stichel begegnet ist und welcher sich für den Werkmeister ausgegeben hat, nicht Grunert gewesen sei. Gelingt dieser Beweis, so ist unser Schützling gerettet.“

„Aber was kann ich dabei thun?“ klagte Ludwig niedergeschlagen. „Ich habe leider nicht das geringste kriminalistische Talent.“

„Ich selber bin freilich ziemlich rathlos, denn was ich bis jetzt herausgebracht habe, ist herzlich wenig. Wie soll man auch den Mann ausfindig machen, der um Mitternacht in einem dunklen Rock mit langen Schößen und mit Baumwollflocken bestäubt um die Spinnerei herumgeschlichen ist!“

Ludwig Herwarth sprang mit einer so heftigen Bewegung auf, daß der Sessel um ein gutes Stück in das Zimmer zurückgeschleudert wurde.

„Was sagst Du? In einem dunklen Rock, und mit Flocken bestäubt? Um Mitternacht? Mein Gott, daß ich mich dessen auch nicht früher erinnert habe!“

„Was regt Dich so auf? Du bist es doch nicht am Ende selbst gewesen?"

„Ich nicht — ich nicht, aber mein Vater!"

Ueber das Antlitz des jungen Rechtsanwaltes fluthete eine Purpurwelle. Auch er hatte sich rasch erhoben, aber er war Herr genug über sich selbst, um seine Fassung wieder zu gewinnen, ehe seine Erregung sich dem Anderen verrieth.

„Dein Vater, sagst Du? Und wie kommst Du zu dieser Vermuthung?"

„Keine Vermuthung, Ernst, sondern Gewißheit. Ich habe ihn gesehen, wie er nach Mitternacht von draußen hereinkam, in seinem gewöhnlichen dunklen Gehrock, dessen rechte Seite ganz mit feinen weißen Flocken überstreut war."

Und er erzählte ausführlich von der Begegnung jener Nacht, etwas beunruhigt zwar, aber doch offenbar noch immer ohne jede Ahnung von der furchtbaren Bedeutung, die seine Worte in diesem Augenblick für Doktor Märker hatten. Der Rechtsanwalt hörte ihm zu, ohne sich zu regen. Auch das schärfste Auge hätte in seinem Gesicht nicht lesen können, was seine Seele bewegte.

„Das Alles ist sehr merkwürdig," sagte er, als Ludwig geendet, mit etwas gepreßt klingender Stimme, „aber es berechtigt uns noch nicht zu irgend welchen Schlüssen. Auch hier treibt vielleicht nur der Zufall sein boshaftes Spiel."

„Das muß sich leicht genug feststellen lassen. Ich werde meinen Vater einfach fragen!"

Aber mit befremdlicher Heftigkeit fiel ihm der Doktor in die Rede.

„Nein!“ sagte er. „Kein Weg könnte zur Erforschung der Wahrheit ungeeigneter sein, als dieser. Du mußt mir im Gegentheil versprechen, bis auf Weiteres gegen keinen Menschen etwas von diesem Vorkommniß zu äußern, gegen Keinen — hörst Du, wer es auch immer sei.“

„Aber ich verstehe Dich nicht, Ernst! Wenn mein Vater doch mit einem einzigen Wort dem Werkmeister seine Freiheit wiedergeben kann?“

„Gleichviel! Ich wiederhole mein Verlangen — ich wiederhole es auf das Allerbestimmteste!“

„Und Deine Gründe?“

„Du wirst mir gestatten, dieselben bis auf Weiteres für mich zu behalten. Uebrigens fordere ich Dein Schweigen nur auf kurze Zeit; sagen wir auf vierundzwanzig Stunden oder auf so lange, bis ich selbst mit Deinem Vater gesprochen habe.“

„Nun wohl, ich füge mich Deinem Willen, obgleich ich Dich ganz und gar nicht begreife. Du wirst meine Geduld nicht allzu hart auf die Probe stellen; denn da Du selber liebst, mußt Du Dir auch ausmalen können, wie schwer ich um Josephinens willen leide!“

Doktor Märker hielt die Hand des Freundes mit langem und innigem Druck.

„Glaube mir, Ludwig, daß Dir Niemand diese Qualen tiefer nachzuempfinden vermag, als ich,“ sagte er mit eigenthümlicher Betonung, „und gerade deshalb ist es nöthig, daß wir lange und ernstlich überlegen, bevor wir

handeln. Glaubst Du, daß Dein Vater mich heute empfangen werde?"

„Ohne Zweifel. Er hat sein gestriges Unwohlsein überwunden, obwohl er freilich noch angegriffen genug aussieht. Mich selbst würdigte er bisher keines Wortes, und Du wirst es begreifen, daß auch ich nach den letzten Ereignissen seine Gesellschaft nicht gerade suche. Nelly aber durfte während des heutigen Morgens nicht von seiner Seite."

Bei der Erwähnung seiner Braut zuckte es merklich im Antlitz des Doktors.

„Gut!" sagte er hastig, wie um das Gespräch zu beenden. „So werde ich mich in zwei oder drei Stunden bei ihm anmelden lassen."

Als er sich dann aber allein sah, sank er wie gebrochen in seinen Arbeitssessel.

„Es kann ja nicht sein — es kann ja nicht sein!" murmelte er einmal über das andere. „Der vornehme, geachtete Mann — der Freund meines Vaters — sein Wohlthäter wie der meinige — und der Vater meiner Braut! Er — ein Verbrecher, und durch mich verrathen! O, bei Gott, es wäre um den Verstand zu verlieren!"

## 8.

Die Klänge des prächtigen Flügels und Nelly's melodischer Gesang tönten dem Rechtsanwalt entgegen, als er einige Stunden später das Wohnhaus des Fabrikdirektors betrat.

„Der Herr Doktor braucht natürlich nicht erst an-

gemeldet zu werden," sagte das Mädchen mit einem vielsagenden Lächeln. „Einen Bräutigam empfängt man immer."

Und eilig führte sie ihn in das Musikzimmer hinauf, etwas verwundert über die ernste Miene, mit welcher er ihr folgte.

Nelly hielt bei seinem Eintritt sogleich mit Spiel und Gesang inne, und ging ihm eilig entgegen. Von einem Sopha im Hintergrunde des Gemaches aber erhob sich etwas schwerfällig des Direktors kräftige Gestalt.

„Welch' ein glücklicher Gedanke, uns schon jetzt zu besuchen, Herr Schwiegersohn!" sagte er mit erzwungener Lustigkeit. „Seitdem mich das große Unglück mit der Spinnerei für eine gute Weile um mein gewohntes Arbeitspensum gebracht hat, weiß ich wahrhaftig nicht mehr, wie ich es anfangen soll, die Zeit auf eine anständige Weise todt zu schlagen. Und ich kann doch am Ende nicht verlangen, daß sich meine liebe Nelly ganz und gar für mich aufopfert!"

Er schüttelte dem Doktor mit großer Herzlichkeit die Hand; aber der ernste Blick, mit welchem Märker's klare Augen auf sein überwachtes Gesicht gerichtet waren, schien ihm recht unbequem zu sein, denn er vermied es, denselben zu erwiedern.

„Vielleicht spielen wir eine Parthie Schach," plauderte er hastig weiter. „Nur keine ernsthaften Gespräche, dazu sind meine Nerven doch noch nicht wieder genugsam in's Gleichgewicht gebracht."

„Um so mehr bedaure ich, Sie dennoch um eine kurze

Unterredung unter vier Augen bitten zu müssen," war Märker's ruhige Entgegnung. „Ein Rechtsanwalt darf nicht während der Bureaustunden ausgehen, um Schach zu spielen."

„O, das klingt ja beinahe feierlich!" protestirte Herwarth, noch immer in erzwungen scherzendem Tone. „Wenn Sie wüßten, wie viel ich schon mit dieser leidigen Grunert-schen Sache geplagt werde, würden Sie wahrhaftig Mitleid mit mir haben. Sehen Sie nur, wie wenig Beifall Sie mit der Berufung auf die Bureaustunden bei Ihrem Bräutchen gefunden haben!"

In der That hatte sich Nelly mit betrübter Miene abgewendet, weil sie trotz der liebevollen Zärtlichkeit, mit welcher der Doktor ihre Begrüßung erwiedert hatte, etwas Kaltes und Fremdes in seinem Benehmen zu fühlen glaubte. Und es trug nicht dazu bei, diese schmerzliche Empfindung zu verscheuchen, als er jetzt mit demselben gehaltenen Ernst erwiederte: „Ich würde Nelly's Liebe nicht verdienen, wenn mich das Glück, sie heiter zu sehen, jemals meine beschworene Pflicht vergessen lassen könnte. Noch einmal bitte ich herzlich, mir diese kurze Unterredung nicht zu versagen!"

„Wenn Sie darauf bestehen, muß ich mich ja wohl fügen," sagte der Direktor, jetzt mit kaum noch verhehltem Aerger. „Laß uns allein, liebes Kind! Dein Herr Verlobter wird mich ja hoffentlich nicht gar zu lange mit dieser schrecklichen Ernsthaftigkeit malträtiren."

Nelly ging schweigend hinaus, und der Doktor bemühte sich vergebens, noch einen letzten, verzeihenden Blick von

ihr zu erhaschen. Unwillkürlich hob ein tiefer Seufzer seine Brust, während er der liebreizenden Gestalt nachschaute. War sie ihm doch vielleicht noch vor Ablauf dieser Stunde auf ewig verloren.

„Nun, was gibt es denn?“ fragte Herwarth, sich wieder auf einen Sessel niederlassend. „Ihrem Aussehen nach zu urtheilen, müssen es in der That äußerst wichtige Dinge sein.“

„Sie mögen das selbst beurtheilen, Herr Direktor! Ich stehe hier vor Ihnen in meiner Eigenschaft als Rechtsbeistand des wegen Verdachts der Brandstiftung verhafteten Werkmeisters Grunert.“

War es nur die erneute Erinnerung an die fatale Angelegenheit, oder war es die instinktive Furcht vor einer schrecklichen Gefahr, die hinter den ernsten Mienen des jungen Mannes, in dem feierlich abgemessenen Klang seiner Stimme zu lauern schien, genug, Hugo Herwarth gerieth sofort in eine scheinbar ganz unmotivirte Erregung.

„Plagt Sie der Teufel, Doktor, daß Sie sich nun auch mit dieser abscheulichen Sache befassen müssen?“ fuhr er auf. „Wissen Sie denn nicht, daß Sie mir dadurch beinahe zu einem Gegner werden?“

Der Rechtsanwalt stützte sich fest auf die Lehne eines Stuhles, und nur ein leises Beben seiner Hände verrieth, wie gewaltig er sich bezwingen mußte, um ruhig zu erscheinen.

„Das fürchte ich nicht,“ erwiederte er, „denn ich vermöchte es kaum zu begreifen. Ist mein Klient schuldig und gewinne ich selbst die Ueberzeugung von seiner Schuld,

so werde ich sicherlich keinen Versuch machen, ihn der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen. Hat er aber, wie ich vermuthe, keinen Antheil an dem Verbrechen, dessen er bezichtigt wird, so kann ich dadurch, daß ich seine Vertheidigung übernehme, doch wahrlich nicht zu irgend eines ehrlichen Mannes Widersacher werden. Selbst sein erbittertster Feind kann nicht den Wunsch hegen, ihn schuldlos verurtheilt zu sehen."

Der Fabrikdirektor verlor seine Haltung mehr und mehr. „Das sind juristische Spitzfindigkeiten und Klügeleien," rief er barsch, „lassen Sie mich gefälligst mit allen schönen Redensarten in Frieden! Ich für meine Person bin der festen Ueberzeugung, daß Grunert die Spinnerei in Brand gesteckt hat, um sich für seine Entlassung zu rächen. Und wer den Versuch macht, ihn aus der Schlinge zu ziehen, der ist in meinen Augen ein —"

Er sprach das verächtliche Wort nicht aus, obwohl der Rechtsanwalt nichts Anderes gethan hatte, ihn daran zu hindern, als daß er wie beschwörend ein wenig seine Hand erhoben und seinen klaren, durchdringenden Blick noch fester als zuvor auf den Sprechenden gerichtet hatte.

Es blieb wohl eine Minute lang still zwischen den beiden Männern, und in dieser Zeit schien Herwarth zu der Erkenntniß zu kommen, daß er zu weit gegangen sei.

„Aber weshalb rege ich mich auf?" sprach er weiter. „Am Ende sind Sie Ihr eigener Herr, und es ist Sache Ihres Zartgefühls, inwieweit Sie auf mich Rücksicht nehmen wollen. Bieten Sie immerhin Ihren juristischen Scharfsinn auf, den Menschen zu retten. Nur fordern

Sie nicht, daß ich Ihnen noch am Ende gar dazu behilflich sei."

„Gerade dieser Wunsch war es, der mich heute hierher geführt hat. Sie allein können den schweren Verdacht von dem Werkmeister nehmen."

„Ich? Das ist lustig! Und was soll ich zu seiner Rechtfertigung thun, mein Herr Anwalt?"

„Sie brauchen dem Untersuchungsrichter oder dem Staatsanwalt nur zu erklären, daß nicht der Werkmeister Grunert es war, welcher dem Nachtwächter Stichel in der Nähe der Spinnerei begegnete, und ich bin gewiß, daß er sich schon eine Stunde später auf freiem Fuß befindet."

Es war, als hätte Jemand dem Fabrikdirektor in's Ohr gerufen: „Nun bist Du verloren!" Seine Gestalt schien plötzlich kleiner zu werden, so hilflos brach er in sich zusammen. Er legte seine zitternde Hand an die Stirn, und sein Blick wanderte verzweiflungsvoll im Zimmer umher.

„Wie kann ich das thun?" keuchte er mit einem letzten ohnmächtigen Versuch, sein schreckliches Geheimniß zu bewahren. „Woher sollte ich das wissen?"

„Sie sollten es wissen, Herr Director, weil Sie selbst es waren, der —"

Weiter kam er nicht, denn Hugo Herwarth war gleich einem Rasenden aufgesprungen und hatte den jungen Mann an beiden Schultern ergriffen.

„Schweigen Sie — ich befehle es Ihnen, schweigen Sie!" stieß er zwischen den bläulich verfärbten Lippen hervor. „Wer hat Ihnen gesagt, daß ich es war? Wer

könnte mir das beweisen? Nein, antworten Sie mir nicht! Ich will nichts mehr hören — nichts! Sie sind ein Erbärmlicher, ein Elender! Unter der Maske der Freundschaft haben Sie sich in mein Haus eingeschlichen und mein Vertrauen erlistet, um mich zu verderben! Was habe ich Ihnen angethan, daß Sie so mit mir verfahren? O, Schande über Sie! Denn wenn auch Alles wahr wäre, dessen Sie mich beschuldigen, so sind Sie doch hundertmal schlechter und verächtlicher als ich!"

Völlig erschöpft, ein Bild der jämmerlichsten körperlichen und seelischen Gebrochenheit, fiel er wieder zurück, und tief erschüttert beugte sich Märker über ihn.

„Ich habe nichts von alledem gethan," sagte er mit gedämpfter Stimme, „und ich hatte bisher noch keine Beschuldigung gegen Sie ausgesprochen. Was Sie anklagt, ist Ihr eigenes Gewissen."

Des Fabrikdirektors Haupt war auf die Brust herabgesunken. Er wehrte sich nicht mehr gegen das Verhängniß, welches über ihn hereingebrochen war.

„Wenn er nicht drinnen gewesen wäre," murmelte er, „wem hätte es denn geschadet? Und ich habe es doch nicht gewußt — ich habe es doch nicht gewußt!"

Er schien die Anwesenheit des Rechtsanwaltes ganz vergessen zu haben. Wie ein schwer Kranker saß er da, hin und wieder abgerissene Worte murmelnd. Er mußte während der beiden letzten Tage bereits entsetzliche Seelenqualen ausgestanden haben, da er sich jetzt fast ohne Widerstand verloren gab. Der Doktor selbst mußte ihn endlich an seine Gegenwart erinnern.

„Es wird Ihnen lieb sein, wenn ich mich vorläufig entferne!" sagte er. „Wünschen Sie mich später zu sprechen, so stehe ich Ihnen immer zur Verfügung."

Aber Herwarth umklammerte mit beiden Händen seinen Arm und hielt ihn zurück.

„Sie dürfen nicht gehen," flüsterte er. „Sie dürfen mich jetzt nicht verlassen! Es ist gut, daß Sie es wissen, denn ich hätte es doch nicht länger allein tragen können. Nun müssen Sie mir helfen!"

Das war eine Wendung, auf welche der junge Rechtsanwalt sicherlich nicht vorbereitet gewesen war.

„Ihnen helfen?" wiederholte er betroffen. „Ja, was gedenken Sie denn zu thun?"

„Wir müssen gemeinsam einen Plan entwerfen, wie die Möglichkeit einer Entdeckung zu verhüten ist. Ich kann es nicht, denn mein Kopf ist so wüst, und meine Gedanken verwirren sich. Aber Sie sind klug, Sie werden für mich handeln!"

„Sie erwarten also, daß ich mich zu Ihrem Mitschuldigen mache?"

„Gehören wir denn nicht zusammen? Sind Sie nicht der Bräutigam meiner Tochter? War ich nicht der Freund Ihres Vaters, und habe ich nicht Alles für Sie gethan, was in meinen Kräften stand? Wollen Sie mich zum Dank dafür in das Zuchthaus bringen?"

Ueber den Körper des jungen Mannes ging ein Erschauern. Er sah in die mit dem Ausdruck der Todesangst auf sein Antlitz gerichteten Augen des Unglückseligen, und das vernichtende Wort erstarb ihm auf den Lippen.

„Nein, nein, das werden Sie nicht thun!“ fuhr Herwarth noch hastiger und dringender fort. „Niemand zwingt Sie dazu, und Sie würden fortan keine ruhige Stunde mehr haben. Und mein Kind — meine Nelly! Denken Sie an Ihre Braut! Glauben Sie mir, sie würde es nicht überleben.“

Ernst Märker kämpfte einen furchtbaren Kampf.

„Und Grunert?“ fragte er tonlos. „Was sollte aus ihm werden?“

„Er wird nicht verurtheilt werden — gewiß nicht! Ich will Alles für den Mann thun, was ich vermag. Mein Sohn soll das Mädchen heirathen und er soll seine Stellung behalten, wenn die Spinnerei wieder aufgebaut ist. O, es wird noch Alles gut werden, glauben Sie mir, mein lieber Sohn — es wird Alles gut werden, wenn nur Sie mir beistehen!“

Der Rechtsanwalt trat an das Fenster. Sein Herz krampfte sich zusammen in namenlosem Weh. Er war vor die grausamste Wahl gestellt, die jemals einem schwachen, sterblichen Menschen anheimgegeben war. Nie hatte er so deutlich gefühlt, als in diesem Augenblick, daß seine Liebe für Nelly den ganzen Inhalt seines Lebens ausmache, daß er unsäglich elend werden müßte, wenn sie ihm auf immer verloren wäre. Und während es in seinem Herzen wühlte und kämpfte, bemühte sich der Andere immer heißer und wilder, den Zweifelnden zu gewinnen.

„Was wagen Sie denn auch, wenn Sie über Ihre Vermuthungen schweigen? Was wissen Sie denn über-



haupt von der ganzen Sache? Nichts, als daß ich einen nächtlichen Spaziergang gemacht, von welchem Niemand zu wissen braucht? Und wenn es Ihnen später peinlich ist, mit mir zu verkehren, so können Sie mit Nelly fortgehen in eine andere Gegend. Ich werde Ihnen die Mittel dazu schon verschaffen."

Doktor Märker kehrte ihm sein bleiches Gesicht wieder zu. Er fühlte sich außer Stande, jetzt eine Entscheidung zu treffen, und er wollte sich eine kurze Bedenkzeit ausbedingen. Da fiel sein Blick zufällig auf ein kleines Bild in einfachem Rahmen, welches in seiner Nähe auf einer Etagère stand. Es war das Bild seines Vaters, eines ehrwürdigen, grauhaarigen Mannes mit freien, offenen Zügen. Er selbst hatte es dem Fabrikdirektor auf dessen Wunsch gegeben, und nun war es ihm, als sei der Blick des Greises mit einem Ausdruck unsäglicher Bekümmerniß auf ihn gerichtet. Und dieser scheinbar so geringfügige Umstand machte mit einem Schlage all' seiner qualvollen Ungewißheit ein Ende. Er hatte seinen Entschluß gefaßt, einen Entschluß, der ihn, wie er wußte, das Glück seines Lebens kosten würde, den aber dessenungeachtet nichts mehr zu erschüttern vermochte.

„Was Sie von mir fordern, Herr Herwarth," sagte er, „kann ich nicht erfüllen. Ich bin nicht zum Richter über Sie gesetzt und ich will nicht fragen, welchen Beweggründen Ihre That entsprungen ist. Auch Ihr Verderben will ich nicht, und ich bin bereit, zu Ihrer Errettung meine ganze Zukunft zu opfern. Aber zu Ihrem Mitschuldigen werde ich mich niemals machen. So viel ich

weiß, hegt außer mir Niemand einen Argwohn gegen Sie, oder es wird Sie doch wenigstens Niemand hindern, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Reisen Sie also auf der Stelle mit Nelly ab, nach Amerika oder so weit Sie nur immer gelangen können. Sind Sie für den Augenblick um die dazu erforderlichen Geldmittel in Verlegenheit, so steht Ihnen Alles zur Verfügung, was ich besitze, und auch künftig werden Sie um Ihrer Tochter willen stets auf meinen Beistand rechnen können. Aber zur Anzeige bringen muß ich, was ich erfuhr. Ich werde dies jedoch nicht früher thun, als bis ich Sie in Sicherheit weiß. Dann aber muß ich meiner Pflicht gemäß handeln, und nichts in der Welt wird mich hindern, dem unschuldig verdächtigten Grunert seine Ehre und Freiheit wieder zu geben."

Hugo Herwarth hatte ihm mit vorgeneigtem Oberkörper gelauscht, und nun packte ihn von Neuem das Entsetzen.

„Ist das Ihre Großmuth und Ihre Dankbarkeit?" stöhnte er. „Ist das Ihre Liebe für mein unglückliches Kind? Als ein Bettler und ein Geächteter soll ich in die Welt hinausziehen, gehetzt und verfolgt von Ort zu Ort? Mein Name soll der Verachtung preisgegeben sein? Und das Alles auf Ihren Befehl? Nein, bei Gott, dann gehe ich hundertmal lieber freiwillig in das Gefängniß."

„Ich kann Ihnen keine andere Wahl lassen, als diese, und ich meine, Sie sollten sich nicht bedenken, den Ausweg einzuschlagen, welchen ich Ihnen zeige. An das unselige Schicksal Ihrer Kinder hätten Sie denken sollen, ehe Sie Ihre verhängnißvolle That begingen."

Der Fabrikdirektor lachte in höhnischer Bitterkeit auf.

„Wie leicht es doch ist, den moralischen Richter zu spielen! Begreifen Sie denn nicht, junger Mensch, daß ich eben an meine Kinder dachte, als ich es that? Da Sie doch schon so viel wissen, mögen Sie auch Alles erfahren. Vielleicht erweckt mir mein Geständniß doch noch eine Regung des Mitleids in Ihrem Herzen. Ja, ich bin ein Verbrecher, aber ich bin es nicht erst seit der Nacht, da die Spinnerei in Flammen aufging. Meine Schuld ist viel älter, und seit Jahren war ich nur noch der willenlose Sklave meines alten Unrechts. Als ich meine Stellung antrat, war ich verschuldet, und die Verschwendungssucht meiner Frau machte es mir trotz eines guten Einkommens unmöglich, die drückende Last dieser Schulden von mir abzuschütteln. Die Gläubiger bedrängten mich von allen Seiten, und ich durfte meine Lage nicht offenbar werden lassen. Da unterlag ich in einer verzweifelten Stunde der Versuchung, welche so verführerisch und lockend an mich herantrat. Ich verwendete eine der Gesellschaft gehörige Summe für mich, natürlich in der Absicht, sie zu ersetzen, und von diesem Augenblick an war mein Schicksal besiegelt. Um einer Entdeckung vorzubeugen, mußte ich immer neue Unterschlagungen begehen, und doch wäre es mir kaum möglich gewesen, die Herren vom Aufsichtsrath Jahre lang zu täuschen, wenn nicht Bertelmann mein Mitschuldiger und Helfer gewesen wäre."

„Wie? Der Buchhalter, welcher bei dem Brande um's Leben kam — er wußte um Ihr Verschulden?"

„Ja! Und er wurde ein Opfer unserer Furcht vor

Entdeckung. Der Verwaltungsrath hatte eine außergewöhnliche Revision der Spinnerei beschlossen, und ich war davon unter der Hand verständigt worden. Bertelmann wußte so gut als ich, daß die falschen Eintragungen in den Büchern, das Fehlen von Rohmaterial und fertigen Fabrikaten bei solcher Revision kaum unentdeckt bleiben konnten. Wir hatten an dem Abend vor dem Brande eine lange und aufgeregte Unterredung mit einander, und wir beschlossen, daß Bertelmann am nächsten Tage durch eine Reihe neuer Fälschungen versuchen sollte, die alten Unregelmäßigkeiten zu verdecken. Aber der Mann war schwer krank und vor sinnloser Angst in einem fast unzurechnungsfähigen Zustande. Als ich ihn verlassen hatte, fiel mir das Bewußtsein der Gefahr nur noch beängstigender auf die Seele. Ich fürchtete, daß mein Bundesgenosse in seiner Verwirrung die Gefahr vergrößern würde, statt sie zu mindern, und der Gedanke, daß meine Kinder vielleicht schon vor Ablauf von vierundzwanzig Stunden in den Augen der Welt die Kinder eines Ehrlosen, eines Diebes sein würden, brachte mich selber dem Wahnsinn nahe. In dieser Gemüthsstimmung wußte ich nicht mehr mehr, was ich that. Ich starrte in das Flämmchen der Lampe auf meinem Schreibtische, und dabei schoß es mir durch den Sinn: wenn die Spinnerei über Nacht in Flammen aufginge, so wäre Alles gewonnen. Und der Gedanke verließ mich nicht mehr, obwohl ich ihn hundertmal mit Entsetzen von mir wies. Wie festgebannt hingen meine Augen an den Schlüsseln zur Spinnerei, die mir an diesem Abend wie an jedem

anderen übergeben worden waren. Halb mechanisch streckte ich meine Hand nach ihnen aus, und als ich sie erst zwischen den Fingern fühlte, da zog's mich wie an unsichtbaren Fäden hinaus und zu dem dunklen Fabrikgebäude hinüber. Noch immer hatte ich keinen bestimmten Plan gefaßt und folgte nur einem unwiderstehlichen Antriebe. Aber als ich den schwerfälligen Schritt des Nachtwächters in meiner unmittelbaren Nähe hörte, durchzuckte es mich wie Entsetzen vor mir selbst, und ich war fest entschlossen, umzukehren, ehe ich in meinem halben Wahnsinn das Entsetzliche vollbracht. Nur weil ich mich schämte, von meinem Untergebenen gesehen zu werden, drückte ich mich fest in eine Mauerecke, und der Mann ging wirklich vorüber, ohne mich zu bemerken. Sowie aber sein Schritt verhallt war, schlich der schreckliche, unsichtbare Versucher von Neuem an mich heran. Ich schalt mich feige, daß ich auf halbem Wege inne halten wollte, jetzt, wo mich nur noch ein Geringes von der endgiltigen Beseitigung aller Sorgen trennte. Meine Hand tastete in die Tasche meines Beinkleides, und ich fühlte mit beinahe freudigem Erbeben, daß ich das Schwammfeuerzeug, dessen ich mich beim Reiten bediente, auch jetzt bei mir führte. Was nun folgte, vermag ich Ihnen kaum zu schildern. Es ging mir selber vorüber wie ein Traum. Erst als ich die Thür zu dem großen Lagerraum für die rohe Baumwolle vorsichtig wieder hinter mir verschloß, kam mir's zum Bewußtsein, was ich gethan. Ich hatte den glimmenden Schwamm tief in einen Haufen der leicht entzündlichen Flocken geschoben, und wenn nicht ein Wun-

der den fressenden Funken erlöschen ließ, so war die Feuersbrunst, welche mich retten sollte, unvermeidlich geworden. Ich würde lügen, wenn ich behauptete, daß ich in diesen Augenblicken etwas wie Reue empfand. Ich fühlte viel eher die Genugthuung eines Menschen, dem ein großes und gefährliches Wagniß glücklich gelungen ist, und ich ließ in diesem Gefühl jede Vorsicht außer Acht, so daß ich plötzlich und unvermerkt dem Nachtwächter abermals gegenüberstand. Diesmal hatte mich der Mann gesehen und er rief mich mit lauter Stimme an. Ich glaubte, daß er mich erkennen müsse, und der Gedanke, mich zu verleugnen, kam mir überhaupt erst, als ich sah, daß ihm die Dunkelheit mein Gesicht verbarg. Daß ich ihm gerade den Namen des Werkmeisters Grunert zurief, geschah nur deshalb, weil er mir von allen Personen, die mir einfielen, an Gestalt am ähnlichsten war. Jedenfalls lag mir die Absicht, Grunert dadurch in den Verdacht der Brandstiftung zu bringen, vollständig fern. Ich wollte nur unerkannt an ihm vorüber. Als mich aber wieder die engen Wände meines Hauses umgaben, bemächtigte sich meiner eine fürchterliche Angst. Ich erschrak vor meinem eigenen Sohne, der mich oben erwartete, wie wenn er bereits ein zu meiner Verhaftung erschienener Gerichtsdiener gewesen wäre, und in Fieberschauern wälzte ich mich auf meinem Lager, bis die Schreckensrufe: ‚Feuer! Feuer!‘ die Stille der Nacht durchtönten. Was dann weiter geschehen ist, wissen Sie, und Sie werden nicht erwarten, daß ich Ihnen auch eine Schilderung der Qualen entwerfe, welche ich seit der Ent-

deckung von Bertelmann's Tode erduldet. Um des ehrlichen Namens willen, den ich meinen Kindern hinterlassen möchte, habe ich diese Pein ertragen, und werde ich sie auch weiter tragen, wenn Sie nicht grausamer sein wollen, als das Schicksal selbst — wenn mich nicht Ihre Mitleidlosigkeit in das Verderben stößt."

Der Fabrikdirektor hatte alle seine Hoffnungen auf die Wirkung dieses rückhaltlosen Geständnisses gesetzt. Er ahnte ja nicht, ein wie furchtbarer Feind ihm in dem kleinen, unscheinbaren Bildniß seines Jugendfreundes erstanden war. Doktor Märker hatte den Blick nicht von der Photographie in dem schmucklosen Rahmen verwendet, und es schien fast, als spräche er nur zu dieser, da er mit tonloser, aber fester Stimme antwortete: „Sie hörten ja, daß ich Ihnen meine ganze Zukunft opfern will — was fordern Sie noch mehr?"

In den angsterfüllten Augen des Anderen loderte es drohend auf.

„Das ist eine thörichte Redensart! Was opfern Sie mir denn, wenn Sie mich als ein gehetztes Wild in die Welt hinausjagen, um nachher prahlerisch mit einem Geständniß hervorzutreten, das Sie mir listig entlockten?"

„Was ich Ihnen opfere? Ist Ihre Gesinnung wirklich so niedrig, daß Sie meine Absicht nicht verstehen? Meinen Sie, daß ich dem Staatsanwalt diese Unterredung verheimlichen werde und den Rath, welchen ich Ihnen gegeben? Nein, ich selbst werde mich der Begünstigung eines Verbrechers bezichtigen. Ich werde es geschehen lassen, daß man mich bestraft und mich aus

einem Stande ausstößt, dem ich auch vor meinem eigenen Gewissen nicht länger angehören darf, nachdem solche Dinge geschehen sind. Ich werde mich selbst der allgemeinen Mißachtung preisgeben, und ich werde mir irgendwo auf einer veränderten Grundlage mein Leben von Neuem aufbauen — ein bescheidenes Leben, das in der Dunkelheit verlaufen und endigen wird. Das ist es, was ich Ihnen zum Opfer bringe, Herr Herwarth, und das ist es, was ich vor mir selber verantworten kann. Verlangen Sie nichts Anderes, denn ich würde Ihnen nichts Anderes gewähren können."

In dem Aussehen des Fabrikdirektors war während dieser letzten Worte eine große Veränderung vorgegangen. Er hatte sich erhoben und der Ausdruck seines eben noch so verstörten Gesichts war ein beinahe ruhiger geworden. Er that ein paar Schritte auf den jungen Rechtsanwalt zu und sah ihn fest und forschend an.

„Das also ist Ihre Meinung?" sagte er. „Und dies Alles wollen Sie wirklich thun?"

„Ich bin unwiderruflich dazu entschlossen."

„Gut! Ich werde Sie beim Wort nehmen. Heute Abend trete ich meine Reise an. Die Zeit, welche mir bis dahin bleibt, werde ich zur Abfassung eines schriftlichen Bekenntnisses benützen."

„Und Nelly? Sie werden Sie mit sich nehmen?"

„Nein, das ist unmöglich! So tief ich sie auch beklage, muß ich sie doch zurücklassen. Sie darf mein Loos nicht theilen. Wegen Ihrer Verlobung brauchen Sie sich wohl keine Sorge zu machen, denn meine Tochter ist ver-

ständig genug, um einzusehen, daß Sie nicht das Kind eines — eines Verbrechers heirathen können."

„Glauben Sie, daß ich erbärmlich genug dächte, ihr die Schuld des Vaters zur Last zu legen? Nein, sie selbst wird sich von mir wenden, und überdies werde ich aller Voraussicht nach bei dieser Wendung der Dinge nicht so bald daran denken können, mir einen eigenen Herd zu erbauen."

Ueber Hugo Herwarth's Antlitz glitt etwas, das fast wie ein Lächeln aussah.

„Nun, Herr Doktor, Sie werden Zeit genug haben, sich darüber mit Ihrem Gewissen zu berathen. Für jetzt haben Sie mir wohl nichts weiter zu sagen?"

Märker sah den Sprechenden erstaunt an. Diese plötzliche Gelassenheit befremdete ihn, aber er war nicht in der Stimmung, ihren Ursachen nachzuforschen.

„Nein," versetzte er. „Leben Sie wohl und reisen Sie glücklich. Ich wünsche Ihnen —"

„Wünschen Sie mir nichts, es möchte Sie später gereuen. Gott befohlen, Herr Doktor!"

Ohne sich die Hände zu reichen, gingen sie auseinander. Wie ein Träumender schritt Doktor Märker durch das Vorzimmer und die Treppe hinab. Er ahnte nicht, daß Nelly hinter der halbgeöffneten Thür ihres Zimmers stand und ihm mit weitgeöffneten, entsetzten Augen nachschaute.

„Er geht, ohne sich nach mir umzusehen!" flüsterte sie mit zuckenden Lippen. „O mein Gott, er hat aufgehört, mich zu lieben!"

## 9.

Der Abend dämmerte bereits, als ein Dienstmann im Bureau des Rechtsanwalts Märker erschien und einen Brief für den Herrn Doktor abgab. Der Umschlag trug die wohlbekannten Schriftzüge Hugo Herwarth's, und Märker zögerte nicht, den Brief hastig zu erbrechen. Derselbe lautete:

„Mein werther Herr Doktor!

Wenn diese Zeilen in Ihren Besitz gelangen, habe ich meine Reise bereits angetreten, und ich zweifle nicht, daß ich das Ziel derselben unangefochten erreichen werde. Ein schriftliches Geständniß meiner Schuld habe ich selbst dem Staatsanwalt übersandt. Auch habe ich die Vorkehrungen für meine Reise derart getroffen, daß man Ihnen aus Ihrem Antheil an derselben schwerlich einen Vorwurf machen wird. Meine Kinder bleiben hier zurück. Ludwig ist ein Mann und wird sich hoffentlich seinen Weg zu bahnen wissen. Meine arme Nelly vertraue ich dem Schutze Gottes an, denn dem Ihrigen darf ich sie wohl nicht mehr empfehlen.

Empfangen Sie zum Schluß noch die Versicherung meiner aufrichtigsten Dankbarkeit für die Großmuth, welche Sie mir trotz alledem bewiesen. Mögen Sie so glücklich werden, als Sie es um Ihres Charakters willen verdienen.

Hugo Herwarth."

Es war etwas in dem Briefe, das die Beunruhigung und Aufregung, welche sich des Rechtsanwalts ohnedies

bemächtigt hatte, um ein Erhebliches steigerte. Er hatte sich bereits einen bestimmten Plan entworfen, und dieser wurde durch Herwarth's plötzliche Sinnesänderung nun vollständig zerstört. Wenn er sein Schuldbekenntniß wirklich an den Staatsanwalt geschickt hatte, so war eine sofortige Verfolgung unvermeidlich, und es war sicher anzunehmen, daß man den Flüchtigen ergreifen würde, noch ehe er den Kontinent verlassen hatte. Wie entsetzlich war in diesem Fall die Lage seiner Kinder und namentlich diejenige der schutzlosen Nelly. Welche unerträglichen Qualen mußten ihr die grausamen Einzelheiten einer gegen ihren Vater gerichteten Kriminaluntersuchung bereiten!

Vielleicht befanden sich die Diener der öffentlichen Ordnung schon jetzt im Hause des Fabrikdirektors, vielleicht — und der Herzschlag des jungen Mannes stockte bei diesem Gedanken — würde man gar seine Kinder unter dem Verdacht irgend einer Mitwissenschaft verhaften! Diese letzte Vorstellung gab denn auch den Ausschlag für sein weiteres Handeln. Er griff nach seinem Hute und eilte hinaus auf dem wohlbekannten Wege, den er noch vor wenig Tagen mit einem Herzen voll der freudigsten Hoffnungen zurückgelegt.

Die Eingangsthür zum Wohnhause des Fabrikdirektors war gegen alle sonstige Gepflogenheit weit geöffnet, und als Märker mit beklommener Seele die Treppe emporstieg, kam ihm von oben her ein Bekannter, der Kreisphysikus Doktor Wallroth, entgegen. Der Mann machte ein sehr ernstes Gesicht und mochte die Bestürzung auch in den Mienen des Rechtsanwalts lesen.

„Na, wissen Sie es auch schon?“ fragte er, ihm die Hand drückend. „Mein herzliches Beileid; für Sie, als den Verlobten des Fräuleins, muß es ja besonders schmerzlich sein.“

„So ist der Direktor wirklich fort — er ist abgereist und man weiß —“

Der Arzt blickte ihn verwundert an.

„Ja, allerdings, er ist abgereist in das Land, aus dem kein Wanderer wiederkehrt.“

„Wie? Habe ich Sie recht verstanden? Herwarth ist todt?“

„Sie wußten es also nicht? Nun, ich bin etwas ungeschickt damit herausgekommen. Aber Sie sahen ja so verstört aus, daß ich meinte, es müsse Ihnen bereits bekannt sein. Ja, der Direktor Herwarth ist todt. Man rief mich vor einer Stunde, aber ich konnte ihm nicht mehr helfen, die Aufregungen der letzten Tage mögen den sonst so kräftigen Mann zu sehr angegriffen haben. Ein Herzschlag hat, wie es scheint, seinem Leben ein Ende gemacht, während er in emsiger Arbeit am Schreibtische saß.“

Märker fragte nicht weiter, sondern eilte an dem Physikus vorbei in das Arbeitszimmer Herwarth's, aus welchem ihm lautes Schluchzen und Wehklagen entgegentönte. Der Fabrikdirektor lag auf einem Sopha mit geschlossenen Augen, scheinbar schlafend und mit ruhigem Antlitz, auf welchem von den furchtbaren Herzensstürmen seiner letzten Lebenstage keine Spur mehr zurückgeblieben war. Ludwig stand tiefgebeugt am Kopfende des Lagers, Nelly aber war neben demselben auf die Kniee gesunken

und ihr thränenüberströmtes Gesicht ruhte auf der erkalteten Hand des Todten. Bei dem Eintritt Märker's hob sie das Haupt, und ihr gramvoller, hilfesuchender, thränenumflorter Blick begegnete dem seinigen. Und er vergaß in diesem Moment Alles, was geschehen war und was noch künftig geschehen konnte. Mit einem einzigen Schritt war er an ihrer Seite, hatte er seinen Arm um sie gelegt und sie emporgezogen an seine Brust.

„Sei getrost, mein Lieb," sagte er mit der tiefsten Innigkeit, deren seine klangvolle Stimme fähig war, „so lange noch Athem in mir ist, wirst Du nicht verlassen sein!"

Wohl eine Stunde lang blieb er an ihrer Seite, und als sein tröstender Zuspruch sie endlich vermocht hatte, sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen, fuhr er unverzüglich in die Privatwohnung des Staatsanwalts. Die Unterredung der beiden Männer währte bis zum Einbruch der Nacht, aber ihr Ergebniß mußte wohl den Umständen nach befriedigend gewesen sein, denn als der Staatsanwalt seinen Besucher zur Thür begleitete, sagte er herzlich: „Mein Wort darauf, lieber Freund, daß alles Aufsehen vermieden werden soll. Den Befehl zur Freilassung Grunert's ertheile ich natürlich sofort, und man wird dem Manne die Wahrheit nicht vorenthalten dürfen. Aber von ihm ist nichts zu fürchten, denn der Werkmeister ist von einem prächtigen Schlage, und wenn er geschwiegen hat, als es sich für ihn darum handelte, sich selber zu retten, so wird er auch künftig nicht schwatzen. Mit den Herren von der Spinnereigesellschaft und mit dem Sohne des Verstorbenen werden Sie selbst Rücksprache nehmen.

Ich bin überzeugt, daß sich Alles ohne Lärmen ordnen lassen wird, denn jetzt, da der Schuldige vor einem höheren Richterstuhle steht, hat Niemand mehr ein Interesse daran, seinen Namen auch hier unten der Verachtung preiszugeben." —

Und die Erwartung des humanen Justizbeamten ging in der That in Erfüllung. Das düstere Geheimniß blieb das Eigenthum eines engen Kreises von wenigen Personen.

Als der Staatsanwalt dem Werkmeister Grunert unter vier Augen den Sachverhalt darlegte und ihm in herzlichen Worten sein Bedauern über den geschehenen Mißgriff ausdrückte, nickte der hartgeprüfte Mann ernst mit dem grauen Kopfe und meinte: „Ich habe es gewußt, aber sein Name wäre niemals über meine Lippen gekommen. Er hat schwer gesündigt, aber er hat auch schwer gebüßt. Ich empfinde keinen Groll mehr gegen ihn."

Und der Wackere bewies, daß es ihm Ernst war mit seinen Worten. Weder seine Frau, noch seine Tochter erfuhren jemals, an wessen Stelle der Gatte und Vater im Gefängniß gesessen hatte; und als Ludwig Herwarth völlig gebrochen zu ihm kam, ihn für den todten Vater um Vergebung zu bitten, da war es der Werkmeister Grunert, der mit kräftigem Wort den Gebeugten aufrichtete und ihm neuen Lebensmuth in die Seele hauchte. Bald nachher zog er mit den Seinigen in eine andere Stadt, wo man ihm die technische Leitung eines bedeutenden Etablissements übertragen hatte, und ein Jahr später feierte Ludwig Herwarth, welcher als Gymnasiallehrer in eben diese Stadt berufen worden war, in aller Stille seine Vermählung mit Josephine.

Nicht ganz so schnell gelangte Ernst Märker an das Ziel seiner sehnlichsten Wünsche. An dem Nachmittage des nämlichen Tages, da man die sterblichen Reste des Fabrikdirektors der Erde übergeben hatte, geleitete er Nelly in sein eigenes Elternhaus, wo sie mit offenen Armen empfangen wurde. Dort fand die Verwaiste eine neue Heimath, und selbst wenn irgend ein dunkles Gerücht über die Ursache des Spinnereibrandes und über den plötzlichen Tod des Fabrikdirektors entstanden wäre, so würde doch keines dieser Gerüchte seinen Weg bis in den stillen Frieden des epheuumsponnenen Hauses gefunden haben, darinnen Nelly Herwarth dem Tage des Glückes entgegenharrte.

Und endlich, nach drei langen Jahren, brach ihr dieser Tag des Glückes an. Im Schmuck des grünen Myrtenkranzes trat sie mit dem geliebten Manne vor den Altar und tauschte das Gelöbniß ewiger Liebe und Treue mit ihm aus. Seine Treue aber hatte sich schon bis zu dieser Stunde herrlich genug bewährt. Er hatte nicht nur Alles, was er besaß, zum Opfer gebracht, um die Unterschlagungen Herwarth's zu decken, sondern er war zu demselben Zweck auch noch drückende Verpflichtungen eingegangen, deren Abwälzung die harte, unermüdliche Arbeit dreier Jahre gefordert hatte. Heute ist der Justizrath Ernst Märker der gesuchteste Anwalt in einer großen Residenz, und Diejenigen, welche die Auszeichnung genießen, ihn näher zu kennen, preisen seine Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit ebenso sehr, als den Geist der Liebe und des Glückes, welcher sein reich gesegnetes Hauswesen erfüllt.

---

# Stanley und Tippu-Tip.

Skizze
von
**C. Falkenhorst.**

---

(Nachdruck verboten.)

Stanley, der kühne Afrikareisende, ist auf seiner jüngsten, angeblich zur Befreiung Emin-Pascha's, in Wirklichkeit aber wohl zur Erweiterung der englischen Machtsphäre unternommenen Expedition verschollen. Major Barttelot, der ihm zu Hilfe eilen wollte, ist auf meuchlerische Art und Weise von den Trägern, welche ihm Tippu-Tip gestellt hatte, ermordet worden.

Das sind erschütternde Nachrichten aus dem neugegründeten Kongostaate, und sie nennen zugleich den Mann, der aller Wahrscheinlichkeit nach an dem Unglück Stanley's und an dem Tode Barttelot's schuld ist: Tippu-Tip, den Araberhäuptling und Gouverneur des oberen Kongo. Dieser hat den Verräther gespielt — es ist kaum noch daran zu zweifeln.

Tippu-Tip, wie ihn die Neger nennen, oder Hamed bin Mohammed, wie er eigentlich heißt, ist einer der mächtigsten Araberhäuptlinge in Centralafrika, und wurde gegen einen hohen Sold von Stanley in den Dienst des

Kongostaates genommen. Als Gouverneur der vorgeschobenen Kongostation „Stanley-Fälle“ sollte er durch seine Autorität die arabischen Sklavenjäger, die größten Feinde der Weißen, in Schranken halten und der Expedition den Rücken decken. Tippu-Tip hatte für Stanley und Barttelot die Träger gemiethet, für die Ausrüstung der Expeditionen mitgesorgt; aber er hat falsches Spiel mit Stanley getrieben und ihn in die Falle gelockt.

Angesichts dieser Ereignisse hat sich die Frage erhoben, wie konnte die Kongoregierung, wie konnte vor Allem ein Menschenkenner wie Stanley sich so von einem schlauen Araber hinter's Licht führen lassen?

Diese Frage wird am besten beantwortet, wenn wir dem Leser das erste Zusammentreffen Stanley's mit Tippu-Tip mit des berühmten Afrikareisenden eigenen Worten schildern. Es geht daraus hervor, daß Tippu-Tip ein Mann von außergewöhnlichen körperlichen und geistigen Vorzügen ist, der es verstand, selbst dem rücksichtslosen und scharfsichtigen Amerikaner zu imponiren und demselben ein Vertrauen einzuflößen, das sich jetzt als ein verhängnißvoller Irrthum erwiesen hat.

Hören wir, was Stanley in seinem Reisewerke: „Durch den dunklen Erdtheil“ über seine erste Begegnung mit Tippu-Tip erzählt.

Am 15. Oktober 1876 erblickte der kühne Reisende zum ersten Male den Kongostrom. Hier an dem größten Wendepunkte seiner Expedition traf er in dem Dorfe Mwana Mamba's mit Tippu-Tip zusammen.

Damals waren die arabischen Sklavenjäger von San-

sibar aus nur bis in diese Gegenden vorgedrungen, was weiter nach Westen lag, war auch ihnen — unbekanntes Land.

Welchen Eindruck hatte nun Tippu-Tip auf Stanley gemacht? Lassen wir ihn selbst erzählen.

„Zuletzt," schreibt Stanley, „kam der berüchtigte Hamed bin Mohammed, sonst auch Tippu-Tip oder nach der verschiedenen Aussprache der Eingeborenen Tipo-Tip oder Tibbu-Tib genannt. Es war ein großer, schwarzbärtiger Mann mit negerartiger Hautfarbe, in der Blüthe seiner Jahre, von straffer Haltung und lebhaft in seinen Bewegungen, ein wahres Bild von Energie und Stärke. Er hatte ein schönes, intelligentes Gesicht, mit einem nervösen Zucken in seinen Augen, und mit glänzend weißen und vollkommen geformten Zähnen. Er war von einem Gefolge junger Araber, welche zu ihm als zu ihrem Befehlshaber emporblickten, und von etwa zwanzig Wangwana und Wanyamwesi begleitet, die er viele Hunderte von Meilen weit durch Afrika mit sich geführt hatte.

Mit dem würdevollen Benehmen eines feingebildeten Arabers und fast mit Höflingsmanieren hieß er mich in Mwana Mamba's Dorfe willkommen, und da seine Sklaven mit Matten und Polsterkissen schnell bei der Hand waren, ließ er sich mir gegenüber nieder, während sich die Zuschauer, wie ich es wahrnahm, ihre Bewunderung seines ganzen Auftretens in einzelnen Bemerkungen zuflüsterten. Nachdem ich ihn einige Minuten betrachtet hatte, gewann ich die Ueberzeugung, daß dieser Araber ein bedeutender Mensch sein müsse,

der bedeutendste, dem ich bisher unter den Arabern, Usa-Suaheli und der Mischbevölkerung in Afrika begegnet war. Er war fein in seinem Aeußeren, seine Kleider waren von der reinsten Weiße, sein Fez nagelneu, um seine Taille war ein kostbarer Seidenshawl geschlungen, sein Dolch glänzte von seinen Silberdrahtverzierungen, und seine gesammte Erscheinung war die eines arabischen ‚Gentleman', der sich sehr großer Wohlhabenheit zu erfreuen hat."

So schildert Stanley Tippu-Tip. Werney Lovett Cameron, der im August des Jahres 1874 in derselben Gegend mit dem Araberhäuptling zusammengekommen war, schreibt dagegen von ihm: „Es war ein stattlicher Mann und der größte Dandy, den ich unter den Händlern gesehen. Obgleich von vollkommen schwarzer Hautfarbe, war er doch durch und durch Araber, denn, merkwürdig genug, die Beimischung von Negerblut hatte seinen arabischen Anschauungen und Gewohnheiten keinen Eintrag gethan."

„Gentleman" und „Dandy"! In dem Urtheil der beiden berühmten Afrikaforscher liegt ein gewaltiger Unterschied.

Cameron wandte sich von Nyangwe mehr nach Süden; er fürchtete sich davor, den Lauf des Lualaba, wie jener schon von Livingstone entdeckte Theil des Kongo genannt wurde, zu verfolgen, da seine Eskorte zu schwach war und von dem Lande, welchen der Lualaba durchströmte, die schauerlichsten Nachrichten verbreitet wurden.

Stanley hatte jenen Marsch gewagt; aber auch er

konnte nicht allein den ersten Schritt in jene Wildniß thun, in welche bis damals nur ein einziger verwegener Sklavenräuber eingedrungen war. Er mußte einen Bundesgenossen haben und diesen fand er in Tippu-Tip, der sich gegen eine Belohnung von 5000 Dollars verpflichtete, Stanley auf die Entfernung von 60 Lagern, wovon jedes um einen vierstündigen Marsch vom andern abliegen sollte, zu begleiten und zwar mit 140 Mann seiner Eskorte.

Wir übergehen die Klauseln des Vertrages, der schließlich voll und ganz von Tippu-Tip nicht gehalten werden konnte.

Thatsache bleibt es aber, daß Tippu-Tip am 5. November 1876 Nyangwe, die letzte damalige Station der Araber, mit Stanley verließ, und den Marsch in die gewaltige Waldung antrat, die wie eine schwarze Mauer in einem weiten Bogen sich vom Stromufer an nach Südosten zu vor den Entdeckern ausstreckte, bis sie sich in den Bergen und in der weiten Ferne verlor.

Es war in der That ein tollkühnes Wagniß, diesen Wald zu betreten; alle Erzählungen von den Schrecknissen desselben wurden durch die rauhe Wirklichkeit überboten. Nur einige Auszüge aus Stanley's Tagebüchern mögen dem Leser ein schwaches Bild dieser schrecklichen Märsche geben:

„Während der ganzen Zeit ließen die Bäume unablässig ihren Thau wie Regen in großen runden Tropfen auf uns niederfallen. Jedes Blatt schien Thränen zu vergießen. An den Stämmen und Zweigen, und längs der Schlinggewächse und der von Pflanzen gebildeten

Guirlanden träufelte die Feuchtigkeit nieder. Ueber unseren Köpfen schlossen die sich weit ausbreitenden Zweige in vielen durcheinander gewobenen Schichten — da jeder Zweig breite, dicke Blätter trug — ganz und gar das Tageslicht ab. Wir wußten nicht, ob draußen die Sonne hell scheine, oder ob der Tag dunkel, trübe und nebelig sei; denn wir zogen in einem matten, feierlichen Zwielicht dahin, so wie man es in der gemäßigten Zone eine Stunde nach dem Sonnenuntergange beobachten mag. Der Pfad wurde bald zu einem zähen, lehmigen Teige, und bei jedem Schritte spritzten wir schlammiges Wasser über die Beine unserer Vorder- und Nebenmänner."

Und an einer anderen Stelle heißt es:

„Wir hatten gewiß schon vorher manchen Wald gesehen, aber diese Waldscenen waren eine Epoche in unserem Leben, deren wir wegen der bitteren Schmerzen, die sie uns bereitet hat, immerdar gedenken werden. Die beständige Dunkelheit steigerte noch das traurige Elend unseres Lebens; dazu die Alles beschmutzende Feuchtigkeit, die ungesunde, dampfende Atmosphäre und die Einförmigkeit der Landschaftsbilder; nichts als das ewige Gewirr von Zweigen und Laubwerk, diese hohen Stämme, welche aus einem zu lauter Knoten verschlungenen Dickicht emporstiegen, durch welches wir wie wilde Thiere uns auf Händen und Füßen durchzuwühlen und durchzuwinden hatten."

Zehn Tage hatte der Marsch durch diese Wildniß gedauert, da kam Tippu-Tip zu Stanley und verlangte die Lösung des Vertrages.

„Ich bin nie zuvor in diesem Walde gewesen," sprach er, „und ich hatte keine Idee davon, daß sich eine solche Gegend auf der Erde befände; aber die Luft tödtet meine Leute; sie ist unerträglich. Sie werden Ihre Leute auch tödten, wenn Sie weiterziehen. Dieselben murren von Tag zu Tag mehr. Dieses Land ward nicht zum Reisen eingerichtet, es ward für Barbaren, Affen und wilde Thiere geschaffen. Ich kann nicht weiter gehen."

Aber „vorwärts!" war die Losung Stanley's, und er wußte Tippu-Tip zu bestimmen, noch zwanzig Tagemärsche mit ihm zu ziehen.

Und vorwärts ging es, obwohl schrecklich heulende Paviane die einzigen Wesen waren, denen man meilenweit begegnete, obwohl die abscheulich schreienden Lemuren (Halbaffen) die Nächte der Ermüdeten störten; vorwärts ging es durch Dörfer von Stämmen, deren Straßen mit Menschenschädeln, Zeichen des Kannibalismus, geschmückt waren; vorwärts ging es, obwohl feindliche Eingeborene mit vergifteten Pfeilen die Expedition überschütteten.

Dann marschirte man oder zog vielmehr 'getrennt; der eine Theil fuhr den Strom hinab, der andere marschirte am Ufer. Land- und Wasserheer verloren sich mehrmals; Krankheiten und Kämpfe mit den Eingeborenen lichteten die tapfere Schaar; Pocken und Ruhr dezimirten die Leute; Krätze, Beulen und Fieber warfen Viele darnieder. Tippu-Tip blieb jedoch treu bis zu Weihnachten.

Die Stunde der Trennung war nun aber doch gekommen. Das Weihnachtsfest 1876 verlebte Stanley mit Tippu-Tip zusammen. Es wurde festlich begangen. Man

taufte die Boote, auf denen Stanley und seine Genossen den unbekannten Strom hinabfahren sollten, nicht wissend, ob sie den Atlantischen Ocean oder den Nil erreichen würden. Hierauf wurde eine Ruderregatta veranstaltet und zuletzt sogar ein Wettrennen.

In dem ersten Wettrennen rang Stanley's unglücklicher Begleiter Francis Pocook und Tippu-Tip um einen silbernen Becher, und der Araber siegte. Das letzte Rennen wurde von den Weibern der Expedition ausgeführt, und zum Schluß führten hundert Wanyamwesi, welche mit dem ganzen Federaufputz und den schrecklichen Bemalungen der Krieger geschmückt waren, unter dem Klang der Trommeln und den melodischen Tönen der Elfenbeinhörner einen Tanz auf.

Am zweiten Feiertag gab Tippu-Tip ein Bankett, bei welchem Mais und Hammelbraten und Palmwein aufgetragen wurden. Man war in wirthschaftlichere Gegenden gekommen.

Am 28. Dezember schiffte sich Stanley, der inzwischen ein eigenes Lager bezogen hatte, ein, um sich von den Wellen des Stromes dem ungewissen Schicksal entgegen treiben zu lassen. Und wie gestaltete sich der Abschied von Tippu-Tip?

„Trommel und Trompete," schreibt Stanley, „verkündeten dem in gespannter Erwartung lauschenden Tippu-Tip, daß wir den Fluß hinauffuhren. In einer halben Stunde ruderten wir nach dem linken Ufer schräg hinüber, und nachdem wir es etwa 1½ Kilometer oberhalb Winya-Udschera erreicht, wurden die Ruder in die Kähne gelegt

und diese der starken Strömung überlassen. Diese brachte uns bald in die Hörweite eines vollen und melodischen Chorgesanges, den man uns zum Lebewohl vortrug. Wie prächtig er uns entgegentönte, als wir uns unseren Begleitern näherten! Das dichte Gebüsch und der Urwald schienen von diesen Stimmenklängen ganz durchdrungen, und der Strom schien sie uns sanft und freundlich zuzuführen. Landher anschwellend schlugen jetzt die ernsten Töne an unser Ohr, mit ihrer gefühlvollen und Trauer ausdrückenden Stimmung. Mit angehaltenem Athem lauschten wir auf ihre köstliche Musik, welche unverkennbar vom Scheiden, von getrennter Freundschaft sprach und uns auf lange Zeit — vielleicht auf ewig — ein herzliches Lebewohl zurief. Jetzt bekamen wir auch die Sänger zu Gesicht; längs des Stromufers hatten sich in malerischem Kostüm die Söhne Wanyamwesi's aufgestellt und sangen uns ihr letztes Lied. Wir winkten ihnen mit den Händen zu. Unsere Herzen waren von Wehmuth so erfüllt, daß wir nicht sprechen konnten. Doch die braunen Fluthen des Stromes achteten nicht auf unsere Gefühle, gleichmäßig trugen sie uns weiter fort, und immer schwächer kamen die Klänge den Strom herab, bis sie endlich ganz dahinstarben und uns in unserer Einsamkeit ganz allein und verlassen zurückließen."

Das ist in kurzen Worten geschildert die erste Begegnung Stanley's mit Tippu-Tip; es ist mehr als eine flüchtige Bekanntschaft, es ist eine Waffenbrüderschaft in schlimmsten Tagen gewesen. Stunden, wie die, welche wir hier nur flüchtig berühren konnten, vergißt man nicht im Leben.

Können wir uns Angesichts jener Thatsachen wundern, daß Stanley dem „Gentleman" Vertrauen geschenkt hat?

Ist Tippu-Tip trotz alledem ein Schurke? Hat er Stanley wirklich verrathen? Wir können darüber noch nicht mit Gewißheit entscheiden, obwohl alle bis jetzt vorliegenden Nachrichten darauf hindeuten. Auch Stanley's Tod ist ja noch nicht ganz sicher festgestellt, obwohl Niemand mehr daran zweifelt, daß die Geschichte der Afrikaforschung um eine Tragödie reicher ist, und derselbe Mann, welcher Stanley geholfen hat, die größte geographische Entdeckung in Afrika zu vollbringen, für ihn auch das Grab im dunkeln Welttheil gegraben hat.

---

# Die Bestrafung von Verbrechen.

Sozial-ethische Skizze

von

**Eugen Schmitt.**



Lange genug mag es gedauert haben, bis sich in der Entwickelung der Menschheit der „Begriff des Verbrechens" überhaupt ausgebildet hat, noch länger aber, bis die Menschen auf den Gedanken kamen, daß jedes Verbrechen auch gesühnt werden müsse. Diese Sühne des Verbrechens bildet eine eigenthümliche Illustration zur

Kulturgeschichte, und man kann wohl ohne Weiteres behaupten, die Art und Weise, wie Verbrechen bestraft werden, entspreche genau dem augenblicklichen Bildungsstande eines Volkes, entspreche genau der Kulturstufe, welche dasselbe erreicht hat. Wenn wir hier gewissermaßen eine kulturgeschichtliche Uebersicht der Art und Weise, wie man Verbrechen bestraft, geben wollen, so müssen wir uns natürlich auf Deutschland beschränken, da die Anwendung des Kriminalrechts in anderen Staaten hier schon deshalb nicht angeführt werden kann, weil dies ein eigenes Werk von nicht unbedeutendem Umfange bedingen würde.

Halten wir vor Allem den Begriff fest, daß auch heute noch jede Strafe für ein Verbrechen eine „Genugthuung“ bedeuten soll, und wir werden finden, daß vom Anfang aller Rechtspflege in Deutschland an diese Genugthuung im Strafrecht die größte Rolle gespielt hat. Allerdings war man sich in der ersten Zeit der Rechtsentwickelung, welche natürlich nichts Anderes, als gleichzeitig die Kulturentwickelung bedeutete, nicht klar darüber, wer den Anspruch auf Genugthuung habe.

Wohl hatten sich bereits Staaten gebildet, wenn auch kleinen Umfanges, in ihnen aber herrschte noch die einzelne Persönlichkeit, das Individuum vor, man war noch nicht auf die große Staatsidee gekommen, nach welcher sich jeder Einzelne um seiner selbst und um des Ganzen willen dem Ganzen unterzuordnen habe. Wenn daher in den Anfängen des deutschen Reiches irgend Jemand ein Verbrechen beging, so mußte er Genugthuung dafür leisten dem Geschädigten oder dessen Angehörigen. Das einzige

Hauptverbrechen, das es damals gab, war der Mord und der Todtschlag.

Sobald daher Jemand mit Absicht oder durch Zufall zum Mörder wurde, hatte er nach deutschem Recht Genugthuung zu leisten den Verwandten des Ermordeten, und wenn dieser ein Unfreier war, dem Herrn desselben. Wir haben ja heute noch eine Art Andeutung an diese Rechtsgrundsätze, indem Derjenige, der z. B. einen Familienvater vorsätzlich oder fahrlässig tödtet, angehalten werden kann, die Familie des Betreffenden zu ernähren, wenn sie lediglich auf den Unterhalt durch den Ermordeten angewiesen war. Dieser Anspruch auf Entschädigung und Erhaltung der Familie wird nur deshalb gewöhnlich nicht geltend gemacht, weil ja zumeist die Mörder keine begüterten Leute sind, bei denen man sich von einem solchen Anspruch irgend welchen Erfolg versprechen könnte.

Es wurde nach dem alten deutschen Rechte diese Genugthuung an die Angehörigen des Ermordeten geleistet durch Zahlung eines Sühn- oder Wehrgeldes, und für die verschiedenen Fälle setzte das, wenn auch ungeschriebene, so doch traditionelle Recht bestimmte Summen fest. Es wurde entweder Geld, oder, wenn solches nicht vorhanden war, Vieh, Grundstücke, Feldfrüchte gegeben, und für einen beabsichtigten Todtschlag oder Mord wurde natürlich mehr gezahlt, als für eine Tödtung aus Fahrlässigkeit. Unfreie erhielten das Sühnegeld nicht, sondern nach einer Verordnung Kaiser Heinrich's I. vom Jahre 1022 mußte das Wehrgeld an den Herrn des Unfreien bezahlt werden, da dieser ja nach damaligen Rechtsbegriffen durch

die Tödtung vor Allem geschädigt war. Trotzdem mußte sich aber der Todtschläger dann noch mit den nächsten Angehörigen des Ermordeten, besonders aber mit der Frau privatim abfinden. Hatte er dies aber gethan, so war er aller Schuld und aller Strafe ledig, Niemand konnte ihn mehr wegen seines Todtschlags belangen, und so konnte sich denn gewissermaßen ein vermögender Mann „mehrere Morde leisten", wenn er nur die Mittel besaß, um das Wehrgeld zu bezahlen. Besaß er allerdings diese Mittel nicht, so konnte es ihm wohl begegnen, daß er mit seiner Person für das Sühnegeld haften mußte und entweder auf Zeit oder für immer unfrei und Leibeigener der Angehörigen des Getödteten wurde.

Bis in das 15. Jahrhundert hinein erhielt sich die Zahlung dieses Sühnegeldes, wenn auch nur für fahrlässige Tödtungen. Nach der damaligen Rechtsanschauung war eine solche fahrlässige Tödtung, weil unbeabsichtigt, nicht an Leib und Leben strafbar, die nächsten Angehörigen des Getödteten aber mußten entschädigt werden.

Noch bis heute findet sich eine Art dieser Forderung persönlicher Genugthuung beim Zweikampf, dessen Gesetze verlangen, daß sich der Verletzende der Waffe entweder des Beleidigten selbst oder eines seiner Angehörigen stellt, und wenn sich auch der Zweikampf auf die alten Ordalien, auf die Gottesgerichte zurückführen läßt, denen sich früher der Verdächtige unterwerfen mußte, so wurzelt er doch mit seinem innersten Kern in der Rechtsanschauung der Privatsühne, nach welcher der Verletzende dem Verletzten oder dessen Angehörigen gegenüber verpflichtet ist.

Als aber der Begriff des Staates mit fortschreitender Kultur sich weiter entwickelte, gelangte auch die Rechtspflege zu der Ansicht, daß ein Verbrecher weniger dem Verletzten oder dessen Angehörigen, als vielmehr der Allgemeinheit eine Sühne schuldig sei. Man führte ein Kriminalrecht und Kriminalstrafen ein, und die Verfolgung eines Verbrechers geschah nicht mehr durch den Verletzten oder dessen Angehörigen, sondern durch den Staat. Die Sühne, welche der Verbrecher zu leisten hatte, leistete er fortan ebenfalls an den Staat. Diesen ersten Anstoß dafür, daß der einzelne Verbrecher der Allgemeinheit verantwortlich sei, hatte die Kirche gegeben, welcher man besonders vor und während des Mittelalters einen außerordentlichen Einfluß auf das Kulturleben nachrühmen muß. Die Kirche stellte zuerst den Grundsatz auf, daß diejenigen Mitglieder der Glaubensgenossenschaft, welche sich eine Verletzung der guten Sitten und Religiosität, oder der öffentlichen Moral zu Schulden kommen ließen, auch öffentlich dafür, und zwar von der Kirche bestraft werden müßten.

Von dem Augenblick an aber, wo der Staat, respektive die Inhaber der Staatsmacht sich der vollen Gewalt, die ihnen gegeben war, bewußt wurden, verlangten diese außer der kirchlichen Strafe des Verbrechers auch noch eine weltliche, und so entstand die Strafrechtspflege, welche, wie bereits erwähnt, ein ziemlich genaues Spiegelbild des jederzeitigen Kulturlebens auch beim deutschen Volke liefert.

Bekanntlich hat das römische Recht einen sehr großen

Einfluß auf unser altdeutsches Recht ausgeübt, und so kam auch die Härte und Grausamkeit der Kriminalstrafen in die deutsche Rechtspflege hinein. Allerdings entsprach in einer Zeit, in welcher das Menschenleben fast gar nichts galt, in welcher Gewalt und Willkür herrschten, diese Grausamkeit nur zu sehr den bestehenden Verhältnissen, und so finden wir denn gegen Ausgang des Mittelalters auf fast alle Vergehungen die Todesstrafe gesetzt, so z. B. auf Verbrechen, welche heute noch lange nicht mit Zuchthausstrafe belegt werden. Wahrscheinlich ging die Rechtspflege von dem Staatsgrundsatz aus, daß Derjenige, welcher der Allgemeinheit schadet, unschädlich gemacht werden müsse, aber wenn man in Wirklichkeit diesen Grundsatz befolgen wollte, so ist man damals auf halbem Wege stecken geblieben, denn man hatte in der Strafrechtspflege zu viel Abstufungen in der Beurtheilung von Verbrechen je nach dem Stande der Persönlichkeit, welche ein solches Verbrechen begangen hatte. So wurde z. B. ein Vornehmer nur zu Ehrenstrafen verurtheilt, wo ein anderer Bürger schon gehängt oder geköpft worden wäre, und die Gesetzbücher schreiben sogar vor, dem Adel keine anderen, als Ehrenstrafen aufzuerlegen. Wenn ein Adeliger dazu verurtheilt wurde, einen Hund durch die Stadt zu tragen, so galt dies für eine ebenso schwere Strafe, als wenn ein Anderer gehängt oder geköpft wurde, und umgekehrt war das Hängen wiederum eine schwerere Strafe, als das Köpfen. Letzteres galt für weniger ehrenrührig.

Man kann wohl annehmen, daß in der Zeit des

14., 15. und 16. Jahrhunderts in der deutschen Rechtspflege der Henker die Hauptrolle gespielt hat, schon deshalb, weil die fürchterliche Einrichtung der Folter mit zu den Requisiten der damaligen Gerichtsbarkeit gehörte. Mit ihr wollen wir indeß heute nicht rechnen, sondern uns lediglich an die Bestrafung der bereits verurtheilten Verbrecher halten. Die meisten der früheren Henker pflegten Buch über ihr Geschäft und ihre Amtshandlungen zu führen, und aus diesen Büchern, die uns aufbewahrt sind, ersehen wir, daß damals das Hinrichten ein gut gehendes Geschäft gewesen ist, das seinen Mann sehr reichlich ernähren konnte. Es wurde demgemäß geköpft, gehängt, gerädert, verbrannt, und die Strafe des Säckens vollzogen, letztere, wenn Frauen Verbrechen begangen hatten, die bei Männern mit der Strafe des Hängens gesühnt wurden. Die Unglücklichen wurden dann lebendig in einen Sack gesteckt und im nächsten Flußlauf ersäuft. Bei besonders schweren Verbrechen, insbesondere bei Kindsmord, wurde die Verurtheilte zusammen mit einer lebenden Katze, einer lebenden Schlange, einem lebenden Hahn in den Sack gesteckt und mit diesen in's Wasser geworfen.

Die Strafe des Köpfens war sogar die Strafe des Militärs, bei dem das Erschießen erst später zu einem „Privileg" wurde, und zu den Beamten eines großen Heeres gehörte ebenso, wie der Hauptführer, auch der Henker, der sehr oft seines Amtes im Lager zu walten hatte.

Außer der Todesstrafe belegte die damalige Rechtspflege gewisse Verbrecher noch mit anderen Strafen, die

dem Delinquenten nicht gerade an den Kopf, aber doch an „Haut und Haar" gingen. Mit geradezu bestialischer Grausamkeit wurden für geringere Vergehen Hände oder Arme und Beine auf dem Henkerblock öffentlich abgehauen, es wurde Meineidigen die Zunge ausgeschnitten, es wurden einzelne Glieder des lebenden Körpers im Feuer verbrannt oder in siedendes Pech gesteckt. Man übte den „Staupenschlag", welcher in einer barbarischen Geiselung bestand, und Henker und Richter wütheten am und im Menschenleibe nach persönlicher Grausamkeit und Gutdünken, bis im Jahre 1532 das Reichs-Kriminalgesetzbuch Karl's V. zu Stande kam, welches unter dem Namen der „Karolina" bekannt ist.

Die Karolina hob zwar die Greuel der Bestrafung nicht vollständig auf, aber sie schob doch wenigstens der richterlichen Willkür und der mißbräuchlichen Anwendung derselben einen Riegel vor, und wenn wir heute den Inhalt des Buches, das diese Strafen verhängt, nur mit Entsetzen lesen können, so war es doch im Vergleich zu den vor dem Erlaß üblich gewesenen Bestrafungen sehr milde und ein höchst verdienstliches Werk, nach dessen Grundsätzen bekanntlich noch im Anfange und bis zur Mitte dieses Jahrhunderts in einzelnen kleinen deutschen Staaten hingerichtet und bestraft wurde.

Diese Kodifizirung des Strafrechts durch die Karolina hatte zur Folge, daß man jetzt wenigstens systematisch und so ziemlich nach Recht und Gesetz mit dem Hängen, Rädern und Köpfen vorging. Das Gesetzbuch förderte auch den Sinn für die Rechtspflege in den einzelnen Ge-

meinden und Körperschaften, und schließlich setzten die Behörden jeder einzelnen deutschen Stadt eine Ehre darein, den „Blutbann" zu besitzen, d. h. das Recht über Leben und Tod ihrer Bürger zu haben, deren Urtheil sonst vom Landesherrn bestätigt werden mußte.

Die Städte, welche über einen eigenen Galgen verfügten, fühlten sich dadurch geehrt, denn sie betrachteten sich dadurch vor anderen Städten ausgezeichnet, da der Galgen schon von Weitem den sich der Stadt Nahenden zurief, daß er an einen Ort komme, wo strenge Gerechtigkeit geübt werde. Ja, die Städte wachten sogar eifersüchtig darüber, daß an diesem Wahrzeichen der Justiz nur Einheimische und Stadtkinder gehängt wurden, damit nicht etwa der Galgen durch fremde, hergelaufene Verbrecher „entweiht" würde.

Bekanntlich machte das Scharfrichteramt unehrlich, und schon die Berührung des Scharfrichters oder des Galgens, geschweige denn eine Reparatur an diesem hätte jeden ehrlichen Bürger beschimpft und unehrlich gemacht. Die Obrigkeit verfügte daher, daß neue Galgen von der gesammten Einwohnerschaft der Stadt unter Festlichkeiten aufgestellt würden, und so lange, bis der neue Galgen durch das erste Opfer eingeweiht war, galt es für eine Ehre, daran thätig zu sein. Die Zimmerleute hatten das, wie aktenmäßig feststeht, eifersüchtig gewahrte Recht, die Bäume zu fällen, aus denen der Galgen errichtet werden sollte. Wiederum andere Gewerke, wie die Schlächter oder Bäcker, hatten das ehrende Vorrecht, das Baumaterial für den Galgen nach der Richtstätte hin zu schaffen. In

einem großen Festzuge wurden die mit Blumen umkränzten Balken nach dem Hochgericht geschafft und dort wiederum von den Zimmerleuten kunstgerecht zusammengefügt, dann wurde eine Rede von dem Stadtoberhaupt und der Geistlichkeit gehalten, und das Volk begab sich nach der Stadt zurück, um dort unter Schmauserei und Trinkgelagen die Aufstellung des neuen Galgens zu feiern.

Die Grausamkeiten der Strafbestimmungen der Karolina haben sich, wie gesagt, zum Theil bis in unser Jahrhundert erhalten. Noch im Anfange unseres Jahrhunderts verbrannte man in Deutschland und speziell in Berlin Verbrecher bei lebendigem Leibe, nachdem man sie auf einer Kuhhaut durch die Stadt zum Richtplatze geschleift und noch unterwegs mehrfach mit glühenden Zangen an der Brust, im Gesicht und am Unterleibe gezwickt hatte.

Ebenso behielt man bis zum Anfange dieses Jahrhunderts die fürchterliche Strafe des Räderns bei, welche darin bestand, daß die Glieder des Verbrechers auf kleinen, dreieckigen Klötzchen hohl gelagert und dann zerschmettert wurden, indem der Henker mit einem eichenen Rade den Knochen immer in der Mitte zwischen den beiden Auflagerungspunkten traf. Es gab bekanntlich zwei Arten des Räderns, die eine von unten nach oben, die grausamere, bei welcher der sogenannte Gnadenstoß erst am Schluß auf den Kopf oder auf die Brust erfolgte und so den Tod herbeiführte, und die mildere Art, von oben nach unten, wo der tödtliche Schlag sofort auf den Kopf erfolgte. Oft, sehr oft sollen die Henker gegen diese un-

glücklichen Opfer des Räderns milder gesinnt gewesen sein, als die Richter und das zuschauende Volk, und dieselben schon beim Festbinden vor dem Rädern erdrosselt haben. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts kam es vor, daß man Verbrechern, die halb gerädert waren, Geständnisse abzunöthigen suchte, und diese zerschmetterten, in Schmerzen vergehenden Menschen Viertelstunden lang bestürmte, zu gestehen, bevor mit dem Rädern weiter fortgefahren wurde.

Ja, selbst Kinder wurden mit diesen Grausamkeiten und Martern nicht verschont. Noch im Jahre 1694 wurde die zehnjährige Adelheid Ahlers in Magdeburg wegen „Mausemachens“, d. h. wegen Hexerei, lebendig verbrannt, weil sie in der Schule aus ihrem Schnupftuche eine mausähnliche Figur zusammengeknotet hatte. Im Anfange des 18. Jahrhunderts kam es noch vor, daß Knaben von zwölf Jahren wegen Zauberei unter den schwersten Martern hingerichtet wurden.

Auch das letzte hannöver'sche Strafgesetz von 1840 konnte sich von der alten Strafverschärfung des „Schleifens auf einer Kuhhaut“ noch nicht lossagen, und kaum einige Jahrzehnte ist es erst her, daß manche deutsche Staaten davon abstanden, die Todesstrafe durch allerlei Anhängsel zu verschärfen und die Hinrichtungen nicht mehr öffentlich stattfinden zu lassen.

Kurz vor der Mitte dieses Jahrhunderts nämlich wurde die sogenannte „Abschreckungstheorie“ in der Strafrechtspflege mehr und mehr aufgegeben und machte neuen Anschauungen Platz. Man sah ein, daß die Verbrechen

nicht abnahmen, wenn man sie auch noch so grausam bestrafte. Das beste Beispiel hatte man ja selbst in neuerer Zeit in England, wo bis vor nicht langer Zeit jeder Diebstahl, und wenn es der erste und kleinste war, mit der Strafe des Aufhängens geahndet wurde. Die Strafe war gewiß fürchterlich, und die Gesetzgeber, welche sie einführten, glaubten wahrscheinlich durch diese grausame Strafe den Diebstahl in ganz England vollständig auszurotten. Wie sich aber in Wirklichkeit ergab, nahm nicht nur, trotz des beständigen Hängens, der Diebstahl in England nicht ab, sondern er nahm noch beständig zu.

Auch von der Ansicht, durch die öffentliche Vollstreckung der Hinrichtungen die Ueberlebenden vom Verbrechen abzuschrecken, kam man zurück, nachdem man herausgefunden, daß diese öffentlichen Hinrichtungen nur dazu dienten, dem Verbrecher den Nimbus eines Märtyrers und Helden zu verleihen.

Wie bei allen öffentlichen Verhältnissen, so erfolgte auch in der Rechtspflege nach der Uebertreibung ein Rückschlag in das Gegentheil. Nachdem man bis zum Anfang, ja sogar bis zur Mitte unseres Jahrhunderts noch an den grausamsten Strafen festgehalten hatte, griff plötzlich eine Milde in den Strafgesetzbüchern und in der Auffassung und Aburtheilung von Verbrechen Platz, die ebenso wenig angebracht war, als die vorherige Grausamkeit.

Bis vor wenigen Jahren (bekanntlich noch bei der Berathung des deutschen Strafgesetzbuches) tobte ein großartiger literarischer Kampf zwischen den Anhängern und

den Gegnern der Todesstrafe. Nicht einmal für den Mord, für den beabsichtigten, schweren Mord, sollte die Todesstrafe verhängt werden. Man behauptete, sie widerstrebe dem christlichen Gebot der Nächstenliebe; kein Richter und kein Staat dürfe ein Leben vernichten, das er nicht dem Individium gegeben habe. Man behauptete ferner, die Todesstrafe treffe gar zu oft Unschuldige, sie verhindere die Besserung des Verbrechers und entspreche unseren modernen humanen Anschauungen nicht mehr. Bekanntlich betrug die Majorität, mit welcher die Todesstrafe im deutschen Reich wieder eingeführt wurde, nur wenige Stimmen. Seit jener Zeit scheinen sich aber doch die Ansichten bedeutend geändert zu haben. Man hat es wohl eingesehen, daß die Todesstrafe sich niemals ohne Schaden für die öffentliche Sicherheit wird abschaffen lassen, daß sie sogar der öffentlichen Moral gegenüber bei gewissen Verbrechen nothwendig ist.

Gleichzeitig macht sich gerade in Deutschland eine starke Bewegung gegen die Zuchthausstrafe bemerkbar. In das Zuchthaus werden bekanntlich rückfällige Verbrecher gesteckt, selbst wenn sie nichts gar zu Schlimmes begangen haben. Selbst wegen leichten Diebstahls, wenn derselbe wiederholt begangen ist, können langjährige Zuchthausstrafen verhängt werden. Die in das Zuchthaus Gebrachten sollen für einen bestimmten Zeitraum unschädlich gemacht werden. Hauptsächlich aber dachte man daran, sie in den Zuchthäusern zu bessern. Daß diese letztere Ansicht eine absolut verfehlte ist, steht bereits fest. Jedes Individuum, das zum zweiten Mal in's Zuchthaus

kommt, kann man unter allen Umständen als für die menschliche Gesellschaft verloren, ja sogar als gemeingefährlich bezeichnen, und nur zu wahr ist der Inhalt des Sprichwortes, das da sagt: „Wer erst einmal aus dem Kessel des Zuchthauses gegessen hat, muß immer wieder zu demselben zurück." Unter tausend schweren Verbrechern gibt es kaum einen, bei dem man mit Sicherheit eine wirkliche Besserung nachweisen kann, und Kriminalisten und Richter zucken mitleidig die Achseln, wenn man sie fragt, ob sie erwarten, daß wirklich ein Verbrecher im Zuchthause gebessert werde. Stieber in seinem „Lehrbuch der Kriminalpolizei" sagt am Anfange des 34. Kapitels:

„Ein Mensch, welcher einmal sich dem Gaunerleben vollständig hingegeben hat, ist in der Regel unverbesserlich. Seine Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Unehre sind so vollständig umgewandelt worden, daß es unmöglich erscheint, solche noch in die richtige Bahn zurückzuführen. Eine wirkliche Besserung des inneren Lebens eines solchen verstockten Menschen gehört zu den größten Seltenheiten. Aendert derselbe seinen bisherigen Lebenswandel, so geschieht es weniger aus Reue, als aus Nützlichkeitsgründen, weil ihm die Fortsetzung des Verbrecherlebens zu gefährlich erscheint, oder weil sein Körper die Strapazen der Gaunerlaufbahn nicht mehr zu ertragen vermag, oder weil er sich eine hinreichende Summe Geldes erworben hat. Für den Polizeibeamten wird es gleichgiltig sein, aus welchem Grunde der Gauner von seiner bisherigen Laufbahn abläßt, es wird für ihn genügen, wenn er nur überhaupt den Kampf mit den Gesetzen aufgibt."

Die Zuchthäuser verfehlen also nach dieser Richtung hin ihren Zweck. Sie bessern den Gefangenen nicht, sie machen ihn aber auch nicht unschädlich, wenn er nicht gerade auf Lebenszeit eingesperrt worden ist, und selbst in diesem Falle kann er entspringen oder durch eine plötzliche allgemeine Amnestie aus dem Zuchthause herauskommen. Unfehlbar aber wird der schwere Verbrecher, der aus dem Zuchthause kommt, binnen allerkürzester Frist ein neues Verbrechen begehen, das ihn wieder dahin zurückführt, schon weil er gerade wegen seiner früheren Strafe von jeder Gemeinschaft der ehrlichen Leute ausgeschlossen ist.

Demgemäß hat die Agitation, welche sich für eine Deportation, d. h. für die Verschiffung der schweren Verbrecher nach überseeischen Strafkolonien, in jüngster Zeit geltend gemacht hat, viel Aussicht auf Erfolg, um so mehr, als wir ja jetzt Kolonien besitzen, die sich sehr wohl zu solchen Zwecken eignen würden. Längst widerlegt, insbesondere was den Kostenpunkt anbetrifft, sind die Gründe der Deportationsgegner, der Hauptgrund aber, der ihnen entgegengehalten werden kann, ist der, daß bei der Bestrafung von Verbrechern nicht auf die Verbrecher, sondern auf die ehrlichen Menschen Rücksicht genommen werden muß, daß es deshalb nicht einmal den Gesetzen der Humanität widerspricht, wenn man schwere und rückfällige Verbrecher auf Lebenszeit aus der Gemeinschaft der ehrlichen Leute ausstößt, in der sie nur Schaden anrichten, ohne sich jemals zu bessern.

---

# Die Mittelwesen zwischen Thieren und Pflanzen.

Naturwissenschaftliche Studie

von

**L. Haschert.**

---

(Nachdruck verboten.)

So leicht es uns ist, die höheren und vollkommeneren Stufen der beiden großen Lebensreiche, der Pflanzen und Thiere von einander zu unterscheiden, so schwer, ja so unmöglich wird uns diese Trennung, wenn wir bis zu den niedrigsten Stufen der Lebewesen herabsteigen und dieselben in ihren einfachsten Formen betrachten. Alle greifbaren Unterschiede zwischen Thier und Pflanze sind hier verschwunden und man hat schon Mühe, in ihnen Wesen zu entdecken, die sich nähren, wachsen und fortpflanzen, mit einem Worte leben.

Und diese kleinen, einfachsten Lebewesen sind es gerade, die zu den lebhaftesten Streitigkeiten über eine bestimmte Grenzlinie zwischen Thier- und Pflanzenreich Veranlassung gegeben haben. Ist es doch schon vorgekommen, daß manche dieser niedrigstehenden Wesen vom Botaniker und dem Zoologen gleichzeitig in Besitz genommen wurden, indem der Eine sie für Pflanzen, der Andere dagegen für

Thiere erklärte. Einige andere dieser winzigen, belebten Körperchen ließ man sogar eine Doppelrolle spielen, da man sie in ihrem Ruhezustande als Pflanzen, während ihres Bewegungszustandes jedoch als Thiere betrachtete. Eine letzte Gruppe endlich wurde ganz verschmäht, denn Niemand wollte mit ihr zu thun haben; war es doch zu offenbar, daß sie im Pflanzenreich ebensowenig Aufnahme finden konnten, als im Thierreich. Und doch sind sie alle lebende Wesen! Man war demnach genöthigt, in diesen niedrigen Lebensformen Wesen zu erblicken, die von einem der großen Lebensreiche zum anderen den Uebergang bilden, Mittelwesen also, die weder zu dem einen, noch zu dem anderen gerechnet werden können. Mit diesen sollen sich die nachfolgenden Zeilen beschäftigen.

Nehmen wir etwas Staub von der Straße oder Sand aus der Dachrinne in ein Glas, übergießen den Inhalt mit Wasser und lassen diesen Aufguß einige Zeit in der Sonne stehen, so werden wir zu unserem Erstaunen sehen, wie ein einziger Tropfen dieser Flüssigkeit unter dem Mikroskop von lebenden Wesen wimmelt, die sich theils in kürzester Zeit aus kleinsten Keimen entwickelt haben, theils unter dem belebenden Einfluß des Wassers und der Sonnenwärme aus ihrem Todesschlafe zu neuem Leben erwacht sind. Man gab diesen Wesen den Namen Infusions- oder Aufgußthierchen, doch Niemand weiß, von wannen sie kommen, noch wohin sie gehen. „Alle Bäche und Flüsse," sagt Professor Häckel, „alle Teiche und Seen, alle Tümpel und Gräben enthalten solche Ur-

thierchen oft in unglaublicher Menge. Man kann keinen Stein, keine Pflanze aus dem Wasser heben, ohne in dem daran haftenden schleimigen Ueberzug Infusorien aufzufinden. Ebenso ist das Meer überall von ihnen belebt; der weiche Schlamm, der den Meeresgrund bedeckt, und der feine schleimige Ueberzug, der bei ruhigem Wetter den Meeresspiegel überzieht, sind aus Milliarden von Infusorien zusammengesetzt."

So unvollkommen uns diese mikroskopischen Wesen auf den ersten Blick auch vorkommen mögen, so stehen sie meist doch nicht so niedrig, als sie es scheinen. Wohl besteht der ganze Körper der meisten Arten aus nur einer einzigen Zelle, die von einer dünnen Hülle oder Schale theilweise eingeschlossen ist, in deren Innerem sich der durchscheinende, bald mehr, bald weniger dichte lebenskräftige Bildungsstoff, das sogenannte Protoplasma, befindet. Bei Vielen bemerken wir den mit Wimperhärchen besetzten Zellmund, eine beständige Oeffnung, die zugleich die Stelle des Magens vertritt und durch welche die Nahrung aufgenommen wird. Auch finden wir in ihrem Innern außer dem großen Zellkern eine zusammenziehbare Blase, die fast immer durch einen kurzen Kanal nach außen zu führen scheint. Die ganze Entwickelungsgeschichte dieser Wesen ist für uns noch mit einem dichten Schleier umhüllt, dennoch nöthigt uns schon ihre, wenn auch noch so einfache Organisation, dieselben in die niedrigste Reihe des Thierreichs aufzunehmen. Um zu unseren Mittelwesen zu gelangen, müssen wir also noch einen Schritt weiter abwärts beginnen.

Vor ungefähr zwanzig Jahren entdeckte der berühmte Professor Häckel in der Nähe von Nizza auf dem Meeresspiegel kleine schwimmende Gallertklümpchen von höchstens einem Millimeter Durchmesser. Was mochte das sein? Waren es vielleicht Ausscheidungsprodukte organischen oder mineralischen Ursprungs, wie wir sie bisweilen auf stillstehenden Wassern bemerken? Unter das Mikroskop gebracht, zeigten sich diese Körperchen als kleine nackte Kügelchen ohne jede Hülle, die aus einer weichen, eiweißartigen Masse bestanden und von deren Oberfläche nach allen Richtungen hin dünne Fäden sternförmig ausstrahlten. Das Merkwürdige aber war, daß sich diese Fädchen willkürlich bewegten, sich bald ausdehnten, bald wieder so weit einzogen, bis sie verschwanden und mit der Körpermasse verschmolzen, während daneben augenblicklich neue hervorwuchsen und sich ausstreckten, wodurch fortwährend die Zahl, die Größe und Gestalt derselben sich veränderte. Allein noch wunderbarer war, daß diese Schleimfädchen von dem kleinen Wesen als Organe benutzt wurden, mittelst deren es sich theils fortbewegte, theils sofort den kleinsten fremden Gegenstand, der mit ihnen nur in die leiseste Berührung kam, empfand und zu ergreifen suchte. Kam z. B. ein mikroskopisches Thierchen in die Nähe dieser Scheinorgane, so wurde es von denselben erfaßt und dem Centralkörper zugeführt, von diesem in sich aufgenommen und verdaut, indeß die unlöslichen Stoffe ausgeschieden und von neu entstehenden Fäden beseitigt wurden. Merkwürdiger Weise läßt sich dieses kleine Wesen auch füttern; denn streut man nur

einige Karmin- oder Stärkemehlkörnchen auf dasselbe, so werden dieselben augenblicklich in das durchscheinende Protoplasmakörperchen aufgenommen und demselben einverleibt.

Ein Gallertklümpchen und dennoch ein belebtes Wesen! Wer wollte noch daran zweifeln? Um jedoch den unwiderleglichsten Beweis dafür liefern zu können, galt es, der Entwickelungsgeschichte desselben nachzuspüren und zu entdecken, wie es entsteht und sich vermehrt. Und so eigenthümlich seine Fortbewegung und seine Ernährung sind, ebenso fremdartig ist seine Fortpflanzung. Denn hat dieses winzige, tropfenartige Gebilde seine normale Größe von ungefähr einer halben Linie erreicht, so tritt bei ihm ein Stillstand im Wachsthum ein, und wir bemerken zugleich, wie sich in seiner Mitte eine Theilung vorbereitet. An jeder der beiden Seiten bildet sich allmählig ein Einschnitt, der immer tiefer und tiefer wird, gerade als wenn ein dünnes Fädchen darum gelegt und wie eine Schleife an seinen beiden Enden nach und nach straffer angezogen würde, bis endlich die kleine lebende Kugel in zwei fast gleiche Kügelchen auseinander fällt, die dann ihrerseits sich fortbewegen, sich ernähren und wachsen, bis auch später an ihnen derselbe Theilungsprozeß sich vollzieht.

So verjüngt sich die Mutterzelle unaufhörlich fort und fort; von keiner Altersschwäche bedroht, beginnt sie mit dem Augenblick ihr jugendliches Leben auf's Neue, sowie sie in ihr kräftigstes Entwickelungsstadium eingetreten ist. Sind das nicht höchst merkwürdige Erscheinungen? Wir

sehen so ungemein wichtige Verrichtungen vor sich gehen und doch sind wir nicht im Stande, auch mittelst der schärfsten und mächtigsten Vergrößerungen nur ein einziges Organ zu entdecken! Niemand wird behaupten, daß diese belebten und doch völlig organlosen Wesen sich in einem der beiden großen Lebensreiche unterbringen ließen; sie sind weder Pflanzen noch Thiere, und wenn sie auch in ihrer Entwickelung mit letzteren einige entfernte Verwandtschaft zeigen, so gilt es heute doch als abgeschlossen, daß sie Organismen darstellen, die man bis jetzt mit Sicherheit als die am niedrigsten stehenden Mittelwesen erkannt hat.

Seit jener Zeit sind eine ganze Reihe ähnlicher Urwesen oder Moneren, wie man seitdem diese denkbar einfachsten Organismen nennt, in salzigen und süßen Gewässern der verschiedensten Gegenden aufgefunden worden, die mit jenen zuerst entdeckten eine ungemeine Aehnlichkeit aufweisen. So entdeckte ein russischer Gelehrter im süßen Wasser zwei neue Moneren, welche in vollkommen einfacher und völlig strukturloser Beschaffenheit ihres kernlosen strahlenden Protoplasmakörperchens den vorher beschriebenen fast auf ein Haar gleichen, sich aber durch die Art und Weise ihrer Fortpflanzung wesentlich von jenen unterscheiden. Denn während das erstere Urwesen, nachdem es durch Wachsthum ein gewisses Größenmaß erreicht hat, dieses nicht weiter überschreitet, sondern durch Abschnürung in zwei selbstständige Individuen zerfällt, ziehen die letzteren Moneren ihre Strahlen ein, so daß sie mit dem Körper eine gleichartige Masse bilden, und gehen in

einen Ruhezustand über, in welchem sich die kleine Protoplasmakugel einkapselt. Innerhalb dieser Hülle theilt sich dann das Körperchen des einen (der Vampyrella) in vier Stücke, während das andere in zahlreiche Kügelchen zerfällt, welche sämmtlich bald darauf frei werden und sich durch einfaches Wachsthum zu der reifen Form entwickeln. Die Vampyrella zeigt sich übrigens als ein äußerst gefräßiges Wesen — deshalb ihr von Vampyr abgeleiteter Name — doch scheint ihre Nahrung eine ausschließlich vegetabilische zu sein. Man erblickt sie fast nur an der Oberfläche der grünlichen Fäden angeheftet, die manche stillstehende Wasser überziehen und unter dem Namen Konferven oder Fadenalgen bekannt sind.

Eine neue interessante Beobachtung gewährt uns ein anderes Urwesen, das zwar ebenfalls wie die vorher beschriebenen Arten aus nur einem lebenden Gallertklümpchen besteht, von dessen Oberfläche die dünnen Fädchen sich ausbreiten, durch welche die Bewegung und Empfindung vermittelt wird; allein zur Zeit des Fortpflanzungsaktes trennen sich die beiden neuen eiweißartigen Kügelchen nicht vollständig von einander, sondern bleiben in geringer Entfernung durch einige ihrer Scheinorgane noch in inniger Verbindung. So bilden sich nach und nach durch weitere Theilungen wahre Kolonien, deren Glieder so vereinigt sind, daß man in den netzartig zusammenfließenden Fäden den Uebergang der Protoplasmakörnchen von dem einen Individuum in die Substanz des anderen, mit dem es verbunden ist, durch das Mikroskop zu verfolgen vermag. Alle Individuen sind sich völlig gleich, alle verrichten die

nämliche Arbeit, und das wandernde Protoplasma führt von dem einen zum andern die nöthigen Nahrungstheilchen zu.

Der freundliche Leser wird, obgleich er vielleicht in der Lebensweise unserer Moneren doch eine entfernte Aehnlichkeit mit der unserer niederen Thiere gefunden haben mag, sicher zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß wir es hier durchaus noch nicht mit wirklichen Thieren zu thun haben. Jedes Thier, und wenn es auf der niedrigsten Stufe seines Reiches stehen sollte, besitzt wenigstens ein oder mehrere Organe, mittelst deren es sich ernährt und bewegt oder vermehrt; an unseren Moneren aber vermissen wir eigentliche Organe gänzlich. Doch gehen wir noch einen Schritt weiter.

Alle übrigen bis jetzt bekannt gewordenen Moneren legen hinsichtlich ihrer Entwickelung mit den bereits geschilderten die größte Verwandtschaft an den Tag; es gibt jedoch noch eine andere Klasse dieser so merkwürdigen Mittelwesen, die sich durch ganz besonders fremdartige Eigenthümlichkeiten auszeichnet. Ihre Größe ist noch weit geringer, als die der andern, oft kaum hinreichend, sie durch's Mikroskop deutlich zu erkennen; ihr Protoplasma zeigt sich dichter und ihre Gestalt klar bestimmt; doch finden wir bei diesen Moneren weder zusammenziehbare Scheinfüßchen noch Bewegungen, trotzdem einige Arten äußerst gewandt sind. Bei den größeren Arten kann man sich bald überzeugen, daß ein oder mehrere Wimperhärchen oder Geiseln die Flüssigkeit schlagen und wie zarte Ruder funktioniren, um sich fortzubewegen. Jedoch auch mit den

mächtigsten Mikroskopen sind wir nicht im Stande, in diesen kleinen Wesen nur eine Spur von Organisation zu entdecken, ja nicht einmal die leiseste Andeutung von einem Zellkern aufzufinden; und das Alles nöthigt uns, in ihnen nichts anderes als Moneren zu erblicken. Die Botaniker haben sie oft schon in Anspruch genommen und aus ihnen eine Klasse niederer Pilze (Schizomyceten) geschaffen, die mit denen eine große Verwandtschaft besitzen, welche in manchen Flüssigkeiten eine Gährung veranlassen. Diese vermeintlichen Pilze sind aber in der That halb thierischer, halb pflanzlicher Natur, die sogenannten Bakterien und Bacillen, Vibrionen und Micrococcen, die überall im Ueberfluß vorhanden sind, die sich in allen organischen, der Luft ausgesetzten Flüssigkeiten ungemein rasch vervielfältigen und sogar in die Gewebe der Thiere und Pflanzen eindringen, wo sie sich bisweilen in's Unendliche vermehren, die schwersten Unordnungen hervorrufen und schreckliche Krankheiten verursachen. Nichts kommt der physiologisch wirkenden Kraft dieser winzigen Lebewesen gleich, denen man wegen ihrer außerordentlichen Kleinheit den bezeichnenden Namen Microben beigelegt hat. Man sieht sie die widerstandsfähigsten Substanzen auflösen, um sich zu ernähren, und selbst die festesten Gewebe, wie Horn, Cellulose u. dergl., sind nicht im Stande, dem zerstörenden Einfluß derselben zu widerstehen; ja das Leben der kräftigsten Organismen geht unter der auflösenden Wirkung mancher Arten kläglich zu Grunde, deren erschreckende Vervielfältigung aller Hilfsquellen der Medicin spottet. Professor Cohn versichert, daß eine Bakterie in

24 Stunden 16,500,000 neue Bakterien erzeugen kann. Vermag doch ein einziger Wassertropfen Millionen solcher Individuen zu enthalten!

Alle diese mikroskopischen Wesen, welche sich bald als gerade Stäbchen, bald als zarte Spiralen, bald auch nur als kleinste Körnchen zeigen und sich gewöhnlich durch einfache Theilung ihres Körpers in zwei oder mehrere gleiche Theile fortpflanzen, sind die wirkenden Kräfte gewisser Gährungen, sowie der Fäulniß der organischen Stoffe. Jede ihrer Arten fordert ihre eigene Umgebung, in der sie sich mit Ausschluß jeder anderen entwickelt und in welcher sie vollkommen charakteristische Veränderungen hervorruft. Bedürfen die Einen zu ihrem Gedeihen des Hinzutritts der äußeren Luft, so kommen Andere sofort um, sobald sie mit Sauerstoff in Berührung kommen. Wieder Andere verhalten sich gegen die An- oder die Abwesenheit der Luft völlig gleichgiltig, denn sie wechseln je nach den Umständen ihre Lebensweise; aber eine leichte Veränderung in den umgebenden Bedingungen genügt, die ganze lebende Bevölkerung einer in voller Gährung stehenden Flüssigkeit zu zerstören. Die Kenntniß dieser Thatsachen ist für die Behandlung ansteckender Krankheiten von ungemein praktischer Wichtigkeit; doch auch die vorbeugende Hygiene kann daraus gewinnen, uns vor mancher ansteckenden Seuche bewahren.

Wenn man zu einer einfachen Zelle den eigentlichen Zellenleib, ein lebendes Stückchen gallertartigen Bildungsstoff oder Protoplasma, und einen davon eingeschlossenen Zellkern, einen dichteren und vom Proto-

plasma etwas verschiedenen Stoff, rechnet, so erblickten wir in den Moneren Wesen, die noch einfacher sind, als man sich seither den Bau der Zelle vorstellte. Als das wahre Ideal der Zelle kannte man vorher bereits die Amöben oder Aenderlinge, die in unseren süßen und salzigen Gewässern eine so große Verbreitung haben und die wegen ihrer höchst einfachen Bildung von besonderer Wichtigkeit sind. Die Amöbe präsentirt sich uns als eine nur mit dem Zellkern ausgestattete nackte Zelle, also ohne jegliche Hülle, aber auch ohne jede bestimmte Form. Diese fortwährende Gestaltveränderung hängt von ihrer eigenthümlichen Fortbewegungsart ab; denn wenn sie im Wasser sich langsam dahinschleppt, so bemerken wir, daß sich immer ein Theilchen ihres weichen Körpers, das Scheinfüßchen, fingerförmig vorstreckt, dann anhält und den Hauptheil nachzieht; bevor jedoch derselbe noch bis zum vorderen Ende seines Scheinfüßchens nachgerutscht ist, hat sich an einer anderen Stelle schon ein neues Läppchen ausgestreckt, das die Bewegung nach sich zulenkt. Fast ruhelos schreitet dieses merkwürdige winzige Wesen mittelst dieser scheinbaren Gliedmaßen Beute suchend auf der Oberfläche des Wassers einher, weshalb es genöthigt ist, jeden Augenblick eine andere Gestalt zu zeigen, wie es ja sein Name uns sagt.

Kommt die Amöbe gelegentlich ihrer Wanderungen mit fremden Körperchen in Berührung, die ihr zur Nahrung dienen können, so drückt sie dieselben mit einem ihrer Scheinfüßchen an irgend einer Stelle in das Protoplasma hinein, um sie zu verdauen. Auch kleinste Wasser=

tröpfchen vermag sie in sich aufzunehmen und auf diese Weise zu essen und zu trinken, ohne daß sie einen Mund und einen Magen besitzt. Nach Erreichung ihrer normalen Größe theilen sich Kern und Protoplasma in ihrer Mitte, so daß aus jeder einzelnen Zelle deren zwei entstehen. Das Auffallendste an der Amöbe jedoch ist, daß sie in ihrer Thätigkeit mit den unzähligen farblosen Blutzellen, die durch unsere Adern hindurchgehen, sowie mit den Eiern der Thiere in ihrem frühesten Jugendzustande eine ungemeine Aehnlichkeit darbietet.

Eine ganz andere Bewegungsform, als die langsam schleichenden Amöben, zeigen uns die freilebenden Geißelschwärmer (Flagellaten), kleine einzellige Organismen, die uns theils nackt begegnen, theils mit einem zarten, durchscheinenden Panzerchen umgeben sind. Sie alle aber kennzeichnen sich durch einen oder mehrere lange, fadenförmige, vom Protoplasma ausgehende Fortsätze, welche wie eine Geisel oder Peitsche hin und her schwingen und dadurch die verhältnißmäßig rasche Ortsbewegung veranlassen. Die meisten Arten schwimmen frei im Wasser umher, doch gibt es auch andere, die auf Gegenständen im Wasser aufsitzen, als ob sie festgewachsen wären. Ihre Fortpflanzung geschieht, wie bei den früheren Urwesen, fast nur durch Selbsttheilung.

Viele Arten dieser interessanten Geiselschwärmer entbehren jedes Farbstoffes, während andere eine schöne grüne Farbe besitzen und aus diesem Grunde noch heute von Manchen zu den einzelligen Pflanzen gerechnet werden; wieder andere zeigen sich gelb oder lebhaft roth gefärbt,

weshalb man sie hier und da für Thiere ansieht. Ihre Vermehrung ist oft geradezu staunenerregend, denn sie vermögen die Gewässer in kürzester Zeit mit unglaublichen Massen zu bevölkern. Wenn im Frühjahr unsere kleinen stillstehenden Wasser sich dann und wann plötzlich mit einer grünen Schleimschicht überziehen, so rührt diese Erscheinung gewöhnlich von der Entstehung unzähliger grüner Geiselschwärmer her. Eine andere blutroth gefärbte Art läßt sich bisweilen massenhaft auf den Schneeflächen der Polarzone und der Hochalpen nieder, oder sie bedeckt Tümpel und Pfützen und gab ehemals der leichtgläubigen Menge Veranlassung zu dem Glauben an „Blutregen". Und wer sollte noch nichts gehört haben von den sogenannten „Blutflecken" am Brod oder gar an Hostien, die in früheren düsteren Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens den erschreckten Menschen als Zeichen des göttlichen Zornes erschienen? Dennoch waren diese verdächtigen blutrothen Flecken nichts weiter, als Anhäufungen jener mikroskopischen Lebewesen, die sich bisweilen auf stärkemehlhaltigen Substanzen außerordentlich zahlreich entwickeln.

Eine den Geiselschwärmern sehr nahestehende Gruppe sind die blasenförmigen Meerleuchten (Noctilucen), welche die Meeresoberfläche oft in unglaublichen Massen bedecken, im Dunkeln ein phosphorescirendes Licht ausstrahlen und bei dem prachtvollen Phänomen des sogenannten Meerleuchtens eine wichtige Rolle spielen. Diese kleinen Wesen stellen sich uns als rundliche Zellen dar, welche fast die Gestalt eines Pfirsichs besitzen, jedoch nur



einen Durchmesser von einem halben, höchstens einem Millimeter erreichen. Diese blasig erweiterte Zelle ist im Innern mit einer wässerigen Flüssigkeit angefüllt, worin sich eine Anzahl vom Protoplasma ausgehende Fäden bewegen. An einer Stelle der Zellhaut finden wir eine Oeffnung, welche zur Aufnahme der Nahrung dient und aus welcher neben einem peitschenförmigen Anhange eine zarte Geisel als Bewegungsorgan zum Vorschein kommt. Die Fortpflanzung geschieht bei einigen Arten durch einfache Theilung, viele andere aber zeigen uns eine ganz neue Vermehrungsart, indem sich aus ihrem Zellinhalte eine größere Anzahl mikroskopischer Körperchen bildet (Zoosporen), die, mit einigen Wimperhärchen versehen, die Mutterzelle verlassen und flott im Wasser sich bewegen, bis sie durch einfaches Wachsthum ihre Selbstständigkeit erreicht haben. Hören wir nun, daß ein derartiges Individuum im Stande ist, 250 bis 500 Zoosporen hervorzubringen, so wundern wir uns nicht über ihre kolossale Vermehrung, wodurch sie oft dem Wasser des Meeres eine milchartige Färbung verleihen.

Bei den Wimperlingen, die wegen ihrer zierlichen Formen und anmuthigen Bewegungen den Beobachter oft Stunden lang an's Mikroskop fesseln, lernen wir eine neue Fortpflanzungsweise kennen. Wenn auch einige Arten derselben durch Selbsttheilung oder durch Bildung von Zoosporen sich vermehren, so gibt es noch andere, die wie unsere Laubbäume äußerlich an der Mutterzelle Knospen bilden, welche nach Erlangung ihrer Reife sich ablösen und zu selbstständigen Individuen entwickeln. Jedenfalls

nehmen die Wimperlinge unter den einzelligen Urwesen die höchste Stelle ein, und ihr hoher Grad sowohl von Empfindlichkeit wie freiwilliger Bewegung läßt uns die bedeutende Entwickelungsfähigkeit der organischen Zelle erkennen.

Die formenreichste und in Bezug auf den Bau unserer Erde wichtigste von allen Klassen unserer Urwesen ist die der Wurzelfüßler (Rhizopoden), von denen die einen auf der Oberfläche des Wassers sich dahinbewegen, während die anderen kriechend auf dem schlammigen Grunde leben. Ihre weichen Körperchen sind von einer Schale eingeschlossen, in der sich entweder nur eine einzige Oeffnung oder statt deren eine größere Anzahl porenartiger Löcherchen befindet, durch welche vom Protoplasma aus wurzelähnliche Scheinfüßchen ausstrahlen, dünne Fädchen, die sich netzförmig ausbreiten und zur Ortsbewegung, Empfindung und Ernährung dienen. Die oft vielkammerige Schale, in welche sich der zarte Bewohner wie die Schnecke in ihr Haus zurückziehen kann, besteht meist aus kohlensaurem Kalk, seltener aus Kieselerde, und zeigt eine große Formverschiedenheit. Solche Schalen haben sich seit Millionen Jahren in ungeheuren Massen auf dem Meeresboden angehäuft und an der Gebirgsbildung unserer Erde einen hervorragenden Antheil genommen. Schon die ältesten aus dem Meere abgesetzten Flötzgebirge enthalten dergleichen Schalen und sind großentheils aus ihnen gebildet. Ihre mächtigste Entwickelung erreichten die Rhizopoden jedoch zur Zeit der Kalk- und Kreideperiode. Jedes Körnchen unserer Kreide läßt uns unter dem Mikroskop

zahlreiche solcher zierlicher Kalkschalen erkennen. Der Grabkalk von Paris, aus dem fast die ganze Stadt erbaut ist, besteht zum größten Theile aus solchen Kammerschalen, von denen wir in einem Kubikcentimeter Kalk ungefähr 20,000 zählen. Die größten dieser vielkammerigen Schalen aber stammen aus der ältesten Tertiärzeit, und der von ihnen herrührende Kalk hat an der Bildung aller Gebirge unserer Erde, von den Pyrenäen und Alpen bis zu dem Himalaya, den bedeutendsten Antheil.

Gleichfalls zu den Urwesen gehören noch die zahlreichen Arten der Kalkschwämme, die Gregarinen, die Katallakten und andere mehr, auf deren nähere Beschreibung wir aber hier nicht mehr eingehen können.

In welchen ungeheuren Massen diese Wesen unsere Meere bevölkern, können wir daraus ersehen, daß der Sand der Meeresküsten an vielen Stellen zur größeren Hälfte aus den Schalen lebender Wurzelfüßler besteht, und der Naturforscher Max Schultze berechnete ihre Menge in einem Eßlöffel Seesand, den er der Bucht von Gaëta in Italien entnahm, auf mehr denn Hunderttausend.

So winzig und unbedeutend uns demnach unsere so einfachen Mittelwesen vorkommen, wenn wir sie einzeln betrachten, so großartig ist ihre Rolle, wo sie in großen Gemeinschaften auftreten, und so bedeutungsvoll der Einfluß, den sie auf die ganze belebte Natur von je ausgeübt haben und noch ausüben.

---

# Die Assassinen.

Historische Skizze

von

**Max Zwickert.**

---

(Nachdruck verboten.)



Wenn heutzutage ein Abendländer, der Palästina bereist, den Libanon durchzieht, so bemerkt er wohl gelegentlich auf steiler Felsenhöhe die Ruinen eines Schlosses, welches noch jetzt in seinen kümmerlichen Ueberbleibseln seine ehemalige stolze Bauart, Festigkeit und großartige Anlage erkennen läßt. „Eine Burg der Assassinen," bemerkt der Führer gleichgiltig, der Fremde aber blickt bewundernd zu den Trümmerresten empor, und seine Phantasie versetzt ihn vielleicht zurück in die Zeit, wo jene gefährliche Sekte in diesen Bergen herrschte, und wo vor dem Zorne ihres Oberhauptes, des „Alten vom Berge", nicht nur die mächtigsten und tapfersten Fürsten des Islam zitterten, sondern selbst unter den Christen im Orient ihr Name nur mit Furcht und Grauen genannt wurde. Denn wen der „Alte vom Berge" dem Verderben weihte, der war dem Tode verfallen, und nichts auf Erden vermochte ihn zu retten, keine noch so zahlreiche und getreue Leibwache, kein noch so starkes und wohlbefestigtes Schloß;

die Dolche der „Fedawi“ trafen ihn, wohin immer er sich auch zu verbergen suchte, so sicher und so tödtlich, wie die Blitze des Himmels.

Die Assassinen sind hervorgegangen aus der schiitischen Sekte der Ismaeliten. Ganz analog der christlichen Welt nämlich zerfällt auch die mohammedanische in zwei große Religionsparteien; den Katholiken und Protestanten unter den Christen entsprechen unter den Bekennern des Islam die Sunniten und Schiiten. Sunna bedeutet Ueberlieferung, insofern als darunter alle Aussprüche, Lebensregeln, Handlungen des Propheten verstanden werden, welche von seinen ersten Anhängern mündlich berichtet und dann in späterer Zeit in den verschiedensten Variationen und legendenhafter Ausschmückung niedergeschrieben worden sind. Diese gesammte Tradition gilt den orthodoxen Sunniten neben dem Koran als Glaubensquelle ebenso heilig und unantastbar, wie dieser. Die Schiiten dagegen verwerfen jegliche Tradition und erkennen als Norm und Richtschnur ihres Glaubens nur den Koran an. Da dieser indessen an Unklarheiten und Widersprüchen überreich ist, so haben sie sich in eine Menge von Sekten zersplittert, von denen jede im Besitze des wahren Heils zu sein glaubt. Eine hervorragende Stellung unter diesen Sekten nahmen einst die Ismaeliten, oder auch Batiniden genannt, ein. Ihre Religion war Gegenstand einer Geheimlehre, in welche ihre Anhänger stufenweise eingeweiht wurden. Es gab nicht weniger als sieben Grade, doch war die Aufnahme in die obersten derselben sehr erschwert, und die siebente und letzte Stufe erklommen nur ganz Wenige.

Selbst der Einführung in den untersten Grad ging eine strenge Prüfung des Proselyten vorher; fiel dieselbe günstig aus, so wurde dem Letzteren ein Eid der Verschwiegenheit und des unbedingten Gehorsams gegen die Oberen abgenommen. Der Bund erfreute sich einer musterhaften Organisation und war überaus straff diszipliniert. Der Kern der Geheimlehre der Ismaeliten aber war im Wesentlichen der, daß sie, ohne selber an die göttliche Sendung Mohammed's zu glauben und sich für ihre eigene Person von den Vorschriften des Koran völlig emanzipirend, doch auf strenge Befolgung der Lehren desselben durch die große Menge hielten als vorzügliches Mittel zum Zweck der Erweiterung ihrer weltlichen Macht und Herrschaft. Ihren Hauptsitz und Stützpunkt hatten sie in Egypten, doch lebten auch in Syrien und Persien zerstreut zahlreiche Anhänger der Sekte, denen nur ein tüchtiger Führer fehlte, um sich zusammenzuschließen und nachdrücklich geltend zu machen. Ein solcher Führer aber fand sich um die Zeit des ersten Kreuzzuges in der Person Hassan Ibn Shabah's, des ersten „Fürsten der Berge" und „Herrn der Messer", des Begründers des furchtbaren Bundes der Assassinen.

Hassan Ibn Shabah war in Persien geboren, wo die sunnitische Richtung die herrschende war; seine Familie, insbesondere sein Vater, aber neigte schiitischen Anschauungen zu, wegen deren derselbe dann auch mancherlei Anfechtungen zu erdulden hatte. Um diesen zu entgehen und den Schein der Rechtgläubigkeit zu erlangen, sandte er seinen heranwachsenden Sohn auf die ihrer streng

orthodoxen Tendenz wegen berühmten Hochschule von Nischapur in der Provinz Chorassan, mit der Weisung, zwar im Geheimen seinen religiösen Grundsätzen treu zu bleiben, äußerlich jedoch sich als eifriger Sunnit zu zeigen. Mit der ihm eigenen Schlauheit und Gewandtheit führte Hassan die ihm vorgeschriebene Rolle durch und wurde, da ihn die Natur auch außerdem verschwenderisch mit Gaben und Talenten ausgestattet hatte, bald ein Lieblingsschüler des weisen Mowafik, des bedeutendsten und angesehensten Lehrers an der Hochschule zu Nischapur, dessen Unterricht zu genießen als eine besondere Auszeichnung galt. Mit ihm theilten sich zwei andere Jünglinge in die Gunst des berühmten Meisters, nämlich Omar Chaijam, der Sohn eines armen Zeltmachers aus einem benachbarten Dorfe, und Hassan Ibn Ali aus Tus, welcher von mäßig begüterten Landleuten stammte; alle Drei, so verschieden sie auch ihrem Charakter und Wesen, ihren Anschauungen und Talenten nach waren, schlossen sich bald eng aneinander an und wurden die unzertrennlichsten Freunde. In einer traulichen Stunde gelobten sie sich gegenseitig, daß Derjenige von ihnen, welcher zuerst zu einer Stellung in der Welt und zu Ansehen und Einfluß gelangen würde, den anderen Beiden zu ihrem Emporkommen seinen Beistand leihen sollte. Während Hassan Sbabah nun mit Vorliebe theologischen Studien oblag und durch seine Disputirsucht, den Scharfsinn und die Spitzfindigkeit seiner Fragen seinen greisen Lehrer oftmals in die Enge trieb, wandte sich Omar besonders dem Studium der Mathematik und Astronomie, Hassan Ibn

Ali dem der Rechtswissenschaft zu. Allen Dreien aber prophezeite der fromme Mowafik eine ungewöhnliche Laufbahn, Ruhm und Ehren. Diese Prophezeiung ging in der That überraschend schnell in Erfüllung, zunächst freilich nur an Hassan Ali, der in die Dienste des mächtigen Sultans Alp=Arslan trat und, vom Glück begünstigt, es binnen Kurzem bis zum Wesir brachte. Zwar ward der Sultan bald darauf meuchlings ermordet, allein sein Sohn und Nachfolger, der junge Melikschah, hielt an dem Günstlinge seines Vaters fest und übertrug demselben sogar eine noch weit größere Machtbefugniß, indem er ihn zum Nisam=el=Mulk ernannte, was eigentlich „Ordner des Reichs" bedeutet, nach unseren modernen abendländischen Begriffen aber ungefähr so viel ist wie Reichskanzler.

Omar Chaijam war unterdeß in seine Heimath zurückgekehrt, wo er, um sein Leben zu fristen, das Gewerbe seines Vaters fortsetzte, nebenbei aber nach wie vor seinen astronomischen Studien oblag und auch als Dichter sich auszuzeichnen begann. Als er jedoch von dem Glücke seines alten Freundes vernahm, machte er sich ohne Säumen auf den Weg zu demselben nach Bagdad. Er wurde mit der größten Herzlichkeit aufgenommen, verzichtete aber von vornherein auf alle Aemter und Ehrenstellen, die etwa der Wesir ihm verleihen wollte, und bat nur um ein kleines Jahrgehalt, damit er fortan, von materiellen Sorgen unbehelligt, ausschließlich der Dichtkunst und seinen Studien leben konnte. Diese bescheidene Bitte wurde ihm bereitwilligst gewährt, und zufrieden reiste er seinem Dorfe

wieder zu. Er ist später einer der gefeiertsten Mathematiker und Dichter seines Landes geworden.

Weniger genügsam als Omar Chaijam zeigte sich der Dritte im Bunde, Hassan Shabah. Auch dieser zögerte nicht, bei dem Wesir sich einzustellen, und erhielt auf seinen Wunsch ein einträgliches Hofamt, welches ihn in stete nahe Berührung mit dem Könige brachte. Kaum aber hatte er sich in seine neue Stellung eingelebt und das Ohr des Herrschers gewonnen, als er auch schon seinem schlimmen Charakter gemäß gegen seinen Freund und Wohlthäter zu intriguiren begann. Von Natur, wie gesagt, mit Gaben und Fähigkeiten ausgestattet wie selten ein Mensch, verband er mit denselben einen verzehrenden, wahrhaft dämonischen Ehrgeiz und alle üblen Eigenschaften des Herzens. Durchaus skrupellos in der Wahl seiner Mittel, wenn sie nur zum Ziele führten, wollte er den Nisam-el-Mulk stürzen, um auf den Trümmern von dessen Glück sein eigenes aufzubauen. Seiner Schlauheit konnte es nicht schwer fallen, die schwachen Seiten des jungen Fürsten zu erkunden. Ueppig, prachtliebend und verschwenderisch, verbrauchte derselbe in der Regel mehr Geld, als sein Budget ihm gestattete, und befand sich demgemäß nicht selten in der peinlichsten Verlegenheit. Durch geschickte Einflüsterungen wußte Hassan ihn allmählig glauben zu machen, daß sein Wesir bei aller sonstigen Vortrefflichkeit doch kein besonderes Finanzgenie sei, und daß die Einkünfte des Reiches sich wahrscheinlich verdoppeln ließen, sobald nur der rechte Mann an die rechte Stelle gesetzt würde. Zugleich erbot er sich, dies

in einer Denkschrift des Näheren darzulegen, wenn nur der Sultan ihm zur Abfassung derselben sechs Wochen Frist gewähren, sowie die nöthigen Hilfsmittel zur Verfügung stellen wollte. Melikschah ging zuletzt wirklich auf diesen Vorschlag ein, und der Untergang des edlen Nisam-el-Mulk schien besiegelt. Derselbe war indeß bei Zeiten hinter die Schliche und Ränke seines treulosen Freundes gekommen und bot Alles auf, daß dieser selber in die Grube falle, welche er ihm, seinem Wohlthäter, gegraben hatte. Denkschriften, wie diejenige, welche Hassan anfertigte, wurden damals in Persien auf einzelne lose Pergamentblätter geschrieben, die in bestimmter Reihenfolge ihrem Inhalt gemäß geordnet und über einander gelegt waren. Diese Ordnung durfte demgemäß in keiner Weise gestört werden, wenn nicht die schlimmste Konfusion entstehen sollte. Darauf hatte der Wesir seinen Plan gebaut.

Hassan war in der That zur bestimmten Zeit mit seiner Arbeit fertig, als aber der verhängnißvolle Tag anbrach, wo er dieselbe dem Könige in feierlicher Audienz überreichen sollte, wurden, während er sich zu seinem Triumphgange rüstete und sein Staatsgewand anlegte, heimlicher Weise die Blätter seiner Denkschrift völlig durcheinander gemischt, so daß an ein Zurechtfinden nicht mehr zu denken war. Hassan merkte den ihm gespielten Streich erst, als er vor dem Fürsten stand, der ihn, auf dem Thron sitzend und von allen seinen Großwürdenträgern umgeben, empfing. Vergehend vor Schreck, Ingrimm und Schmerz, vermochte er kein Wort der Er-



klärung oder Entschuldigung hervorzubringen. Melikschah aber erwies sich bei dieser Gelegenheit als echter orientalischer Despot. In Ungnade gefallen, aller seiner Würden und Aemter beraubt, mußte Hassan als Verbannter das Land verlassen, welches er in seinen stolzen Träumen zu beherrschen gehofft hatte. Die Seele erfüllt von Zorn und wild lodernder Rachsucht, floh der gestürzte Günstling nächtlicher Weile auf heimlichen Wegen aus der Hauptstadt, und gelangte nach langer und mühseliger Wanderung glücklich nach Egypten, dem Lande des Ismaelitenthums.

Schon früher hatte er einmal in seiner Heimath mit den Ismaeliten Beziehungen angeknüpft, und Alles, was er in den unteren Graden von den Lehren, Mitteln und Absichten des Bundes erfahren hatte, ließ ihm denselben als ein geeignetes Werkzeug zur Realisirung der Rachepläne erscheinen, über welchen er fortan unablässig brütete. Die Führer der Sekte erkannten bald seine hervorragende Begabung und beeilten sich, ihn in die oberen Grade einzuführen. Mit ihrer Hilfe brachte er es binnen Kurzem abermals zu bedeutendem Ansehen und Einfluß, und spielte an dem Hofe der Fatimiden dieselbe Rolle, wie vordem in Bagdad. Als er aber auch hier das Intriguiren nicht lassen konnte und vornehmlich gegen den allmächtigen Großwesir seine Ränke zu spinnen begann, machte er zum zweiten Male schmählich Fiasko. Denn Jener liebte kurzen Prozeß; auf seinen Befehl ward der fremde Eindringling heimlich aufgehoben und auf ein Schiff transportirt, das nach Westafrika unter Segel ging.

Allein ein Sturm warf das Fahrzeug an die syrische Küste, woran es scheiterte. Die Gelegenheit zur Flucht war günstig, und Hassan zögerte nicht, dieselbe zu ergreifen. Ueber Haleb und Bagdad gelangte er glücklich nach Persien zurück.

Trotz seines Mißgeschicks war er unentmuthigt und hielt mit zäher Ausdauer an seinen Plänen fest. Unter der Maske eines frommen Asketen zog er während der nächsten sechs Jahre ruhelos von Ort zu Ort, überall für das Ismaelitenthum Propoganda machend, bis er sich schließlich in Damagan, der Hauptstadt der Provinz Kunnis, dauernd niederließ. Die Stadt selbst und die umliegende Gegend bot die denkbar günstigste Operationsbasis dar. Die Bevölkerung, von altersher mit zahlreichen unzufriedenen Elementen durchsetzt, öffnete der neuen Lehre nur zu bereitwillig ihr Ohr. Sogar der Statthalter Melikschah's wurde bekehrt. Wie weit Hassan mit den Leitern des Bundes in Egypten in Verbindung blieb, ist nicht bekannt, jedenfalls aber sicherte er sich die vollste Unabhängigkeit von denselben. Stetig erweiterte sich der Umfang seiner Macht, ein geheimnißvoller Nimbus umgab seine Person, und seine Befehle wurden von seinen Anhängern blindlings befolgt.

Nachdem es Hassan so weit gebracht, schritt er zur Ausführung seines eigentlichen Planes, sich in den Bergen eine unabhängige Herrschaft zu gründen. In dem Gebirge nördlich von Kaswin lag eine stattliche Burg, die im weiten Umkreise die Gegend beherrschte und ihren Namen Alamut oder Adlernest mit vollem Recht führte.

Diese hatte er sich zur Residenz auserſehen. Von seinen eigenen Leuten gegen den Fremden im Stich gelassen, mußte der rechtmäßige Herr des Schlosses dasselbe ohne Schwertstreich räumen. Noch aber war der furchtbare Mann nicht zufrieden. Mochte er immerhin auf seinem Felsensitze als souveräner Fürst gebieten, mochten immerhin im ganzen Umkreise des persischen Reiches über 60,000 Ismaeliten ihn gleich einem Heiligen im Staube verehren, sein unbändiger Ehrgeiz verlangte noch mehr: Könige und ganze Völker sollten sich vor seiner Macht beugen, wenn nicht in Verehrung, wie seine Anhänger, so in Furcht und in Schrecken. Das Mittel aber, das er zur Erreichung dieses Zieles wählte, war ein wahrhaft teuflisches — der Meuchelmord, und noch teuflischer war die Art und Weise, in welcher er dasselbe zur Anwendung brachte und sich blinde Werkzeuge seiner Rache schuf. Nicht umsonst gebot er über das ganze Wissen seiner Zeit und hatte die Wirkungen des Opiums und des sogenannten Haschisch erprobt. Von überall her zog er junge, kräftige, temperamentvolle und gewandte Leute an sich, und bildete aus denselben die Schaar der Auserwählten. Er sprach ihnen von der Nichtigkeit des Erdendaseins, von den Wonnen des Paradieses, in welches er kraft der ihm von Gott verliehenen Macht Jedem, der ihm dessen würdig scheine, schon bei Lebzeiten einen Einblick zu gewähren vermöge. Bei gegebener Gelegenheit sodann wurden die Bethörten durch narkotische Säfte betäubt und heimlich in die Zaubergärten getragen, welche Hassan in einem verschwiegenen Gebirgsthale hatte anlegen lassen.

Beim Erwachen fanden sie sich in Rosenlauben wieder, auf weichen Teppichen ruhend, umwogt von Blumenduft und umschmeichelt von den Klängen einer herrlichen Musik; üppig-schöne Mädchen kredenzten ihnen in goldenen Schalen Wein und Sorbet, und in vollen Zügen genossen sie alle jene Wonnen und grobsinnlichen Freuden, welche Mohammed den Gläubigen für das Jenseits verheißen. Nach einiger Zeit abermals eingeschläfert, wurden sie nach dem Orte zurückgebracht, wo sie sich vorher befunden hatten, und ihnen beim Erwachen eingeredet, daß sie sich bereits auf kurze Zeit im Paradiese befunden hätten und in dieses für immer eingehen würden, wenn sie alle Gebote ihres Oberhauptes erfüllten.

Es ist fast unglaublich, welche Gewalt Hassan auf diese Weise über die Gemüther seiner Auserwählten gewann, die er Fedawi oder Opferfreudige nannte, und welche als Ordenstracht ein weißes Gewand mit rothem Gürtel und rother Mütze trugen. In ihrem Fanatismus, dem leidenschaftlichen Drange, das Paradies zu gewinnen, von dessen Existenz sie nunmehr fest überzeugt waren, achteten jene Bethörten ihr Leben für nichts und lechzten förmlich nach dem Augenblick, wo sie es hingeben durften. Hindernisse existirten für sie nicht; sie folgten dem erkorenen Opfer oft Hunderte von Meilen über Land und Meer, durch heiße Wüsten und eisige Gebirgspässe, sie drangen in Verkleidung in die festesten Burgen und trafen den Gegner oft gerade, wenn er sich am geborgensten wähnte. Mit unfehlbarer Sicherheit bohrten sie ihm den Mordstahl in's Herz. Fast immer wurden sie ergriffen



und unter den grausamsten Martern hingerichtet. Aber dies schreckte ihre übrig gebliebenen Genossen nicht zurück, im Gegentheil, ein derartiges Loos erschien denselben nur beneidenswerth. Als nach der Ermordung des Nisam-el-Mulk, der natürlich als eines der ersten Opfer Hassan's unter den Messern seiner Sendlinge verblutete, Melikschah einen Gesandten an den Ismaelitenfürsten schickte mit der Aufforderung, Genugthuung zu leisten, ließ dieser zwei seiner Fedawi vortreten und befahl dem einen, sich zu erdolchen, dem anderen, sich in einen Abgrund zu werfen. Der Befehl wurde vor den Augen des Gesandten im Moment vollzogen. „Geh' nun und melde Deinem Herrn, was Du geschaut," sagte Hassan zu diesem, „vielleicht, daß ihm dann die Lust vergeht, mich zu bekriegen."

Es war eine furchtbare Macht, welche Hassan in seinen Fedawi zu Gebote stand. Sie glichen unfehlbaren Wetterstrahlen, welche er schleudern konnte, wohin er wollte. Er war in der That Herr über Leben und Tod Aller derer, auf die sein Auge sich richtete, und dies waren natürlich stets die hervorragendsten und bedeutendsten Männer. Doch wurde auch nichts versäumt, um auch die unteren Volksklassen in Angst und Schrecken zu versetzen. In Ispahan verschwand eine Zeit lang spurlos und auf geheimnißvolle Weise eine ganze Reihe von Einwohnern, bis sich zuletzt durch Zufall herausstellte, daß die Ismaeliten ihre Hand im Spiele hatten. So konnte es nicht fehlen, daß deren Macht sich in rapider Weise vergrößerte, und der Scheich-el-Dschebal, d. h. der „Fürst der Berge" oder der „Alte vom Berge", wie Hassan sich fortan nannte, ein

Gegenstand des Grauens und Entsetzens für Alle wurde. Die eigentliche Taktik der Assassinen aber bestand darin, daß sie auch in anderen Distrikten an geeigneten strategisch wichtigen Punkten des Gebirges Festungen anlegten, von wo aus sie, gegen jede Verfolgung gesichert, die umliegende Gegend in Abhängigkeit hielten. So setzten sie sich in den Provinzen Medien, Chorassan, Fars gleichmäßig fest. Der Mittelpunkt der Sekte aber blieb immer Alamut, der ständige Sitz des Großmeisters, und die diesem benachbarten Gebirgszüge, deren Spitzen ein ganzes System von befestigten Burgen krönte.

Der Name Assassinen — von dem Arabischen Haschaschin — bezeichnet ursprünglich nur Leute, welche mit dem Genusse und der Bereitung des Haschisch vertraut sind, aber Hassan und seine Nachfolger haben hinreichend Sorge getragen, daß das Wort mit der Bezeichnung eines Meuchelmörders identisch wurde, in welcher Bedeutung es sich noch heute im Französischen und Italienischen findet. Es lag dem „Alten vom Berge" nichts daran, ein größeres Staatswesen zu gründen, sondern sein politisches Prinzip war ein ganz anderes und bestand lediglich darin, zur Erhöhung seines eigenen Ansehens und zur Befestigung seiner Machtstellung den islamischen Osten in möglichster Zerrissenheit und Zersplitterung zu erhalten. Aufmerksam überwachte er daher von seiner Felsenwarte aus den Gang der Ereignisse, und wo in den verschiedenen Parteikämpfen ein tüchtiger Mann eine Bedeutung errang, welche das Gleichgewicht der streitenden Kräfte zu stören schien, sandte er sogleich seine Mordgesellen gegen denselben aus. Auch

seinem alten Hange zur Intrigue blieb Hassan als Scheich-el-Dschebal treu. Ueberall an den Höfen der Fürsten besoldete er seine Spione, oft hochgestellte Beamte, die ihn von allen Vorkommnissen genau unterrichten und auf sein Geheiß nicht selten die bestgemeinten Pläne und Bestrebungen ihrer Gebieter heimlich durchkreuzen mußten. Der Einfluß, den die Assassinen auf diese Weise auf die Entwickelung der mohammedanischen Welt ausgeübt haben, ist sonach ein ganz ungeheurer. Sie allein haben zum großen Theil eine Besserung der traurigen staatlichen Verhältnisse in Persien und Syrien, die sich hin und wieder anzubahnen schien, verhindert.

Hassan kannte kein Erbarmen und opferte selbst seine beiden Söhne, als sie ihm zu widerstreben wagten, und seine Nachfolger traten durchaus in seine Fußstapfen. Zwei volle Jahrhunderte hindurch lastete diese entsetzliche Macht auf Vorder- und Mittelasien, jeden Aufschwung lähmend und erdrückend. Gleich einer verderblichen Gottheit, die hinter Wolken verborgen ihre Hand ausstreckt, Tod und Verderben über die Erde zu verbreiten, thronte der Alte vom Berge auf seinem Felsenschlosse, von Geheimnissen umwoben und jedem profanen Auge unsichtbar. Er allein war der wirkliche Regent des Landes, mochten auch Andere das Scepter tragen und sich mit dem Herrschertitel schmücken. Zwar ließen es die seldschukkischen Sultane nicht an Versuchen fehlen, das Joch abzuschütteln, welches sie wie ihre Völker gleich schwer drückte, allein alle ihre Bemühungen waren umsonst. Erst als die Heerschaaren der Mongolen aus ihren Steppen hervorbrachen und Asien überflutheten,

sank die Assassinenherrschaft in Trümmer. Das Adlernste wurde erstürmt und dem Boden gleichgemacht. Auch in den Provinzen fielen alle Anhänger des Bundes unter dem Schwert. Aber sogar damit war diese fluchbeladene Sekte noch nicht von der Erde vertilgt; wenn auch in Persien mit Stumpf und Stiel ausgerottet, trieb sie ihr unheimliches Wesen doch noch ungestört in Syrien fort.

Noch zu Lebzeiten Hassan Shabah's nämlich hatte ein junger syrischer Fürst den verderblichen Einfall gehabt, zur Sicherung seiner bedrohten Grenzen die Assassinen in's Land zu rufen. Diese kamen mit großer Bereitwilligkeit, und während der endlosen Kriegswirren gelang es ihnen nur zu rasch, festen Fuß zu fassen und in den Bergländern westlich von Hamat ihre Herrschaft aufzurichten. Auch ihr Oberhaupt wurde fälschlich Scheich-el-Dschebal genannt, empfing aber wenigstens lange Zeit hindurch seine Weisungen von Alamut. Die Rolle, welche die syrischen Assassinen in den Kreuzzügen gespielt haben, ist aus der Geschichte der letzteren hinreichend bekannt. Ihre ruchlose Politik, überall den Hader zu schüren und die Kriegsfurie stets von Neuem zu entfesseln, brachte ihnen auch hier die gewünschten Erfolge. Mehrere der angesehensten christlichen Heerführer fielen ihren Sendlingen zum Opfer. Sowohl die Kreuzfahrer, wie verschiedene mohammedanische Fürsten versuchten vergeblich, sich die furchtbaren Eindringlinge vom Halse zu schaffen und sie wieder zum Lande hinauszujagen. Dieselben trotzten sogar dem Ansturm der mongolischen Horden, als diese ihre Geisel



auch über Syrien schwangen. Doch war die Kraft der Assassinen seitdem gebrochen, so daß es 1273 dem kriegerischen Mamelukensultan Beibars gelang, sie zur Unterwerfung zu bringen. Damit war ihr Schicksal besiegelt und sie sanken allmählig zu einer harmlosen Sekte herab, deren schwächliche Reste noch heutigen Tages im Libanongebirge existiren.

---

# Der echte Amerikaner.

## Charakterzüge einer werdenden Nation.

Von

**B. v. Wolfshofer.**

(Nachdruck verboten.)

Der bekannte Kulturhistoriker Honegger behauptete einmal, daß Amerika dazu bestimmt sei, den „Schmelztiegel" für die verschiedenen Nationen zu bilden, und dieser Ausspruch ist in der That sehr zutreffend. Das Produkt der Vermischung so verschiedener Elemente ist freilich noch nicht im Entferntesten abzusehen. Aber an zahlreichen bedeutsamen Zügen, welche die „Nation der Zukunft" charakterisiren, fehlt es keineswegs.

So hat Nordamerika — denn mit diesem beschäftigen wir uns hier natürlicher Weise allein — die gesellschaftlichen Anschauungen Europa's im großen Ganzen mit

seiner Kolonisation empfangen. Aber auf dem neuen Erdtheil haben sie oft sehr abweichende Färbung gewonnen. Eine kurze gesellschaftliche Skizze mag das beweisen.

„Nein, Mister Baker," sagt ein reicher Geldprotz in New-York zu einem Bewerber um die Hand seiner Tochter, „Sie können Milly nicht eher zur Frau bekommen, bis Sie ihr an Besitz und Stellung gleich stehen!"

Traurig verließ der junge Mann das prächtige Landhaus. Sechs Monate später stand er wieder vor dem Alten.

„Mein Herr," begann er stolz, „ich stehe Ihnen und Ihrer Tochter jetzt in jeder Beziehung gleich." Damit warf James Baker ein mächtiges Packet Banknoten auf den Tisch und fuhr fort: „Sehen Sie, was ich erworben habe, und jede Stunde vermehrt meinen Reichthum um ein Beträchtliches. Hören Sie, wie ich dazu kam. Als ich Sie verließ, war ich traurig. Aber ich überließ mich darum doch keineswegs der Verzweiflung. Ich verschaffte mir einen Kontrakt, die Armee mit Fleisch zu versehen —"

„Ah, ah," unterbrach ihn der Alte neugierig und gespannt.

„Dann kaufte ich alle unbrauchbaren und alten Kavalleriepferde auf."

„Ich verstehe, ich verstehe," rief der entzückte Vater. „Und die gaben ein sehr gutes Rindfleisch!"

„So ist es! Der Gewinn war kolossal!"

„Das kann ich mir denken! Ein solches Geschäft machte ich selbst gerne!"

„Und jetzt, mein Herr, bitte ich um die Hand Ihrer schönen Tochter!"

„Junge, sie ist Dein! — Aber halt' einmal! Erst eine Frage: Bist Du die ganze Zeit über auch stets ein braver, gottesfürchtiger Christ gewesen?"

„Bis in das Innerste meines Herzens," versetzte James Baker mit Betonung.

„Und," fuhr der Alte mit einer Stimme fort, die vor Rührung zitterte, „wirst Du Deinem Geschäft auch ferner pflichtgetreu nachkommen?"

„Gewiß, gewiß, Schwiegerpapa!"

„Dann, Junge, nimm sie. — Milly, meine Tochter! Komm herein! Seid glücklich, Kinder! Und was das Geschick auch über uns verhängen mag, laßt uns vor Allem ehrliche und loyale Bürger des Staates sein, welchem anzugehören wir das Glück haben!"

Wir in Europa schütteln allerdings den Kopf über eine solche Auffassung der Moral. Zum Mindesten erstaunt sind wir auch über manche andere Erscheinung, welche aus dem Kulturleben dieses interessanten Erdtheils hervorgewachsen ist. So ist der Amerikaner höchst kirchlich gesinnt. Den Sonntag feiert er mit jener puritanischen Strenge, wie er dieselbe vom Engländer, dem ersten Kolonisten seines heutigen Machtgebietes, überkommen hat. Das hindert jedoch nicht, daß seine Frömmigkeit einen Beigeschmack enthält, welchen man eben nicht anders als „echt amerikanisch" nennen kann. So ist es gemeiniglich in den Kirchen Sitte, daß Jeder, wenn der Klingelbeutel herum geht, noch besonders zum Geben aufgefordert wird. Ein behäbig aussehender Goldwäscher Kaliforniens saß also eines Tages im Kirchenstuhle, und als der Klingel-

beutel, vom Gemeindevorsteher mit Grazie getragen, zu ihm kam, entspann sich folgendes Gespräch:

„Nun, Willem! Willst Du nicht auch etwas geben?"

„Kann nicht!"

„Na, na, Willem, das weiß ich besser! Du hast ein ganz hübsches Vermögen!"

„Aber noch mehr Schulden! Die soll man bezahlen, bevor man daran denkt, Geschenke zu machen!"

„Aber Willem, Willem! Du schuldest Gott mehr, als irgend einem Menschen!"

„Das ist wahr! Aber er drängt mich nicht so, wie meine anderen Gläubiger!" —

Noch einen andern Zug hat der Yankee von seinem nächsten Anverwandten John Bull überkommen, die Raritätenjägerei. Aber auch sie ist bereits mit einer Beimischung versehen, welche man getrost mit echt amerikanisch bezeichnen darf. Ein Fall für viele. Dem Theater zu Washington gegenüber, in welchem Lincoln ermordet wurde, steht das Haus, in welches der sterbende Präsident gebracht wurde, um hier seinen letzten Athemzug zu thun. Der Besitzer des Hauses hat diese Stelle für einen halben Dollar pro Person sehen lassen und, wie man sich denken kann, dabei ein hübsches Stück Geld verdient. Das wäre in England auch möglich gewesen. Aber nun verlangt unser Gentleman noch obendrein von der Regierung ein paar hundert Dollars Schadenersatz für die Verheerungen, welche ihm an Stühlen, Thüren, Treppen und Teppichen von den Besuchern angerichtet worden sind. Und neben diesem Hause steht eine Branntweinschänke, wo sich der

Mörder Booth gestärkt haben soll, bevor er seine ruchlose That beging. Der Besitzer dieser Spelunke machte infolge dessen ein grandioses Geschäft, denn er gab seinen Gästen aus derselben Flasche zu trinken, welche Booth an seine Lippen gesetzt und — wofern sie natürlich ordentlich zahlen — sogar von demselben Brandy, welchen Jener getrunken. Der Amerikaner glaubt auch all' das; Leute, welche in geschäftlicher Hinsicht vielleicht die pfiffigsten des ganzen Erdballs sind, lassen sich da auf die handgreiflichste Weise von der Welt hinter's Licht führen!

Das Gefallen an Absonderlichkeiten ist überhaupt eine hervorstechende Seite des Amerikanerthums. Das hat die Sprengung des „Hell Gate", jenes mächtigen Felsens bewiesen, welcher die Einfahrt des Hafens von New-York verengte. Um auch einen Beitrag zu dem weltgeschichtlichen Kapitel von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen liefern zu können, beschloß man, dies Riesenwerk in seiner letzten Instanz durch das rosige Patschhändchen eines Kindes in Ausführung zu bringen. Die kleine Tochter des Generals Newton, des technischen Leiters des ganzen Unternehmens, brachte durch einen Druck auf den Knopf der elektrischen Batterie die größte Mine zur Explosion, die je auf der Erde gelegt worden war.

Das amerikanische Kind ist allerdings ein ganz anderes Wesen, als die kleinen Leute in der alten Welt. Es ist eben das Produkt einer Erziehung, welche von wesentlich anderen Grundsätzen ausgeht. Das hat ein Europäer erfahren, welcher kürzlich den amerikanischen Westen bereiste. Als er sein Hotel in Chicago verließ,

stieß er auf ein Büblein, welches so bitterlich weinte, daß der Fremde gerührt stehen blieb und nach der Ursache eines so intensiven Kummers fragte. Der Kleine erzählte, daß ihm von seinem Vater ein „Nickel" gegeben worden sei, um Medicin für den erkrankten Bruder zu kaufen, daß er das Geld jedoch verloren habe und nun auf eine ordentliche Züchtigung gefaßt sein müsse. Mitleidig griff unser europäischer Landsmann sofort in die Tasche, um dem Knaben seinen Verlust zu ersetzen. Weit gefehlt jedoch, daß dieser nun seine Thränen stillte, flossen dieselben vielmehr jetzt um so reichlicher.

„Aber warum hörst Du denn nicht auf zu weinen?" fragte der Fremde mit einer Theilnahme, zu welcher sich nunmehr noch die Neugierde gesellte.

„Weil ich," stieß der Junge unter Schluchzen hervor, „jetzt zwei Nickel hätte, wenn ich den ersten nicht verloren, und mir nun eine zehn Centscigarre kaufen könnte!"

Unser Landsmann setzte seinen Weg fort, nicht ohne mit einem Male einen gewaltigen Respekt vor der „Klugheit" eines amerikanischen Kindes bekommen zu haben — einen Respekt, welcher noch wuchs, als ihm Alle, welchen er sein Erlebniß mittheilte, die Versicherung gaben, daß sicherlich der erste verlorene Nickel eine Mythe gewesen, und daß ihm überhaupt dieses Abenteuer nur deshalb passiren konnte, weil das Bürschchen, mit welchem er zu thun gehabt, ihm sofort von der Nase gelesen, daß er ein „Grüner" sei. —

Heute wissen wir längst, daß uns Amerika in jeder Art und Weise der Betriebsamkeit weit voraus ist. Man

stampft ganze Ortschaften schier über Nacht aus dem Erdboden, und baut Bahnen in einer Frist, welche unser Staunen erregt. Allerdings läßt die Solidität um so mehr zu wünschen übrig. Eine andere Anekdote wird dies veranschaulichen.

„Wenden Sie denn keine Signale an?“ fragte ein Passagier auf einem Zuge in Kentucky den Zugführer.

„Nein, Herr! Wir haben das nicht nöthig!“

„Haben Sie Doppelgeleise?“

„Auch nicht, Herr!“

„Ah, ich verstehe! Dann werden vielleicht sämmtliche Züge durch den Telegraphen gemeldet!“

„Wir telegraphiren nicht!“

„Gerechter Himmel! Ist das eine Art, eine Bahn zu betreiben! Da riskirt man ja sein Leben!“

„Ja, lieber Herr, wenn Sie die Bahn nicht benützen mögen, so können Sie ja absteigen! Ich selbst bin der Präsident dieser Bahn und ihr alleiniger Eigenthümer. Ich bin auch die Direktion, der Schatzmeister, Sekretär, Generaldirektor, Zahl- und Bahnmeister, Passagier- und Güteragent, Zugführer und Bremser. Die Strecke ist sechs Meilen lang, und dies der einzige Zug, welcher auf derselben fährt. Noch nie gab es demnach bei uns Zusammenstöße. Der Lokomotivführer ist zugleich Feuermann und Chef der Werkstätte. Er und ich besorgen Alles. Wir sind ja so ziemlich beschäftigt, haben aber noch immer Zeit genug, um, wo es nöthig, anzuhalten und einen aufsässigen Passagier an die Luft zu setzen. Wünschen Sie nun, mit uns weiter vorlieb zu nehmen, oder wollen Sie

mit Ihrem Gepäck unter dem nächsten Dornbusch darüber nachsinnen, wie man sich einem Gentleman gegenüber zu benehmen hat?" —

Vor Allem befremdet uns die Stellung, welche das zarte Geschlecht in Amerika einnimmt. Man weiß ja, von hier ging jene Bewegung aus, welche man im Allgemeinen die Emanzipation des Weibes nennt. Aerzte, Beamte, Gelehrte — kurz jeder Beruf, welchen in der alten Welt der Mann ausfüllt, wird ihm hier von dem Weibe streitig gemacht. Dabei muß man sich über die Findigkeit wundern, mit welcher die Frauen Amerika's einen neuen Erwerbszweig nach dem andern entdecken. In Chicago ist eine Annonce zu lesen: „Damen und Kinder werden im — ‚Gehen' unterrichtet." Einem Berichterstatter, welcher sich Auskunft erbat über diesen merkwürdigen Sport, sagte die Unternehmerin angeblich Folgendes: „Das Hauptprinzip meiner Unterweisung ist das Gehen auf den Fußballen oder der Mitte des Fußes, statt auf den Spitzen oder Absätzen. Zumal auf die letztere Weise gehen neun von zehn Menschen. Ein solcher Gang schadet der Gesundheit, indem er der Wirbelsäule bei jedem Schritt eine Erschütterung gibt, während das Schreiten auf den Ballen einen gleitenden und anmuthigen Gang zur Folge hat. Am graziösesten gehen die Franzosen, während sich die Engländer am plumpesten vorwärts bewegen." Die Dame versicherte noch, daß sie sich eines stets wachsenden Zulaufs erfreue und mit den Geschäften, welche sie mache, überaus zufrieden sei.

Wir in Europa würden all' das natürlich mit „Humbug"

bezeichnen, einem Worte, welches der Amerikaner selbst anwendet, wenn er die Ungeheuerlichkeiten charakterisiren will, zu denen sich die industrielle Unternehmungslust seiner Landsleute zuspitzt. So hat ein spekulativer Kopf im Staate Ohio jüngst angekündigt, daß er magnetische Quellen „entdeckt“ habe. Die Phasen des europäischen Badelebens haben ja die amerikanischen Ladies längst in allen Abstufungen kennen gelernt: aber magnetische Quellen! Das war endlich einmal etwas, worauf sich die neue Welt der alten gegenüber etwas zu Gute thun konnte!

Ein anderer findiger Kopf, welchem die Spekulationslust keine Ruhe ließ, kündigte an, daß er ein unfehlbares Mittel wider schlechte Verdauung entdeckt habe. Man höre und staune! Es ist allgemein bekannt, daß unsere Eierspenderinnen ihre Verdauung befördern, indem sie nach jeder Mahlzeit einige Körnchen Sand schlucken. Darauf gründete Mr. Webb sein Prinzip. Und so abgeschmackt es erscheint — in Amerika fand es Billigung. Es strömten Leute herbei, welche sich einer geregelten Sandkur unterzogen. Fachblätter gaben sich dazu her, das Verfahren medicinisch zu billigen und anzupreisen. Mr. Webb erbaute eine eigene Anstalt mit dem größten Comfort und wird so lange Zulauf haben, bis ein neuer Humbug den seinigen in den Schatten rückt. Inzwischen ist er natürlich ein gemachter Mann, welcher sich über die Dummheit oder Vertrauensseligkeit seiner Landsleute gehörig in das Fäustchen lachen kann.

In Amerika kommt es eben vor Allem darauf an, „wie“ etwas gemacht wird. Eine große Waarenfirma in

Chicago wollte absolut keinen Ertrag abwerfen. Da verfiel der Besitzer derselben auf die geistreiche Idee, einer jeden Dame, welche einen Einkauf im Werthe von mindestens einem Dollar machte, Kaffee, Kuchen und Austernsuppe gratis zu gewähren. Das zog. Gewisse Käufer wollen zwar entdeckt haben, daß sich die Waaren des ehedem sehr soliden Hauses seit der Zeit beträchtlich verschlechtert haben. Aber dafür steht fest, daß dasselbe noch niemals so gute Geschäfte machen konnte, wie gerade jetzt.

Vor Allem ist es die Ankündigung, auf welche der Amerikaner einen großen Werth legt. Nirgends blüht daher die Reklame so wie hier. Uns Deutsche muß es interessiren, wie man gerade den Fürsten Bismarck dabei in Mitleidenschaft zieht. Bismarckseifen, Bismarckkravaten — derlei Artikel kommen überall vor. Namentlich aber arbeiten gern die Inserenten mit diesem berühmten Namen. „Welche Aehnlichkeit hat Spauldie's Leim mit dem Fürsten Bismarck?" hieß neulich eine Annonce in einem südlichen Blatt. Und die Antwort, welche der Fabrikant selber gibt, lautet charakteristisch genug: „Beide halten zäh fest und lassen nimmer wieder los, wenn sie einmal eine Sache angefaßt haben." Ein Anderer inserirt: „Sozodont und Bismarck. Sieht man den Fürsten, so merkt man ihm gar nicht an, welche Allmacht er ausübt. Auch dem Sozodont sieht man nicht an, welche Kraft ihm innewohnt. Aber Beide halten, was sie versprechen. Bismarck ist der Tod für die Feinde des deutschen Kaiserreichs, und Sozodont der Tod für alle — Zahnschmerzen."

Man wird sich einerseits freuen, wenn man vernimmt

welche Popularität unser Reichskanzler selbst in Amerika genießt; anderseits aber muthet uns doch auch die Ungenirtheit etwas unangenehm an, mit welcher man ihn als Aushängeschild zu der tagesüblichen Reklame benützt. Noch mehr aber versteht sich die Bühne auf die Reklame. Eine Künstlerin, die berühmte polnische Tragödin Madjeska, war offen genug, das Rezept dafür weiter zu erzählen. Ihre Anfängerzeit war recht und schlecht, wie diejenige eines jeden Talents: sie laborirte an Geldmangel. Vor Allem aber fehlten ihr die wichtigsten Attribute für eine Bühnenkünstlerin: die Diamanten. Ihr Impresario Sargent konnte oder mochte ihr dieselben nicht vorstrecken, aber er war mit einem Rathe bei der Hand. Er ging mit ihr durch die Straßen — sie waren gerade in Montreal — spazieren und führte sie zu einem Juwelier, wo sie eine Schnur prächtig imitirter Diamanten um den mäßigen Preis von 35 Dollars erstanden. Nächsten Tags ließ der Impresario eine ungeheure feuerfeste Kassette mit diebessicherem Verschluß anfertigen, in welcher die Diamanten aufbewahrt wurden. Diese übergab er dem Hotelier. Als der jedoch vernahm, daß sie ein Geschenk des Kaisers von Rußland seien und einen Werth von 90,000 Dollars repräsentirten, weigerte er sich, die Verantwortlichkeit zu übernehmen. Sargent schickte nun zu der Polizei, mit der Bitte, daß Beamte derselben abwechselnd gegen entsprechende Entschädigung die Kassette hüten möchten. Das geschah. Eine solche Reklame mußte selbst in Amerika noch nicht dagewesen sein. Die Presse Montreal's sprach nur noch von diesen Diamanten, und das Theater füllte

sich allabendlich bis zur Decke mit Schaulustigen. Die Künstlerin ist ehrlich genug, einzugestehen, daß der Besuch weit weniger ihr gegolten habe, deren Idiom man nicht einmal verstand, als den angeblichen Diamanten des Kaisers von Rußland.

Den Gipfel aller Reklamen, in welchem sich gleichzeitig auch das ganze Yankeethum auf eine ebenso ergötzliche wie charakteristische Weise widerspiegelt, veröffentlichte jüngst ein Blatt in folgender Notiz: „Herr Jefferson Mylis, früherer erster Redakteur des eingegangenen ‚California Chromotype‘, wird morgen Abend eine große wissenschaftlich-praktische Vorstellung zu geben die Ehre haben. Derselbe wird mit der rechten und linken Hand gleichzeitig zwei Zeitungsartikel niederschreiben, jeden verschieden von dem andern und nach einem gegebenen Thema; ebenso gleichzeitig mit dem linken Fuße eine Wiege in Bewegung setzen, dem darin liegenden kleinen Bürger Kaliforniens die Melodie: ‚Heil Dir Columbia‘ und ein Negerlied vorsingen, sowie mit dem rechten Fuße das Feuer unter dem Theekessel in Ordnung halten. Sollten sich freigebige Gentlemen finden, welche Herrn Jefferson Milys trinken sehen wollen, so wird er sechsunddreißig Stampfgläser Grog gegen jeden Mann seines Alters leeren und nachher mit dem Revolver in sechs Schüssen auf zwanzig Schritt viermal das Aß aus der Karte schießen. Eintrittsgeld die Person 10 Cents.“

In solchen Zügen offenbart sich der echte Yankee. Es ist wahr: Vieles davon wird uns fremdartig oder abstoßend erscheinen. Wir dürfen aber nicht übersehen, daß

eine jugendliche Nation uns gegenübersteht, welche sich gewissermaßen noch in ihrem Werdeprozeß befindet. Wenn erst die Zeit einzelne Unebenheiten und Absonderlichkeiten abgeschliffen hat, wird das junge Nordamerika sich ganz gewiß würdig dem Staatenreigen der alten Welt anschließen, welcher augenblicklich noch immer die moderne Kultur repräsentirt. Das deutsche Element in der Bevölkerung, welches sich besonders im Nordwesten immer energischer entfaltet, wird dazu nicht wenig beitragen. Vor Allem aber darf man nicht vergessen, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika einen kolossalen Besitz an beweglichem und unbeweglichem Vermögen aufweisen, und das Anwachsen des materiellen Wohlstandes trägt, wie die letzten Jahrzehnte bewiesen haben, wesentlich dazu bei, in diesem mächtigen Territorium die Segnungen der Kultur immer weiter zu verbreiten und die schroffen Gegensätze und Auswüchse verschwinden zu machen, wie sie bei einer Nation, welche aus allen anderen der Welt zusammengesetzt ist, natürlicher Weise vorhanden sein müssen.

---

# Mannigfaltiges.

---

**Geschiedene Gatten** pflegen für einander eben keine übergroße Liebe oder Zuneigung zu empfinden, eher das Gegentheil. Beide sind froh, daß sie mit einander nicht mehr in Berührung zu kommen brauchen, und es ist äußerst selten, daß der Eine für den Anderen einen Rest von Zuneigung bewahrt. Und doch verzeichnet die Geschichte einen Fall, der uns ein ganz anderes Bild vor Augen führt. Es ist Josephine de Beauharnais, welche dem von ihr geschiedenen Kaiser Napoleon eine fast an Schwärmerei grenzende Liebe bewahrte, eine Liebe, welche sie bis zum letzten Hauche für ihn empfand. Das Zimmer in Malmaison, das er mit ihr getheilt hatte und in dem er zu arbeiten pflegte, ehe politische Rücksichten ihn von ihrer Seite rissen, betrachtete sie gewissermaßen als ein Heiligthum. Nur ungern gestattete sie Jemandem den Zutritt zu diesem traulichen Gemache, das ihre Liebe einst dem Manne ihres Herzens zu einem Paradiese gestaltet und in welchem beide Gatten einst so glückliche Stunden mit einander verlebt hatten. Wehe dem, der einen der darin befindlichen Gegenstände berührt hätte! Ihre Lieblingsdienerin hatte einmal, durch das Versprechen einer hohen Geldsumme bewogen, in Abwesenheit ihrer Herrin einen reichen Engländer in das Zimmer geführt. Dieser hatte ein Buch über Geschichte in die Hand genommen, die eingebogene Seitenzahl, wo Napoleon mit Lesen aufgehört hatte, aufgeschlagen und das Buch dann jedenfalls nicht wieder an seinen ihm zukommenden Platz

gelegt. Josephine, welche auf die kleinste Einzelheit ein sorgsames Auge hatte, erkannte aus der Lage des Buches, daß Jemand dasselbe in der Hand gehabt hatte, und unterwarf die Dienerin einem Verhör. Reumüthig gestand Letztere ihr Vergehen ein und bat ihre Herrin um Verzeihung. Diese wurde ihr zwar mit dem Bemerken zu Theil, daß sie im Wiederholungsfalle ihre sofortige Entlassung zu gewärtigen habe, aber Josephine selbst brach in Thränen aus und war mehrere Wochen hindurch sehr traurig und verstimmt. Seitdem gab sie den Schlüssel zu ihrem Heiligthum nicht mehr aus der Hand und selbst jene Dienerin durfte es nicht wieder betreten. Alles blieb in dem Zimmer, wie wenn Napoleon es eben verlassen hätte. In der Feder, womit er geschrieben, gewahrte man noch die eingetrocknete Tinte, an der Wand hing noch die Weltkarte mit den von ihm vermerkten Glossen und Andeutungen. Auf der Wand, an welcher das einfache vorhanglose Bett Napoleon's stand, erblickte man sein Wappen, und überall herum, auf dem Bette, den Stühlen lagen seine Kleider. Und die sonst peinlichste Ordnung liebende Josephine duldete diese Unordnung, ja freute sich ihrer, denn es war die geniale Unordnung eines großen Mannes — i h r e s Mannes. Hm.

**Ein tapferer Pauker.** — Die für die Preußen siegreiche Schlacht bei Striegau oder Hohenfriedberg, 1745, hätte für dieselben leicht verloren gehen können und zwar durch die Geistesgegenwart eines sächsischen Paukers. Derselbe war gleich beim Anfang des Treffens mit seinen beiden silbernen Pauken gefangen genommen worden; allein in der Hitze des Gefechts vergaß man, ihm seine Pauken und sein Pferd abzunehmen. Diesen Umstand benützte der Pauker meisterhaft. Als eben die preußische Kavallerie attakirte und im vollen Einhauen begriffen war, schlug er in eben demselben Augenblick Retraite, da sich der Sieg auf preußische Seite lenkte. Sein heftiges Retraiteschlagen und lautes Rufen:

„Halt, halt! Zurück, zurück!" verwirrte einige preußische Schwadronen dermaßen, daß der schon fast gewisse Sieg wieder zweifelhaft wurde. Da entdeckte ein preußischer Offizier, daß es der sächsische Pauker sei, der ihnen diesen Streich spielte. Wüthend sprengte er auf diesen los, um ihn vom Pferde zu hauen; eine geschickte Wendung aber rettete diesem das Leben, denn der Hieb verstümmelte nur Nase, Lippen und Kinn. — Nach beendeter Schlacht umringten den Verwundeten eine Menge preußischer Offiziere und Gemeinen. Die Einen riefen ihm Flüche, Andere aber Lobsprüche zu, bis diesem Treiben endlich ein Kürassier dadurch ein Ende bereitete, daß er ausrief: „Ei was, hier ist nicht Zeit, Kriegsrecht zu halten! Wer ein braver Kamerad ist, der fasse an und helfe ihn in's Lazareth bringen!" Dies geschah denn auch, und Dank der sorgfältigen Pflege genaß er und wurde wieder ausgewechselt. Der sächsische Kurfürst belohnte die Geistesgegenwart und den Muth des Paukers mit einer Steuereinnehmerstelle, in der er erst lange nach dem siebenjährigen Krieg in hohem Alter gestorben ist.

A. A.

**Naturkraft.** — Es wird neuerdings geplant, die Kräfte der Wasserfälle für die Dienste der Menschheit auszunutzen. Welch' enorme Kraft alltäglich verloren geht, zeigt am schlagendsten der Niagara, denn in den Wasserfällen desselben stürzen, nach einer Berechnung des Amerikaners Allen, in jeder Minute etwa 22,450,000 Kubikfuß Wasser über den 160 Fuß hohen Felsen. Demnach entspräche, da bei der Anwendung von Wasserkräften ein Dritttheil derselben verloren geht, die wirkliche Kraft des Niagarafalles ungefähr 4,534,000 Pferdekräften. Um einen Maßstab für diese ungeheuren Zahlen zu gewinnen, führen wir an, daß der Niagarafall demnach eine Kraft entwickelt, die vierzigmal so groß ist, als die der gesammten englischen Industrie, der mächtigsten, die irgend eine Nation der Erde aufzu-

weisen hat. — So nichtig sind die Werke der Menschen gegenüber den zermalmenden Kräften der Natur! Kl.

**Eine sonderbare Sitte.** — Wie der französische Missionar Pater Le Gac erzählt, tritt in gewissen Fällen in Hindostan eine Selbstverstümmelung ein, die, aus uralter Zeit stammend, sich bis auf die Gegenwart fortgeerbt hat.

Die Kaste der Goutries hält nämlich die Sitte fest, daß, wenn das erste Kind einer Familie heirathet, die Mutter sich die beiden ersten Glieder der beiden letzten Finger der Hand abschneiden muß.

Dies ist ein so fest begründetes Herkommen, daß keine Mutter sich davon frei zu machen wagt, um so weniger, als eine Weigerung mit Ausstoßung aus der Kaste bestraft wird.

Nur die Frauen der Fürsten sind von dieser Verpflichtung entbunden und bieten der Gottheit statt der wirklichen Fingerglieder zwei goldene Finger dar. B.

**Heinrich VIII. als Arzt.** — Sehr oft charakterisirt eine Anekdote besser, als ein dickleibiges historisches Werk, wie z. B. nachfolgende, verbürgte. — Heinrich VIII. von England hatte sich auf der Jagd verirrt und kam erst spät am Abend und von Hunger gequält in das Dorf Reading. Er suchte hier den Richter auf und bat ihn um Gastfreundschaft; er sei ein Gardist aus dem Gefolge des Königs. Das war dem gastfreundlichen Richter genug; er hieß den Verirrten sich setzen und brachte eine vortreffliche Ochsenzunge und ebenso köstliches Bier herbei.

„Und nun stoßt an!" rief der Wirth. „Der erste Trunk gelte dem König, in dessen Diensten Ihr steht."

„Wie das ganze England," versetzte der vermeintliche Gardist auf die arglose Rede.

Man leerte die Krüge, und nun machte sich der König an die gebratene Ochsenzunge. Der Richter schaute dem Speisenden mit Wohlgefallen zu und bemerkte endlich:

„Ich wollte hundert Pfund geben, schmeckte mir eine Ochsenzunge so, wie Euch. Mit meinem Magen ist es schlecht bestellt, und die Aerzte können mir nicht helfen."

„So, so," sagte Heinrich VIII., ohne sich stören zu lassen. „Da kann ein Arzt sich das Honorar also noch verdienen." Als er gesättigt aufstand, schüttelte er seinem Wirthe als Dank die Hand und ritt, ohne sich zu nennen, fort.

Einige Wochen darauf wurde der Richter nach London gerufen und dort ohne Verhör bei Wasser und Brod eingekerkert. Die frühere Körperfülle schwand, und als ihm nach drei Wochen eine Ochsenzunge vorgesetzt wurde, beeilte er sich, sie mit einem wahren Heißhunger zu verschlingen. Als er damit zu Ende, tönte hinter ihm lautes Lachen, und sein Gast, der Gardist, klopfte ihn auf die Schulter. Die Kleidung war aber gar nicht gardistenmäßig, und der Richter erkannte, wen er bewirthet hatte. Er beugte sein Knie vor dem König.

„Es hat Euch also die Ochsenzunge bei mir geschmeckt," meinte Heinrich, „da bin ich doch ein geschickter Arzt gewesen und kann mein Honorar ohne Gewissensbisse einstecken. Zahlt also die versprochenen hundert Pfund oder bereitet Euch, lebenslang von mir als Kranker behandelt zu werden."

Der Richter zahlte wohl oder übel die verlangte Summe, aber von da ab bewirthete er Niemand mehr mit Ochsenzungen. W. G.

**Die böse Sieben.** — Der Ursprung dieses Ausdruckes für eine zänkische Ehefrau ist gewiß den meisten Lesern unerklärlich geblieben, denn wie derselbe mit der Zahl Sieben zusammenhängen soll, ist unerfindlich. Es ist dies auch nicht der Fall. Der Ausdruck stammt vielmehr aus der altgermanischen Mythologie, in welcher Siwa eine Göttin war, welche besonders an der Ostsee im Mecklenburgischen verehrt wurde und als ein Weib mit fliegenden Haaren dargestellt wurde, welches in der rechten Hand einen Apfel, in der linken eine Weintraube trägt.

Ihr Haupttempel war zu Rhetra am Tollenzer See. Dieser Göttin wurden Menschenopfer, während der Kämpfe zwischen Heiden und Christen namentlich das Blut gefangener Christen, gebracht. Die Wildheit dieser Göttin, sowie das Furchtbare der ihr dargebrachten Opfer machte die Siwa den Christen besonders verabscheuungswürdig, und man pflegte nach ihr später eine recht bösartige Frau die böse Siwa oder Siebe zu nennen; allmählig verblaßte die Erinnerung an diesen Zusammenhang, und der Vielen geläufigere Ausdruck „Sieben" trat an die Stelle. J.

**Heimgegeben.** — Ludwig XIV. sagte einst in Gegenwart einer größeren Hofgesellschaft zu einem sehr verdienten General, den er aber wiederholt gegen seine Günstlinge zurückgesetzt hatte und der sich deshalb schon öfters zu beschweren Veranlassung gehabt: „Sie machen mir am meisten zu schaffen von allen Offizieren meiner Armee!" — „Euer Majestät Feinde," fiel Jener ein, „haben wiederholt dasselbe gesagt." —dn—

**Der Schauspieler Cimbber** in London, der wegen seiner witzigen Einfälle einst sehr bekannt geworden war, ging mit seinem Freunde eines schönen Tages über die Straße. Da wurden sie von einem Bettler, der eben einen Krampfanfall zu überstehen gehabt, um ein Almosen angesprochen. Cimbber's Freund wollte nichts geben, er selbst aber gab dem Bettler ein Geldstück.

„Ich bin überzeugt," sagte der Freund, „daß dieser Mensch ein Betrüger ist und nur Komödie spielt."

„Jedenfalls ist er," antwortete Cimbber, „entweder ein sehr unglücklicher Mensch, oder der beste Komödiant, den es jemals gegeben hat; in beiden Fällen aber bin ich zu geben verpflichtet. Im ersteren Falle aus Mitleid, im letzteren als Kollege." —dn—

---

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.





